This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

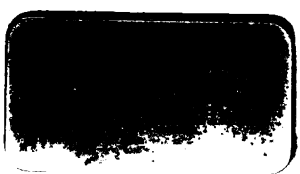
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 185 063

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



Paul Gerhardt.

Erſter Theil.

Paul Gerhardt.

Kirchengeschichtliches Lebensbild

aus der Zeit

des grosszen Churfürsten.

Von

C. A. Wildenhahn,

Pastor Sec. zu St. Petri in Bautzen.

Erster Theil.

Leipzig, 1845.

Verlag von Gebhardt und Reisland.

Paul Gerhardt.

Kirchengeschichtliches Lebensbild

aus der Zeit

des groszen Churfürsten.

Von

C. A. Wildenhahn,

Pastor Sec. zu St. Petri in Bautzen.

Erster Theil.

Leipzig, 1845.

Verlag von Gebhardt und Reisland.

PT2580
W15 P3
v.1

Vorwort.

Nur Weniges ist es, was der Verfasser dem vorliegenden Buche vorauszuschicken hat. Wie dessen frühere Arbeit über Philipp Jacob Spener, so hat auch diese denselben Zweck, nämlich den: christliche Erweckung und Erbauung in einer freieren Form, als sonst Kanzel und Altar gestatten.

Ueber keine kirchengeschichtliche Person ist vielleicht gerade in neuester Zeit mehr geschrieben worden, als über Paul Gerhardt, ein Beweis, wie sehr die Bedeutsamkeit dieses Mannes für den Aufbau des Reiches Gottes erkannt wird. Wenn nun auch der Verfasser noch seinen Beitrag dazu gibt, so hat dies neben der herzlichen Verehrung dieses Mannes, welche ja alt ist, als die Bekanntschaft mit dessen Liedern, seinen Grund besonders in der Ueberzeugung, daß das Leben eines Dichters die beßte Vorlage zu einer dichterischen Be-

M764830

handlung sei. Dennoch aber hat sich der Verfasser streng an die wirklichen Facta gehalten, welche sämmtliche Lebensbeschreiber dieses Mannes als historisch wahr nachgewiesen haben.

Mit Liebe und Fleiß hat er deshalb zusammengetragen und verglichen, was in alter [1]), neuerer [2]) und neuester [3]) Zeit über diesen merkwürdigen Mann er-

---

1) Joh. Caspar Wetzel, Hofprediger u. Archidiac. in Römhild, Hymnopoeographia oder historische Lebensbeschreibung der berühmtesten Liederdichter, 4 Theile. Herrnstadt 1719—1728. Th. I S. 311 ff.; u. Dessen, Gotha 1753 erschienenen Nachlese zur Liederhistorie Bd. II p. 11. — Joh. Heinrich Feustking, Hofprediger u. Superint. des Fürstenth. Anhalt-Zerbst: im Vorberichte zu seiner Ausgabe von: Pauli Gerhardti geistreiche Haus- und Kirchenlieder. Wittenberg 1723. — Küster in seinem bekannten Werke: Altes und Neues Berlin, Th. I.

2) Cosmar: Paul Gerhardt seines Amtes entlassen; in Biesters berlinischer Monatsschrift, Septemberheft 1809; mit histor. Berichtigungen im Decemberhefte von Fr. Nicolai. — Trepte, Diaconus zu Gräfenhainichen, Gerhardts Geburtsort, in seiner biograph. Skizze P. Gerh. Delitzsch 1828. — E. G. Roth, Consistorialrath: Paul Gerhardt. Nach seinem Leben und Wirken ꝛc. 2. Aufl. Lübben 1832.

3) E. G. Langbecker Leben und Lieder von P. Gerh. mit Gerh. Bildniß. Berlin 1841. 820 S. 8. und desselben: Kurze Lebensgeschichte der Anna Maria Gerhardt ꝛc. Berlin 1842. — Otto Schulz, Provinzial-Schulrath: P. Gerhardts geistl. Andachten in 120 Liedern. Nach der ersten durch Joh. Georg Ebeling besorgten Ausgabe mit Anmerkk., einer geschichtl. Einleitung und Urkunden. Mit Gerh. Bildniß und einem Facsimile seiner Handschrift.

schienen ist, und dankbar nennt er besonders Roth, Langbecker und Otto Schulz als Diejenigen, welche zur historischen Aufklärung des immer noch nicht völlig klar vorliegenden Lebens Gerhardts am Meisten beigetragen haben. Eine eigentliche Biographie Gerhardts, wie sie von Hoßbach über Spener und von Guerike über A. H. Francke gegeben ist, steht immer noch zu erwarten.

Sehr dankenswerthe historische Aufschlüsse über die religiösen Streitigkeiten zwischen Reformirten und Lutherischen, besonders für die dem Werke Gerhardts zunächst vorausgehende Zeit hat die königl. preuß. Kalender-Deputation in dem historisch-genealogischen Kalender auf das Gemeinjahr 1821 gegeben *).

Bei einer dichterischen Behandlung des Lebens Gerhardts mußte es dem Verfasser besonders leid thun,

---

Berlin 1842. — Desselb.: Paul Gerhardt und der große Churfürst, worüber auch das von Pischon erschienene Schriftchen zu vergleichen ist.

Außerdem noch die Mittheilung, daß vom Bibliothekar Dr. Friedländer fünf bisher noch unbekannte geistliche Lieder, aus alten Leichenpredigten abgedruckt, unter dem Titel: Den Freunden P. Gerhardts [6. S.] erschienen sind, an deren Aechtheit kein Zweifel ist. Somit besitzen wir also 125 gerhardt'sche Lieder.

*) In dem Aufsatze: Zur Geschichte von Berlin und seinen Bewohnern von Johann Sigismund an [1608] bis zum Ende der Regierung des großen Churfürsten [1688].

daß die allgemein bekannte Entstehungsgeschichte *) des Liedes: Befiehl du deine Wege ꝛc. durchaus nicht auf historischem Grunde beruht. Denn da dieses Lied bereits im Jahre 1659 in der von Heinrich Müller zu Rostock herausgegebenen: Geistlichen Seelen-Musik abgedruckt ist, Gerhardt aber erst sieben Jahre darauf, 1666 seines Amtes entsetzt wurde, derselbe außerdem des Landes gar nicht verwiesen worden ist, sondern bis zu seiner Anstellung in Lübben ruhig und ohne Nahrungssorgen in Berlin gelebt hat, so leuchtet die Unmöglichkeit davon von selbst ein. Schon Fr. Nicolai hat in seiner berlinischen Monatsschrift [Jahrg. 1809 S. 336] dies umständlich nachgewiesen.

Wie sehr aber diese Sage dem deutschen Gemüthe

*) Der Superint. F. Chr. Fulda scheint (im hallischen patriot. Wochenblatte Jahrg. 1799 S. 143 ff.) diese Sage zuerst mitgetheilt zu haben. Nämlich diese: Paul Gerhardt, von dem großen Churfürsten seines Amtes entsetzt und des Landes verwiesen, wandert mit Weib und Kind nach Sachsen aus. In einem Gasthofe an der sächsischen Grenze, wo seine Gattin ihres Jammers kein Ende weiß, dichtet Gerhardt zu ihrem Troste das genannte Lied; und bald darauf noch im selben Gasthofe kommt ganz unerwartet ein Bote des Herzogs Christian zu Sachsen-Merseburg, der ihm einen Jahrgehalt und eine Anstellung in dessen Lande anbietet. Der große Churfürst, der später davon Kenntniß erhält, wünscht nun den vertriebenen Prediger zurück, aber zu spät, da er bereits das Archidiaconat in Lübben, das damals zu Sachsen-Merseburg gehörte, angenommen hat.

zusagt, beweisen drei poetische Behandlungen derselben von Schmidt von Lübeck [1]), Friedrich Raßmann [2]) und Theodor Drobisch [3]). Ganz neuerdings hat deshalb Victor Strauß in einem dem Verfasser beim Schlusse dieser Arbeit erst zugekommenen Schriftchen *) die Entstehungszeit dieses Liedes auf das Jahr 1657 zurückdatirt, einige Monate vor dem Abgange Gerhardts von Mittenwalde nach Berlin, und als Ursache des großen Herzeleids der Frau Anna Maria Gerhardt die mancherlei Kränkungen angenommen, welche die beiden Eheleute von dem Diaconus Allborn da-

---

1) Es ist dem Verfasser nicht gelungen, dies Gedicht kennen zu lernen, und entnimmt er diese Angabe aus einer Notiz von Otto Schulz a. a. O. p. 264.

2) Paul Gerhardt. Eine dramatische Poesie von Friedrich Raßmann. Duisburg und Essen 1812. Aus Jördens Dichterlexicon entlehnt. Auffallend ist es, daß Raßmann die Gattin Gerhardts Sidonia nennt.

3) Paul Gerhardt. Historisch-dramatisches Gedicht in einem Aufzuge von Theodor Drobisch. Leipzig 1842. 48 S.

*) Im zweiten Hefte des ersten Bandes der Sonntags-Bibliothek — Lebensbeschreibungen christlich-frommer Männer zur Erweckung und Erbauung der Gemeine. Herausgegeben von Freunden des Reiches Gottes. Eingeleitet von Dr. A. Tholuck. Bielefeld 1844. Einen eigenthümlichen Reiz gewährt diese Schrift besonders durch die Gewandtheit, mit welcher der Verfasser die Entstehungsgeschichte der sämmtlichen Lieder Gerhardts in wahrhaft erbaulicher, lieblicher Weise darzustellen versteht.

ſelbſt, der die erlittene Zurückſetzung bei der Berufung Gerhardts zur Propſtſtelle nicht verſchmerzen konnte, zu erleiden hatten. Dieſe Annahme hat wenigſtens einen hiſtoriſchen Grund nicht gegen ſich.

So viel über die Oeconomie des vorliegenden Buches; ſein Daſein aber überhaupt möge es, wo möglich, ſelbſt rechtfertigen.

Bautzen am 14. November 1844.

Der Verfaſſer.

Inhalt

des ersten Theiles.

Seite.

Cap. 1. Das Wirthshaus an der langen Brücke . . . 1

„ 2. Der Revers 23

„ 3. Der Dichter und der Sänger 45

„ 4. Die Amtsentsetzung 78

„ 5. Die Bürgerversammlung 100

„ 6. Der Hausgottesdienst 124

„ 7. Das churfürstliche Rescript 147

„ 8. Der große Churfürst 167

„ 9. Der Verhaftsbefehl 189

Seite.

Cap. 10. Das Geständniß 212

„ 11. Die Audienz 237

„ 12. Eine Consistorial-Sitzung 260

„ 13. Die Hilfe in der Noth 281

„ 14. Des Sterbenden Abendmahl 301

Paul Gerhardt.

Erster Theil.

So Jemand kämpfet, wird er doch nicht gekrönet, er kämpfe denn recht.
2 Timoth. 2, v. 5.

Cap. 1.

Das Wirthshaus an der langen Brücke.

> Das ist's aber, das ihr thun sollt: Rede Einer mit dem Andern Wahrheit und richtet recht, und schaffet Frieden in euren Thoren, und denke Keiner kein Arges in seinem Herzen wider seinen Nächsten!
>
> Sacharja 8, v. 16. 17.

Zur Zeit des großen Churfürsten gab es in Berlin nahe der langen Brücke, auf welcher jetzt seine eherne Reiterstatue errichtet steht, ein Wirthshaus, welches seit vielen Jahren her den wohlhabenderen Bürgern von Berlin und Cöln als Versammlungs- und gewissermaßen als Vereinigungsort der Bewohner beider Städte diente, und welches, wenn des Tages Last und Hitze getragen war, fast zu einer und derselben Stunde seine täglichen Gäste aufnahm und entließ. Es war nun um die Mitte des Februar im Jahre 1666, als in den gewöhnlichen Abendstunden eine zahlreiche Gesellschaft zunächst um den großen Tisch am Ofen, welcher als eine

Art Ehrenplatz den sogenannten Stammgästen aufbehalten blieb, ein lauteres und eifrigeres Gespräch führte als gewöhnlich.

„Wenn das so fortgeht," sagte der Eine, der, etwa funfzig Jahre alt, durch seinen hellen, lebendigen Blick sich vor Allen hervorthat, — „Wenn das so fortgeht, so wird's mit dem wenigen Lutherthum, was bei uns noch vorhanden ist, bald gar aus sein! Wir werden bald gar keine Prediger mehr haben und die Kirchen zuschließen müssen."

„So schlimm ist's doch noch nicht, Meister Jung," antwortete ein anderer Mann, aus dessen kleinen, freundlichen Augen eine ungeheuchelte Gutmüthigkeit hinausschaute. — „Bis jetzt hat die St. Nicolai-Gemeinde erst einen ihrer Prediger verloren, den Archidiaconus Reinhart; die übrigen werden uns wohl erhalten bleiben."

„Da habt Ihr bessere Hoffnung, als ich, Herr Musikdirector Ebeling," entgegnete Meister Jung fast ärgerlich. „Denkt doch, unser alter Probst Lilius ist bereits schon abgesetzt, der Diaconus Gerhardt kann seiner Absetzung jede Stunde entgegensehen, die andern Diaconen Lubath, Lorenz und Hellwig haben auch nichts Besseres zu erwarten; der an Reinharts Stelle berufen gewesene Conrector Rancke hat das ihm angetragene Amt zurückgewiesen; ja selbst der Propst Fromm zu St. Petri, der bisher in der besondern Gunst der Reformirten gestanden, hat plötzlich in dem Hofprediger Stosch einen erbitterten Feind

gefunden, der, so weit ich ihn kenne, nun Alles anwenden wird, ihn zu stürzen, — nun bitt' ich Euch, Herr Ebeling, was sind da noch für Hoffnungen?"

„O sehr viele," antwortete Ebeling mit unerschütterlicher Milde. „Wenn Ihr Musik verständet, lieber Meister, so würde ich Euch sagen, daß mir das Alles vorkommt, wie eine schön angelegte, kunstreiche Fuge, wo alle Stimmen durcheinander laufen, jede Stimme hartnäckig ihren eignen Weg geht und Alles auseinander zu gehen drohet. Hat aber dies eine Zeit lang gedauert, so kommen sie mit einem Male alle wieder zusammen, und so sehr Eines vorher des Andern Feind und Widersacher schien, zuletzt reichen sie sich alle die Hände und schließen einen harmonischen Bund und aller Streit hat ein Ende."

„Wenn Ihr die Sache aus Eurer Musikkunst erklären wollt," sagte der Andere, — „so habe ich dazu aus meinem Handwerke dasselbe Recht. Wenn bei uns die Fäden nicht mehr fein ordentlich bleiben und vielmehr bald da bald dort durcheinander laufen wollten, da würde eine saubere Art Tuch daraus kommen, und Ihr, Herr Ebeling, würdet uns kein solches Gewand abkaufen. Ich bin ein Freund der Ordnung und des Rechtes, aber ein Feind aller Ungerechtigkeit, besonders in Sachen des Glaubens."

„Ich hoffe doch auch, Meister Jung," sagte hier ein Dritter — „daß sich das Alles noch friedlich enden wird. So ist mir ganz bestimmt versichert worden, daß unser ehrwürdiger Propst Lilius vor einigen Wochen den

ſelbſt, der die erlittene Zurückſetzung bei der Berufung Gerhardts zur Propſtſtelle nicht verſchmerzen konnte, zu erleiden hatten. Dieſe Annahme hat wenigſtens einen hiſtoriſchen Grund nicht gegen ſich.

So viel über die Oeconomie des vorliegenden Buches; ſein Daſein aber überhaupt möge es, wo möglich, ſelbſt rechtfertigen.

Bautzen am 14. November 1844.

Der Verfaſſer.

Inhalt

des ersten Theiles.

Seite.

Cap. 1. Das Wirthshaus an der langen Brücke . . . 1

„ 2. Der Revers 23

„ 3. Der Dichter und der Sänger 45

„ 4. Die Amtsentsetzung 78

„ 5. Die Bürgerversammlung 100

„ 6. Der Hausgottesdienst 124

„ 7. Das churfürstliche Rescript 147

„ 8. Der große Churfürst 167

„ 9. Der Verhaftsbefehl 189

Seite.

Cap. 10. Das Geständniß 212

„ 11. Die Audienz 237

„ 12. Eine Consistorial-Sitzung 260

„ 13. Die Hilfe in der Noth 281

„ 14. Des Sterbenden Abendmahl 301

Paul Gerhardt.

Erſter Theil.

So Jemand kämpfet, wird er doch nicht gekrönet, er kämpfe denn recht.
2 Timoth. 2, v. 5.

Cap. 1.

Das Wirthshaus an der langen Brücke.

> Das ist's aber, das ihr thun sollt: Rede Einer mit dem Andern Wahrheit und richtet recht, und schaffet Frieden in euren Thoren, und denke Keiner kein Arges in seinem Herzen wider seinen Nächsten!
>
> Sacharja 8, v. 16. 17.

Zur Zeit des großen Churfürsten gab es in Berlin nahe der langen Brücke, auf welcher jetzt seine eherne Reiterstatue errichtet steht, ein Wirthshaus, welches seit vielen Jahren her den wohlhabenderen Bürgern von Berlin und Cöln als Versammlungs- und gewissermaßen als Vereinigungsort der Bewohner beider Städte diente, und welches, wenn des Tages Last und Hitze getragen war, fast zu einer und derselben Stunde seine täglichen Gäste aufnahm und entließ. Es war nun um die Mitte des Februar im Jahre 1666, als in den gewöhnlichen Abendstunden eine zahlreiche Gesellschaft zunächst um den großen Tisch am Ofen, welcher als eine

Art Ehrenplatz den sogenannten Stammgästen aufbehalten blieb, ein lauteres und eifrigeres Gespräch führte als gewöhnlich.

„Wenn das so fortgeht," sagte der Eine, der, etwa funfzig Jahre alt, durch seinen hellen, lebendigen Blick sich vor Allen hervorthat, — „Wenn das so fortgeht, so wird's mit dem wenigen Lutherthum, was bei uns noch vorhanden ist, bald gar aus sein! Wir werden bald gar keine Prediger mehr haben und die Kirchen zuschließen müssen."

„So schlimm ist's doch noch nicht, Meister Jung," antwortete ein anderer Mann, aus dessen kleinen, freundlichen Augen eine ungeheuchelte Gutmüthigkeit hinausschaute. — „Bis jetzt hat die St. Nicolai-Gemeinde erst einen ihrer Prediger verloren, den Archidiaconus Reinhart; die übrigen werden uns wohl erhalten bleiben."

„Da habt Ihr bessere Hoffnung, als ich, Herr Musikdirector Ebeling," entgegnete Meister Jung fast ärgerlich. „Denkt doch, unser alter Probst Lilius ist bereits schon abgesetzt, der Diaconus Gerhardt kann seiner Absetzung jede Stunde entgegensehen, die andern Diaconen Lubath, Lorenz und Hellwig haben auch nichts Besseres zu erwarten; der an Reinharts Stelle berufen gewesene Conrector Rancke hat das ihm angetragene Amt zurückgewiesen; ja selbst der Propst Fromm zu St. Petri, der bisher in der besondern Gunst der Reformirten gestanden, hat plötzlich in dem Hofprediger Stosch einen erbitterten Feind

gefunden, der, so weit ich ihn kenne, nun Alles anwenden wird, ihn zu stürzen, — nun bitt' ich Euch, Herr Ebeling, was sind da noch für Hoffnungen?"

„O sehr viele," antwortete Ebeling mit unerschütterlicher Milde. „Wenn Ihr Musik verständet, lieber Meister, so würde ich Euch sagen, daß mir das Alles vorkommt, wie eine schön angelegte, kunstreiche Fuge, wo alle Stimmen durcheinander laufen, jede Stimme hartnäckig ihren eignen Weg geht und Alles auseinander zu gehen drohet. Hat aber dies eine Zeit lang gedauert, so kommen sie mit einem Male alle wieder zusammen, und so sehr Eines vorher des Andern Feind und Widersacher schien, zuletzt reichen sie sich alle die Hände und schließen einen harmonischen Bund und aller Streit hat ein Ende."

„Wenn Ihr die Sache aus Eurer Musikkunst erklären wollt," sagte der Andere, — „so habe ich dazu aus meinem Handwerke dasselbe Recht. Wenn bei uns die Fäden nicht mehr fein ordentlich bleiben und vielmehr bald da bald dort durcheinander laufen wollten, da würde eine saubere Art Tuch daraus kommen, und Ihr, Herr Ebeling, würdet uns kein solches Gewand abkaufen. Ich bin ein Freund der Ordnung und des Rechtes, aber ein Feind aller Ungerechtigkeit, besonders in Sachen des Glaubens."

„Ich hoffe doch auch, Meister Jung," sagte hier ein Dritter — „daß sich das Alles noch friedlich enden wird. So ist mir ganz bestimmt versichert worden, daß unser ehrwürdiger Propst Lilius vor einigen Wochen den

Revers endlich unterschrieben hat, und daß er demnach bald wieder in sein Amt wird eingesetzt werden.“

„Das ist mir eben keine frohe Botschaft, Meister Liebrecht,“ entgegnete Jener. „Wer siebzig Jahre lang gut lutherisch geblieben ist, der soll in seinen letzten Tagen nicht erst noch ein Religionsmenger werden. Höret nur, wie darüber geurtheilt wird, daß der alte Lilius doch noch nachgegeben hat. Das sollte er nicht thun; er ist kein Verbrecher, kein Landesverräther; er hätte also nichts weiter gethan, als seine Schuldigkeit, nämlich Treue im Glauben gehalten bis ans Ende, und das ist eine Ehre, wer darum leiden muß.“

„Aber bedenkt doch, lieber Meister,“ sagte Ebeling begütigend. — „Der Probst Lilius mag allerdings, wie Ihr sagtet, wenigstens siebzig Jahre alt sein. Sollte es nun einem alten Manne, der bereits auf der Grube geht, so übel ausgelegt werden, wenn er seine letzten Tage in Ruhe und Frieden verleben will? Ihr wisset ja, wie es dem alten guten Manne seit Jahren her ergangen ist, wie Alles auf ihn einstürmte, um ihn zur Unterschrift zu bewegen. Er hat sich lange genug gesträubt, und daß er seinem Glauben treu geblieben ist, beweiset ja eben, daß er voriges Jahr seines Amtes entsetzt wurde! Unser große Churfürst ist wohl ein gnädiger, freundlicher Landesherr, aber in Sachen der Religion ist er nun einmal streng und unerbittlich und will Frieden in der Kirche haben. Was soll nun so ein alter Mann, wie Lilius, anfangen, wenn er plötzlich seines Amtes entlassen ist, und nicht mehr hat, wo er sein müdes

Haupt, seinen sterbenden Leib hinlegen kann? Der Churfürst hätte ihm wohl kein Gnadengehalt ausgesetzt.“

„Der Churfürst nicht,“ sagte Meister Jung schnell — „aber meint Ihr, daß die Bürgerschaft ihren alten treuverdienten Propst würde haben Hungers sterben lassen? Ich selbst hätte ihm eine Wohnung in meinem Hause eingeräumt, und wäre ihm sonst mein Tisch nicht zu gering gewesen, so wäre ihm sein Platz daran herzlich gern angewiesen worden.“

„Ja, wenn es so gegangen wäre,“ fuhr Ebeling fort. — „Aber wie wurde es denn mit dem armen Reinhart? Wurde ihm nicht anbefohlen, Stadt und Land zu meiden? Mußte er nicht bei Nacht und Nebel Berlin verlassen? Und warum? Hatte er etwas Uebles gethan? Nein, er hatte nur den Revers nicht unterschreiben wollen.“

„Und lebt Reinhart deshalb nun im Elende?“ fragte Jung. „Ist er nicht in Leipzig mit offenen Armen aufgenommen worden? Ist er nicht, so recht zur anschaulichen Verhöhnung aller seiner Feinde, in genannter Stadt an der St. Nicolaikirche wenige Monate nach seiner Ankunft zum Pastor ernannt worden, nachdem er allhier in Berlin nicht für würdig erklärt worden war, an der St. Nicolaikirche Archidiaconus zu sein?“

„Ihr seid nun einmal ein alter Freund und Vertheidiger Reinharts,“ sagte Meister Liebrecht.

„Nein, Nachbar,“ entgegnete Jung mit Ernst. — „Wenn Ihr sagtet, daß ich nun einmal ein alter Freund

und Vertheidiger meines lutherischen Glaubens bin, so würdet Ihr recht haben. Mein Grundsatz ist: der Wahrheit treu bleiben bis ans Ende; wer aber mit seinem Glauben, wie ein Weberschiff in unserm Werkstuhle auf- und niederfährt, überall durchwill, wo es eine Oeffnung gibt, der wird sich mit seinem Glauben am Ende wohl auch ein Gewand weben für seinen Leib, aber seine Seele wird nackt bleiben.“

„Ihr seid doch zu streng, Meister Jung,“ sagte Ebeling gutmüthigen Tones. — „Ich weiß, Ihr zielt damit auf unsern Propst Lilius. Aber was hat er denn so Uebles gethan, daß Ihr ihn darum so hart beurtheilt? Er hat nichts gethan, als den Revers unterschrieben! Und was steht in diesem Reverse? Nichts weiter, als daß die Geistlichen sich aller Kränkungen und Schmähungen des reformirten Glaubens enthalten und sich einander wie Brüder in Christo lieben wollen. Ist denn das so etwas Unrechtes? Und soll ein Mann, ein Geistlicher, wie Lilius, der Niemanden hassen kann, und welcher die Reformirten in der That und Wahrheit wie seine Brüder liebt, diese seine Herzensgesinnung nicht auch mit seinem Namen unterschreiben?“

„O lieber Herr Musikdirector!“ rief Jung verwundert aus. — „Ich habe alle Achtung vor Euch, wenn Ihr auf Eurem Chore zu St. Nicolai oder St. Mariä steht und dirigiret die Geiger und Pfeifer und Sänger, daß es eine Lust ist, mit anzusehen und anzuhören; und namentlich vergeht selten ein Tag, wo mir nicht meine Dorothea eins von den schönen Liedern meines Herrn

Gevatters Gerhardt ſingen müßte, welche Ihr eben ſo ſchön in Muſik geſetzt habt, — alſo das wollte ich Euch ſagen, vor Eurer Muſikkunſt habe ich alle Achtung, Herr Ebeling; und Eure Fugen, die Ihr machet und uns vorhin erklärtet, mögen alle ſchön und kunſtgerecht ſein, aber daß ich mich ſo ausdrücke, in der Glaubensfuge, die jetzt aufgeſpielt wird, ſeid Ihr doch nicht ſo recht Meiſter. Es iſt wahr, in dem Reverſe ſteht allerdings, daß ſich die Geiſtlichen mit einander chriſtlich vertragen und den Kirchenfrieden aufrecht erhalten wollen; aber es ſteht auch darin, daß die Lutheriſchen alle Lehren der Reformirten gut heißen und ſich nicht mehr auf die Concordienformel, welches doch der lutheriſchen Kirche Haupt- und Grundbuch iſt, berufen ſollen. Es ſteht darin, daß die Lutheriſchen den Edicten, welche der Churfürſt in dieſer ſtreitigen Glaubensſache erlaſſen hat, in allen Stücken bis auf den letzten Buchſtaben nachkommen ſollen. Und wiſſet Ihr, was in dieſen Edicten befohlen iſt?"

„Nur Dasſelbe, was Ihr bereits erwähnt habt," antwortete Ebeling ruhig.

„Daſſelbe?" wiederholte Meiſter Jung mit Verwunderung und fuhr dann ruhiger fort: „Seht, es könnte ſcheinen, als wollte ich mich vor Euch meiner Wiſſenſchaft brüſten. Aber Ihr wiſſet, daß ich in meiner Jugend habe ſtudiren wollen, und daß nur der Tod meines Vaters, als ich nach Wittenberg gehen wollte, die Urſache ward, daß ich kein Geiſtlicher geworden bin, ſondern auf inſtändiges Bitten meiner Mutter mich

hinter den Tuchmacherſtuhl meines ſeligen Vaters ſetzte. Aber was man in ſeiner Jugend lieb gewonnen hat, das läßt man auch nicht gern im Alter, beſonders wenn es die Wiſſenſchaft betrifft. Da bin ich denn ſo ein halber Geiſtlicher geblieben und habe den ganzen Kirchenſtreit mit durchgemacht, wenn auch nur hinter meiner Werkſtatt. Und da kann ich Euch verſichern, das ganze Unglück kommt von unſerm Churfürſten her; er iſt allein Schuld, daß keine Ruhe in der ganzen Mark Brandenburg herrſcht.“

Bei dieſen Worten fuhren faſt alle Anweſenden erſchreckt zuſammen und ſahen ſich ängſtlich im Zimmer um, ob etwa ein Reformirter da ſei, der dieſe Aeußerungen verrathen könne. Der Wirth ſelbſt ſchob ſein Mützchen ſeitwärts und ſagte, wiewohl ganz freundlich zu Meiſter Jung: „Ich fürchte nicht, daß Ihr damit habt einen Tadel gegen unſern durchlauchtigſten Churfürſten ausſprechen wollen. Ich habe immer den Grundſatz gehabt, daß es in derlei Dingen am Beſten iſt, keine Parthei zu nehmen; namentlich ziemt es wohl einem Wirthe, über den Partheien zu ſtehen; und da ein Wirth gewiſſermaßen mit ſeiner eigenen Geſinnung Bürge iſt für alles Das, was in ſeinem Hauſe vorgeht, ſo will ich mir nur die Freiheit nehmen —“

„Beruhigt Euch, Herr Matthias,“ fiel ihm der Meiſter lächelnd ins Wort. — „Was ich hier bei Euch wirke und thue, ſoll Euren Zuſpruch nicht vermindern oder gar Euch an Gut und Blut gehen. Iſt Einer ein guter und treuer Bürger, ſo bin ichs; aber

in Sachen des Glaubens kommt es nicht auf den guten Bürger, sondern auf den guten Christen an. Zudem, wenn ich sagte, das ganze Unglück käme von unserm Churfürsten, so ist das wohl eine Klage, aber kein Vorwurf. Auch rede ich nicht von unserm jetzigen gnädigsten Landesherrn, sondern von seinem Großvater, Johann Sigismund. Wenn dieser, wie Euch bekannt ist, nun einmal bei seinem lutherischen Glauben nicht selig zu werden hoffen konnte, und deshalb um die Weihnachtszeit des Jahres 1613 zu den Reformirten übertrat, — wer kann ihn das hindern? Was dem geringsten Unterthanen freisteht, muß ja wohl auch dem Churfürsten freistehn.“

„Ihr dürft freilich dabei nicht vergessen,“ sagte hier in süßem, freundlichem Tone ein junger Mann von bleichem und magerem Angesichte, der bisher dem Gespräche stumm zugehört, anfangs an einem Tische allein gesessen und später nach und nach dem großem Tische am Ofen näher gerückt war — „Ihr dürft dabei nicht vergessen, daß der Churfürst Johann Sigismund zu dreien Malen selber einen Revers ausgestellt hatte, daß er Zeit seines Lebens der lutherischen Kirche getreu bleiben wolle, und daß er, als er dennoch zu den Reformirten übertrat, den Vorwurf hören mußte, er habe es nur gethan, um sich dadurch den reformirten Holländern wohlgefällig zu machen, durch deren Beistand er Herzog von Jülich, Cleve und Berg zu werden hoffe; gerade so, wie sein Nebenbuhler, der Pfalzgraf von Neuenburg aus gleichem Beweggrunde zur katholischen

Kirche übertrat, um dadurch die katholischen Spanier zu seinem Beistande sich zu gewinnen.“

Aller Augen waren auf den Sprecher gerichtet, der so kühn und keck zu Gericht saß über die Churfürsten Brandenburgs, welchen aber, wie aus den Mienen aller Gäste zu sehen war, Niemand kannte. Eiligst gethane stille Fragen an den Wirth wurden auch von diesem selbst mit einem ernsten und verwunderlichen Kopfschütteln beantwortet. Der Fremde aber schien das Alles nicht zu bemerken; er blickte mit der ungestörtesten Freundlichkeit in jedes Auge, das ihn suchte, und doch lag in seinem Ton und in seinem ganzen Wesen irgend Etwas, was eine unheimliche Wirkung auf Alle äußerte, die ihn betrachteten. Meister Jung schien der Einzige zu sein, der davon unberührt blieb; er wandte sich nach dem jungen Manne und sagte: „So fremd und unbekannt Ihr mir und wohl uns Allen hier erscheint, so wohlbewandert seid Ihr doch in der Geschichte unsers Vaterlandes. Da es aber scheint, als wolltet Ihr mit Eurer Rede unsere Churfürsten verdächtigen, so muß ich Euch darauf Folgendes antworten: Es ist allerdings wahr, was Ihr von dem Reverse des Churfürsten Johann Sigismund erzählt habt; aber daß er zur reformirten Kirche überging, um sich den Holländern gefällig zu machen, steht Euch noch zu beweisen. Sigismund hatte sein gutes Recht auf jenes Herzogthum; denn seine Gemahlin war die älteste und nächste Anverwandte; und wer auf seinem guten Rechte steht, braucht keine Winkelzüge zu machen. Nein, Sigismund war ein zu gewissen-

hafter Fürſt, als daß er um irdiſcher Güter willen ſeinen Glauben verkauft hätte. Vielmehr glaube ich, daß einige Perſonen reformirten Glaubens, welche ihm nahe ſtanden, aus Feindſchaft gegen unſere Kirche, unſern lutheriſchen Glauben ſo fälſchlich dargeſtellt und mit den lächerlichſten Irrlehren vermiſcht haben, daß des Churfürſten Gewiſſen beunruhigt wurde. Hätte ihm in ſolcher Zeit ein Mann, wie unſer Paul Gerhardt, zur Seite geſtanden, ſo wäre es nicht ſo weit gekommen. Doch darüber hin und her zu reden, iſt unnütz. Es ſollte nicht ſo kommen; und was nicht aus dem Glauben kommt, iſt Sünde, heißt es in der Schrift. Darum hat mir auch die Antwort des Churfürſten Sigismund, als ihn die Stände über ſeinen Reversbruch zur Rede ſtellten, nämlich die Worte: daß in Gottes Sachen keine Reverſe gelten, ſo wohl gefallen; und gerade dies Wort des Churfürſten iſt es, wornach ich auch unſere jetzigen Glaubensſtreitigkeiten möchte gerichtet ſehen. Daß Sigismund von ſeinem Gewiſſen gedrängt wurde, ſich vom lutheriſchen zum reformirten Glauben zu wenden, darüber kann kein verſtändiger Mann ein Wort der Mißbilligung ausſprechen; aber dabei wird es doch wohl erlaubt ſein, zu ſagen, daß dieſer Uebertritt ein Unglück für das Land wurde, beſonders da Niemand den jetzigen Zuſtand unſerer Kirche im Lande für einen glücklichen halten wird?“

„Und warum das nicht?“ fragte Ebeling.

„Warum nicht?“ wiederholte Meiſter Jung in ziemlich ärgerlichem Tone. „Wie gefällt Euch die Ver-

ordnung von anno 61, wornach der lutherische Magistrat unserer Stadt auch Reformirte mit in den Rath nehmen soll? Wie gefällt es Euch, daß wir neben der Leibgarde des Churfürsten noch das ganze schöningische Regiment hier zu ernähren haben, eine ganze Armee von dreitausend Mann, die besser gehalten sein wollen, als die Bürger? Wie gefällt Euch die Folterbank der Accise, die nun seit fünf und zwanzig Jahren errichtet ist und uns jeden Bissen Brotes im Munde noch versteuern lässet? Wie gefällt es Euch, daß ein schönes Haus nach dem andern, ein schönes Grundstück nach dem andern aus den Händen lutherischer Bürger übergeht in den Besitz reformirter Hofleute, so daß von einem Erbgute lutherischer Eingesessenen gar nicht mehr die Rede sein kann? Wie gefällt es Euch, daß alle flüchtigen und vertriebenen Holländer und Franzosen hieroris Aufnahme und alle Gunst und Gnade am Hofe finden, wie sich kein lutherischer Bürger rühmen kann, — und das Alles, weil sie reformirten Glaubens sind? Habe ich nun recht, wenn ich sage, Churfürst Sigismund ist durch seinen Uebertritt an Allem Schuld?"

„Gewiß, Ihr habt Recht," sagte der Fremde freundlichst. „Auch ist es Euch besser als mir bekannt, daß Sigismunds Gemahlin, die Churfürstin Anna, ihrem lutherischen Glauben treu blieb und daß der Churfürst das feierliche Versprechen ablegte, der lutherischen Kirche jederzeit Schutz und Recht angedeihen zu lassen. Daß aber die Lutherischen durch den Uebertritt ihres Landesherrn zu einem, ihnen so verhaßten Glau-

bensbekenntniſſe in Trauer und Furcht geſetzt wurden, iſt ganz natürlich, und daß in dem churfürſtlichen Edicte alle Angriffe gegen die reformirten Lehren bei ſchwerer Ahndung verboten wurden, mußte eben ſo natürlich Aufruhr und Verwirrung erzeugen. Freilich haben es die Calviniſten dabei immer beſſer, weil auf ihrer Parthei der Landesherr ſteht.“

„Herr,“ ſagte hier ſchnell der Wirth mit gezwungener Freundlichkeit — „Ich möchte Euch doch bitten, daß Ihr ſolche Namen wie Calviniſt allhier nicht ausſprechen möget; es iſt im Edicte verboten. Und zudem habe ich den Grundſatz, daß es immer am Beßten ſei, zu keiner Parthei zu gehören. Und da ein Wirth mit ſeiner eigenen Geſinnung gewiſſermaßen Bürge iſt für alles Das, was in ſeinem Hauſe vorgeht —“

„So wollt Ihr Euch die Freiheit nehmen,“ fiel der Fremde dem Wirthe lächelnd ins Wort — „mich zu bitten, das nicht mehr zu thun. Da habt Ihr Recht, lieber Herr Matthias; es war auch nicht böſe gemeint. Denn da die Lutheriſchen es nicht übel nehmen, wenn ſie alſo nach ihrem Haupte genannt werden, ſo ſehe ich nicht wohl ein, warum die Reformirten nicht auch Calviniſche heißen wollen. Denn an der Spitze beider Partheien ſtehen doch dieſe Beiden, Luther und Calvin. Doch ich bitte nachmals, mir meine unbefugte Rede nicht übel zu nehmen“ — und dabei ging der Fremde auf ſeinen verlaſſenen Platz zurück und blickte von dort aus mit derſelben ſüßen Freundlichkeit auf die Gäſte am Ofen.

Dieſer Zwiſchenfall hatte einige Unruhe in die Verſammlung gebracht, — eine gewiſſe Aengſtlichkeit, die ſich Niemand erklären konnte, ſo daß auch das Geſpräch eine Zeit lang ſtockte, bis endlich Meiſter Jung abermals das Wort ergriff und ſagte: „So lange Männer, wie unſer Herr Diaconus Gerhardt auf der Seite der Lutheriſchen ſtehen, ſo lange haben wir nichts zu fürchten; und um ſo ſchmerzlicher iſt es, wenn es wahr ſein ſollte, was geredet wird, daß nämlich Gerhardt des Nächſten nur die Wahl haben werde zwiſchen Unterſchrift des Reverſes und der Amtsentſetzung.“

„Für unſern Gerhardt fürchte ich nichts,“ ſagte nun Ebeling. „Bei der allgemeinen Liebe, welche dieſer fromme Sänger in der ganzen Stadt genießt, wird der Churfürſt ſeine Strenge nicht ſo weit treiben, daß er einen Mann ſeines Amtes entſetze, der nichts gethan hat, als ſeine Schuldigkeit, und aus deſſen Munde kein Einziger von uns auch nur das geringſte Scheltwort gegen die Reformirten wird gehört haben.“

„Verzeihet mir, werther Herr Muſikdirector,“ ſagte der Wirth unter den höflichſten Bücklingen — „wenn ich auch als Wirth über den Partheien ſtehe, ſo kommen mich doch zuweilen meine lutheriſchen Gedanken an. Ich will nämlich ſagen, daß ich gerade für den Diaconus Gerhardt das Meiſte fürchte. Unſer Einer kann freilich nicht Alles wieder erzählen, was meine werthen Gäſte hier im Vertrauen mit einander beſprechen; aber ſo viel kann ich ſagen, daß es gewiſſe Leute geben muß, welche dem Churfürſten Alles zutragen, was nur jemals der

Herr Diaconus Gerhardt in seinen Predigten oder sonstigen Reden über die Reformirten geäußert hat. Gerade Herr Gerhardt gilt, so viel ich wissen kann, weil ich mich von jeder Parthei fern halte, für den heftigsten und gefährlichsten Gegner der Reformirten.“

„Ich wundere mich eben nicht,“ erwiderte der Musikdirector mit etwas mehr Eifer, als gewöhnlich — „daß Ihr solche Dinge nachredet, da Ihr sie wohl von verschiedenen Seiten mögt gehört haben. Aber so viel kann auch ich Euch sagen, daß Herr Gerhardt von aller angedichteten Schuld frei dasteht. Ein Mann, wie er, dem die Gottesfurcht aus der innersten Seele kommt, kann am Streiten und Zanken kein Wohlgefallen haben. Ihr sollet es nur einmal aus seinem eigenen Munde hören, wie er über diese ganze traurige Angelegenheit denkt.“

„Gott weiß, daß Ihr recht habt,“ sagte Meister Jung. „Aber wenn Ihr um der allgemeinen Liebe willen, welche Herr Gerhardt bei uns genießt, hoffet, daß ihm kein Uebles geschehe, so irrt Ihr Euch sehr, Herr Ebeling, und beweiset, daß Ihr noch nicht die rechte Menschenkenntniß habt. Es wäre für Herrn Gerhardt besser, wenn Niemand in seine Predigten ginge, Niemand seine Lieder sänge, Niemand ihm Gutes und Liebes wünschte, da wäre kein Auge neidisch auf ihn gerichtet; aber ein Mann, dem das Volk anhänget, wandelt immer auf Dornen und Disteln und auf verdeckten Gruben. Und daß ich unter Solchen, die diese Gruben graben, die Reformirten und namentlich Einige, die

dem Hofe näher stehen, als wir lutherischen Bürger, verstehe, habe ich gar kein Hehl!"

„Ei, ei, Nachbar," sagte Meister Liebrecht — „nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht zu viel redet." Und flüsterte ihm dann noch ins Ohr: „Seid Ihr denn gewiß, daß kein Verräther unter uns ist?"

Aber Jung achtete dies nicht und fuhr fort: „Lieber Nachbar, Ihr solltet mir lieber das Gegentheil anrathen. Denn ich rede und thue noch zu wenig für unsern Glauben. Ich wollte, ich könnte in eine Versammlung von Tausenden hinein das herrliche Kleinod unseres lutherischen Glaubens verkündigen und allen Geistlichen zurufen, was in der Schrift steht: „Halte, was du hast, daß Niemand deine Krone raube! —" Müßte nicht unser große Churfürst selbst sich seiner lutherischen Bürger schämen, wenn sie ihren Glauben so gering hielten, und sich jedes Wortes scheuten, ihn zu vertheidigen?"

„Aber," fiel der Wirth vorsichtig ein — „Ihr wisset doch, Meister Jung, daß in dem Edicte Alles verboten ist, was Zank und Zwietracht herbeiführen oder unterhalten könnte. Steht nicht unser große Churfürst auch über den Partheien?"

„Doch nicht etwa so, wie Ihr?" fragte der Meister rasch und spitzig. „Ich möchte Den sehen, der, wenn er seinen Glauben nicht als ein Spielwerk betrachtet, so wie Ihr, Herr Matthias, über den Partheien stehen könnte! Alle Religionsmengerei ist mir verhaßt. Ich will einen lutherischen, oder einen reformirten, oder einen katholischen Christen, aber Keinen, der von jedem ein

Stücklein nimmt und ſich ein Gewand für ſeine Seele zuſchneidet, das nirgends die Blöße deckt. Ihr braucht Euch das nicht anzunehmen, Herr Wirth, denn ich verſichere Euch, Euch gilt das am Allerwenigſten.“

„O nein,“ verſicherte der Wirth mit möglichſter Freundlichkeit — „Ich wüßte auch nicht, womit ich Euch beleidigt hätte. Ich bin ein Mann des Friedens und der Ordnung und habe den Grundſatz: leben und leben laſſen.“

„Ihr wolltet uns vorhin ſagen, Nachbar,“ wandte ſich hier Meiſter Liebrecht an Meiſter Jung — „was in den Edicten noch Beſonderes anbefohlen ſei.“

„Nun wahrlich für die Lutheriſchen nicht viel Erbauliches,“ antwortete der Gefragte. — „Es iſt allerdings nicht zu verkennen, daß der Churfürſt aufrichtig den Frieden will; aber er ſchreibt darin den lutheriſchen Geiſtlichen vor, *wie* und *was* ſie glauben und lehren ſollen, und *was nicht*; und ganz beſonders, wie ſie über die reformirten Lehren denken und urtheilen ſollen. Das iſt ein Glaubens- und Gewiſſenszwang; denn wenn ich nach meinem Glauben etwas für falſch halte, ſo muß es mir auch frei ſtehen, das zu ſagen und wäre es auch nur, um eines Beſſern belehrt zu werden. Wer nun aber für ſeinen Glauben männlich und muthig ſtreitet, den weiſet das Edict zum Lande hinaus; und daß es dabei nur auf die Lutheriſchen abgeſehen iſt, geht daraus hervor, daß bis jetzt noch kein Reformirter ſeines Glaubens und Lehrens wegen angefochten worden iſt. Da ſollen nun die lutheriſchen Geiſtlichen unterſchreiben,

daß sie ihren Glauben ganz ruhig wollen angreifen und verdammen und sich eben so ruhig wollen zum Lande hinausjagen lassen, wenn es ihnen je einfallen sollte, ein Wort zur Vertheidigung ihres Glaubens zu reden. Ist das Gerechtigkeit? Kann ein lutherischer Geistlicher solchen Revers mit gutem Gewissen unterschreiben?"

„Vergebt mir, lieber Meister," sagte Ebeling — „aber Ihr scheint mir selber nicht ganz gerecht in Eurer Darstellung zu sein. Denn das Edict trifft auch die reformirten Geistlichen; auch diesen ist es bei derselben Strafe verboten, unsern lutherischen Glauben anzugreifen. Ihr wisset doch, wie bisher so oft die Geistlichen sich gegenseitig auf den Kanzeln verlästert haben! Kann man es nun dem Churfürsten verdenken, wenn er das abschaffen will und wenn er statt Gezänkes auf der Kanzel erbauliche Predigten will gehalten haben?"

„Mein lieber Herr Ebeling," entgegnete Meister Jung — „es thut mir leid, daß ich Euch immer entgegen sein muß. Ich will auch keinen Zank und Streit, wo das Evangelium des Friedens gepredigt werden soll. Aber Ihr vergesset dabei ganz die Hauptsache, nämlich die Concordienformel; das ist doch das eigentliche Lehr- und Glaubensbuch unserer lutherischen Kirche. Aber gerade darauf sollen sich unsere Geistlichen nicht mehr berufen; und warum? Weil darin die reformirten Lehren nach Gebühr gewürdigt und gerichtet werden. Ja selbst die andern symbolischen Bücher unserer Kirche sollen nach dem Edicte nur in so weit gelten, als sie mit den Lehren der Reformirten zusammenstimmen. Nun bitte

ich Euch, iſt das etwas anders, als unſere lutheriſche Kirche völlig vernichten? Und wo findet Ihr einen lutheriſchen Geiſtlichen, der mit ſeines Namens Unterſchrift verſprechen kann, den Grundſtein ſeiner eignen Kirche niederzureißen?"

„Das kann unſer gnädigſter Churfürſt nicht wollen," ſagte Ebeling.

„Nein, gewiß, das will er auch nicht", fuhr Jung fort.—„Aber Andere wollen es, die dem Churfürſten rathen und beſonders Einer, der Hofprediger Stoſch, der uns Alle reformirt machen möchte, wenn es ginge. Ja, ſo gerecht auch ſonſt unſer Herr Oberpräſident iſt, ſo iſt er doch ein Reformirter. Und wenn ich auch zugebe, daß ein Jeder zur Aufrechthaltung ſeines Glaubens alles Mögliche thut, ſo hat er doch damit kein Recht, den Glauben eines andern zu untergraben. Und das geſchieht durch die Edicte und ſoll durch den Revers beſiegelt werden. Darum ſage ich, es kann kein lutheriſcher Geiſtlicher den Revers unterſchreiben, und daß es der Propſt Lilius endlich doch gethan hat, iſt mir eben ſo ſchmerzlich leid, als ich froh und ruhig bin in der veſten Ueberzeugung, daß es Herr Gerhardt nicht thun wird."

Als hier mehrere neue Gäſte ins Zimmer traten, welche bald da, bald dort ihre Plätze einnahmen, kam eine Unterbrechung in die Unterhaltung der Stammgäſte am Ofen und es gab nur noch ein heimliches und doch faſt unheimliches Flüſtern, weil die zu große Offenherzigkeit des Meiſters Jung faſt alle Anweſenden in Scheu

und Furcht gesetzt hatte, bis endlich Meister Liebrecht seinen nächsten Nachbarn zuflüsterte: „Eben hat sich der Fremde zur Thüre hinaus geschlichen. Ich gestehe, daß ich mich darüber freue; mir war ordentlich ängstlich zu Muthe, so lange er mit seinen kleinen Augen her nach uns blickte. Ich möchte doch wissen, wer das war.“

„Meint Ihr den hagern Mann, der eben zur Thüre hinaus ging?“ fragte Einer der neuangekommenen Gäste, der Liebrechts halbleise Worte gehört haben mußte.

„Allerdings,“ antwortete Liebrecht — „das blasse, vertrocknete Männlein, das immer so süßlächelnd dasitzt, als hätte es Jedermann von ganzem Herzen lieb.“

„Das kann ich Euch sagen,“ fuhr Jener fort: „Das ist Herr Stolpe, seit etwa einem Vierteljahre der Geheimschreiber des Herr Oberpräsidenten, bei welchem er, wie man sagt, schon sehr viel gelten soll. Ich glaube aber, es ist ihm nicht recht zu trauen.“

„Und ist er ein Reformirter?“ fragte der Wirth ganz ängstlich.

„Allerdings,“ versicherte der Gefragte. „Unser Herr Oberpräsident ist ein zu guter Reformirter, als daß er einen Lutherischen in seine Dienste nähme.“

„Ach, ich unglücklicher Mann!“ rief nun der Wirth ganz erschrocken aus. „Ich bin verloren! Was soll nun aus Weib und Kindern werden, wenn ich ein ruinirter Mann bin. Ich sagte es Euch immer, Meister Jung, Ihr sollter Euch mit Euren Reden in Acht nehmen! Auf wen wird es nun kommen, als auf mich! Wird man nicht von einem rechtschaffenen Wirthe verlangen,

daß in seiner Behausung keine aufrührerischen Reden gehalten werden? Ach, Meister Jung, Ihr seid an meinem Unglücke schuld.“

„Seid unbesorgt,“ sagte der Meister mit ruhigem Lächeln: „Ihr seid in ganz Berlin und Cöln nur zu gut bekannt, daß Ihr als ein verständiger Wirth, der Alles nach dem Wissen Brotes abwägt, über den Partheien steht, wie Ihr uns denn heut diese Versicherung mehrere Male wiederholt habt. Wenn dieser Herr Stolpe, wie er heißen soll, meine aufrührerischen Reden, wie Ihr sie nennt, dem Oberpräsidenten hinterbringt, so werde ich wohl dafür zur Verantwortung gezogen werden, und nicht Ihr, Herr Matthias; und das soll mich freuen, wenn ich einmal Gelegenheit fände, den Herren zu beweisen, wie ein lutherischer Bürger denkt, und dabei werde ich nicht ermangeln, auseinander zu setzen, daß Ihr, vielgeehrter Herr Wirth, völlig schuldlos seid und hinsichtlich Eures Glaubens so mild und nachsichtig denkt, daß Ihr Allen ohne Weiteres Recht gebet und das nicht etwa um der ärmlichen paar Kreuzer willen, die Ihr vielleicht verlieren könntet, wenn Ihr eine Gesinnung hättet — sondern aus lauter Menschenliebe.“

Diese etwas spitze Entgegnung wurde dennoch vom Wirthe — und sicherlich nicht um der ärmlichen paar Kreuzer willen, die er verlieren würde, wenn Meister Jung künftig nicht wiederkäme, sondern aus lauter Menschenliebe — mit freundlicher Verbeugung aufgenommen, indem er hinzusetzte: „Ihr seid sehr gütig, lieber Meister, und ich würde Euch allerdings sehr dank-

bar sein, wenn Ihr, falls die Sache höhern Ortes zur Sprache käme, Euch meiner annähmet.“

„Niedrige Seele,“ sprach Meister Jung still für sich hin.

„Aber sollte man's glauben,“ rief Meister Liebrecht aus — „wie weit der Mensch sich verstellen kann! That nicht dieser Herr Stolpe, als wäre er ein Lutherischer? Hat er nicht vielmehr über den Churfürsten Sigismund Manches gesagt, was andere ehrliche Menschen kaum zu denken wagen? Hat er nicht selber die Reformirten Calvinische genannt? Haltet ihm nur das Alles vor, Meister Jung, wenn es zur Sprache kommt; da wird er sich doch wohl schämen müssen.“ —

„Schämen?“ wiederholte Jung lächelnd. „Nur ehrliche Leute schämen sich noch? Doch mag es für heute genug sein; es möchte mir vielleicht noch ein Wort entfahren, wobei unser rechtschaffener Wirth in Gefahr kommen könnte. Darum gute Nacht, liebe Nachbarn und Freunde.“

Und damit erhob er sich und schickte sich an, fortzugehen. Der Wirth lief ihm aber eiligst nach und sagte: „Ich bitte Euch, lieber Meister, nichts für ungut! Ihr kennt mich ja seit vielen Jahren her, wo wir immer gute Freunde und Nachbarn gewesen sind. Mein Grundsatz ist: leben und leben lassen.“

„Seid unbesorgt,“ antwortete Jung. — „Ich bin morgen abends wieder Euer Gast.“ Und dadurch völlig getröstet, wünschte Herr Matthias dem Fortgehenden eine geruhsame Nacht.

Cap. 2.

Der Revers.

> Ich übe mich zu haben ein unverletztes Gewiſſen allenthalben, Beides gegen Gott und den Menſchen.
>
> Apoſt. Geſch. 24, v. 16.

Am folgenden Tage finden wir in dem Sprechzimmer des Freiherrn von Schwerin, des Oberpräſidenten der Mark Brandenburg, zwei Männer verſammelt, welche in Folge ergangener Einladung ſich hierher verfügt und des Eintritts Seiner Excellenz harreten. Dieſe beiden Männer waren der Hofprediger Stoſch und der Licentiat Fromm, Propſt zu St. Petri in Cöln. An der Freundlichkeit, mit welcher beide Geiſtliche im Zimmer faſt in einem Schritt auf- und abgingen und ihr Geſpräch führten, hätte man es nicht gemerkt, daß ſie zweierlei Confeſſionen angehörten, welche damals in offener Feindſchaft mit einander lebten. Stoſch und Fromm waren ſeit mehreren Jahren Freunde, ſtanden trotz der gegenſeitigen Nähe ihrer Behauſung in ei-

nem lebhaften Briefwechsel mit einander und zeigten auf diese Weise, daß Lutherische und Reformirte recht wohl und friedlich zusammenleben können. Freilich galt Fromm für nichts weniger als für einen guten lutherischen Hirten seiner Heerde, ja man flüsterte sich sogar in die Ohren, er sei ein heimlich Reformirter, und er genoß deshalb bei seinen lutherischen Amtsbrüdern wenig Vertrauen. Stosch dagegen schien des Propstes ganzes Herz zu besitzen, ja sogar über ihn eine gewisse Obergewalt auszuüben, die er, der als churfürstlicher Hofprediger ohnedies einen Vorrang vor den lutherischen Geistlichen hatte, nur allzugern geltend zu machen schien. Auch wollten Andere bemerkt haben, daß Stosch es nicht ganz ehrlich mit dem Propste meine und daß er heimlich eben so an seinem Sturze arbeite, wie an dem des gesammten lutherischen Ministeriums zu St. Nicolai und St. Mariä. Nur Fromm selbst schien nichts Arges zu ahnen und mußte natürlich desto sicherer seinem Verderben entgegengehen, wenn solches über ihn beschlossen gewesen wäre.

Als jetzt die Thüre sich öffnete und der Herr Oberpräsident, ein Mann zwar im angehenden Alter, aber leiblich und geistig ungebeugt, hereintrat, verbeugten sich die beiden Geistlichen mit geziemender Unterwürfigkeit und nahmen dann die ihnen angewiesenen Plätze ein.

„Ich habe Euch, Herr Propst," wandte sich der Freiherr zunächst an diesen — „aus guter Meinung und zum Besten des Kirchenfriedens hierher beschieden, weil

ich hoffe, daß Ihr bei dem Ansehn, in welchem Ihr doch, Eurer Stellung nach, bei Euren Collegen stehet, der traurigen Angelegenheit zu einem bessern und baldigen Ende mitverhelfen könnet, wenn Ihr anders in Euren frühern Ansichten Euch nicht geändert habt.“

„Euer Excellenz setzt mehr Vertrauen in mich, als ich wohl verdiene,“ antwortete der Propst. „Indeß darf ich wenigstens Das von mir bekennen, daß mir eine friedliche Beilegung des unglücklichen Streites gar sehr am Herzen liegt. Ich lebe allerdings der frohen Zuversicht, daß es mir und den mir Gleichgesinnten noch gelingen werde, das alte, ächt biblische Christenthum als die versöhnende Lehre zwischen Lutherischen und Reformirten zu setzen, und ich habe in den sechzehn Jahren, seit welchen ich mein jetziges Amt bekleide, bei dem Religionsunterrichte, welchen ich in den obern Classen des cölnischen Gymnasiums freiwillig übernommen habe, sowie auch in den wöchentlichen Bibelstunden, in welchen ich meinen Gemeindegliedern eine Zeitlang die Bibel erklärte, mit bestem Wissen und Gewissen darauf hingewirkt.“

„Das kann ich wohl bestätigen,“ setzte der Hofprediger mit einer Verbeugung gegen den Oberpräsidenten hinzu und fuhr dann mit zweideutigem Lächeln gegen den Propst gewendet fort: „Nur das Eine wollte ich Euch, lieber Freund, dagegen bemerken, daß Ihr in Euren Bibelstunden weniger glücklich damit gewesen zu sein scheint, als in Eurem übrigen Religionsunterrichte. Denn Ihr erinnert Euch gewiß, daß nun schon vor

zwölf Jahren unser gnädigster Churfürst Euch freundlichst anrieth, die Bibelstunden zu unterlassen.“

Diese etwas hämische Bemerkung — denn der Churfürst hatte die genannten Bibelstunden ihm eben nicht freundlich, sondern alles Ernstes untersagt — trieb eine Röthe des Aergers und der Schaam auf des Propstes Angesicht; indeß nahm der Hofprediger ihm gegenüber und besonders in Gegenwart des Oberpräsidenten eine zu hohe Stelle ein, als daß er mit irgend einem Worte gewagt hätte, seine Empfindlichkeit zu erkennen zu geben. Der Freiherr schien sich dagegen seiner anzunehmen; denn dieser sagte in vermittelndem Tone: „Es hatte dies, Herr Hofprediger, allerdings noch einige andere Gründe, die keineswegs in der Person zu suchen sind. Denn ich darf Euch, Herr Propst, nicht verhehlen, daß unser gnädigster Churfürst zur endlichen Beilegung des Streites gar viel auf Euch rechnet. Ihr seid zwar auch ein lutherischer Geistlicher, und werdet Eure Ehre darin suchen, gut lutherisch zu sein, nur hoffe ich, nicht in dem Sinne Eurer Collegen, welche darunter verstehen: gut wittenbergisch. Wie denkt Ihr zum Beispiel über die Concordienformel, welche den wittenbergischen Theologen und namentlich dem zankfüchtigen Abraham Calov mehr als die Bibel zu gelten scheint?“

„Herr Oberpräsident,“ antwortete der Propst — „ich habe gegen Niemanden ein Hehl daraus gemacht, daß ich diese Bekenntnißschrift für eine unselige Scheidewand zwischen den beiden Hauptpartheien der evangelischen Kirche halte, und werde dabei verbleiben, so

sehr auch meine Collegen mich deswegen anfeinden. Eben so wenig kann ich die heftige und leidenschaftliche Sprache billigen, mit welcher gegen die Reformirten heimlich und öffentlich gestritten wird, da doch gerade die reformirte Kirche Vieles hat, welches dem alten ächt biblischen Christenthume näher kommt, als einzelne Lehren unserer Kirche."

„Also doch nur näher?" warf der Präsident lächelnd hin. — „Nun, Herr Propst, dächten nur wenigstens alle Lutherische so, wie Ihr, so würde die Scheidewand zwischen den beiden Confessionen bald fallen."

„Ich kann Euer Excellenz in dieser guten Meinung von meinem lieben Freunde bestärken," setzte der Hofprediger in seiner vorigen Freundlichkeit hinzu: „der Herr Propst Fromm, der mich seiner besondern Freundschaft und seines Vertrauens würdigt, hat sich in einem Handschreiben an mich geradezu, das heißt der innern Gesinnung nach, für einen Reformirten erklärt und mich versichert, daß nur schuldige Rücksichten gegen seine Herren Collegen ihn bestimmten, dies nicht öffentlich zu gestehen. Wenn ich dies von Euch so offen hier erzähle" — setzte Stosch einleitend hinzu, als er sah, in welchen Schreck er den Propst gesetzt hatte — „so dürft Ihr mir deshalb nicht zürnen. Es war gut gemeint und dient gewiß nur dazu, Euch das gnädige Vertrauen unsers Herrn Oberpräsidenten zu erhalten und zu vermehren."

Aber trotz dieser scheinbar freundlichen Auseinandersetzung konnte sich der Propst doch nicht völlig beruhi-

gen. Denn so sehr er an der Herstellung des Friedens in der Kirche arbeitete und im Herzen auch wohl den Reformirten sich zuneigen mochte, so fühlte er doch, daß diese unbesonnene und hämische Veroffenbarung einer Aeußerung, die er allerdings in einem Briefe an den Hofprediger unbesonnen genug gethan hatte, gar zu wenig mit seinem Amt als lutherischer Prediger im Einklange stehe, und es war deshalb wohl zu begreifen, wenn die falsche Freundlichkeit seines „lieben Freundes" ihm Aerger und Schaam bereitete. Er antwortete deshalb: „Ich kann es allerdings nicht leugnen, daß ich gegen Euch, Herr Hofprediger, eine ähnliche Aeußerung gethan habe. Doch scheint Ihr mehr hinein zu legen, als ich. Ich habe damit nur sagen wollen, daß die größere Ruhe, mit welcher die Reformirten wenigstens bisher gegen uns öffentlich aufgetreten sind, mich bestimmen könnte, lieber auf der Reformirten Parthei zu stehen, als auf der unsern."

„Es scheint doch," sagte der Oberpräsident zum Propste — „daß Ihr in gewissen Punkten mit Eurem Amte und mit Eurem Gewissen noch nicht ganz im Reinen seid. Doch weit entfernt, Euch darüber einen Vorwurf zu machen, ehre ich vielmehr diesen Euren Gesinnungskampf, weil ich der vesten Ueberzeugung lebe, daß ein Mann von Eurer Gelehrsamkeit und Euren vielfachen Erfahrungen gewiß nur zu dem Siege gelangen wird, welchen unser durchlauchtigster Churfürst von ganzem Herzen wünscht, und ich wiederhole Euch, daß ich viel Vertrauen auf Euch setze, um die vier Diaconen

zu St. Nicolai zur endlichen Unterschrift des Reverses zu vermögen, und somit weiterm Aergernisse vorzubeugen.“

Der Hofprediger, der es, wie es schien, nicht gut vertragen konnte, wenn vom Präsidenten irgend ein ehrendes Wort dem Propste zufiel, nickte bei der letzten Aeußerung süßlächelnd mit dem Kopfe und setzte mit sichtbar erheuchelter Freundlichkeit hinzu: „Gewiß, Euer Excellenz, wenn auch mein lieber Freund, der Propst Fromm, wie er selbst gestanden hat, von seinen Collegen mit mißtrauischen Blicken betrachtet wird, so muß man ihm doch eine große Gewandtheit zugestehen, in der nur Wenige ihm gleich kommen. Und ich selbst beuge mich willig und gern vor Euch.“ Dabei reichte er dem Propste mit freundlichem Lächeln die Hand.

„Es hat mir wohlgethan,“ fuhr nun der Oberpräsident fort — „daß der alte Propst Lilius endlich den Revers unterschrieben hat, und ich sehe täglich der churfürstlichen Verordnung entgegen, den ehrwürdigen Mann feierlichst in sein Amt wieder einzusetzen. Dabei wünschte ich, daß auch die Diaconen sich endlich willig finden ließen und unsern gnädigsten Landesherrn nicht zu ernstlichern Maaßnehmungen zwängen.“

„Das wird nicht nöthig sein,“ versicherte der Hofprediger. „Hat das Haupt sich gebeugt, werden es wohl auch die Glieder thun. Ich wenigstens kann die Zartheit eines solchen Gewissens nicht begreifen, das sich einen Revers zu unterschreiben weigert, der eines Theils nur in der allgemeinen christlichen Liebe und Wahrheit,

andern Theils in dem Befehle unſers gnädigſten Churfürſten gegründet iſt.“

„Für ſo leicht möchte ichs doch nicht halten,“ entgegnete der Propſt — „wenn namentlich das Gewiſſen noch in einer großen Einſeitigkeit befangen iſt. Es iſt aber dies eben ſo wenig unchriſtliche Unduldſamkeit, als offenbares Widerſetzen gegen die churfürſtlichen Befehle; ſondern es handelt ſich allerdings hier um den Glauben, um die Ruhe des Gewiſſens, um die Verantwortlichkeit vor der Gemeinde und vor Gott, und das Alles will doch wohl reiflich überlegt ſein.“

„Aber, lieber Freund,“ fiel ihm der Hofprediger freundlichſt ein — „beweiſet Ihr nicht durch Euer eigenes Beiſpiel, daß man ſich in ſeinen Glaubensanſichten ändern kann? Und was dem Einen gelungen iſt, mag ja wohl auch dem Andern gelingen! — Doch ich ſehe, lieber Herr Propſt, daß ich heute das Unglück habe, Euch gerade da wehzuthun, wo ich es am Freundlichlichſten mit Euch meine, und ich ſehe mich genöthigt, Euer Gnaden die wiederholte Verſicherung zu geben, daß ich den Herrn Propſt Fromm mit ganz beſonderer Freude meinen lieben Freund nenne.“

„Auf welchen der Diaconen,“ fragte der Freiherr mit gefliſſentlicher Nichtbeachtung des eben Geſprochenen — „dürfte wohl behufs der Unterſchrift des Reverſes zu rechnen ſein?“

„Sie werden zuletzt wohl alle dem Beiſpiele ihres Hauptes, des Propſtes Lilius, folgen,“ antwortete der Hofprediger. „Am Meiſten aber, fürchte ich, wird der

Diaconus Gerhardt der Herſtellung des Kirchenfriedens hinderlich ſein. Denn Euer Excellenz erinnert ſich, wie eben dieſer Gerhardt nächſt dem nun removirten Archidiaconus Reinhart in unſern Religionsgeſprächen ſich am Lauteſten und Kühnſten hervorthat. Auch iſt es mir bekannt geworden, daß Gerhardt am Meiſten darauf gedrungen hat, ſich von den wittenberger Theologen, welche unſerm gnädigſten Churfürſten mit Recht verhaßt ſind, ein Gutachten über die Reversangelegenheit geben zu laſſen, in welchem doch, wie Euer Gnaden bekannt iſt, es den berliniſchen Geiſtlichen zur Gewiſſenspflicht gemacht wird, ſich mit aller Strenge und Schärfe den Friedensverſuchen unſers durchlauchtigſten Landesherrn zu widerſetzen. Ich halte deshalb dafür, daß mit dem Diaconus Gerhardt am Strengſten zu verfahren ſei; denn er genießt unter der Gemeinde das meiſte Anſehn.“

Hier wurde Stoſch durch ein leiſes Klopfen an der Thüre unterbrochen. Der Oberpräſident ſchien dadurch nichts weniger als beunruhigt zu werden; vielmehr blickte er gleichgiltig nach der Thüre, als wiſſe er, was dies Zeichen zu bedeuten habe, oder vielmehr, als geſchähe es auf ſeinen eigenen Befehl. Und bald darauf ſchob ſich ein bleiches, mageres Angeſicht mit dem demüthigſten Lächeln durch die halb geöffnete Spalte. „Tretet nur ein, lieber Stolpe,“ rief der Präſident aus. „Was bringt Ihr?“

Der Geheimſecretär trat ein, verbeugte ſich mit dem Anſtande eines Mannes von Bildung und ſagte: „Euer Gnaden, der beſtellte Geiſtliche wartet auf Dero Befehl.“

„Es ist der Pfarrer Müller aus Ribbeck," sagte der Präsident erklärend zu den beiden anwesenden Geistlichen. „Der gute Mann ist mit seiner Gemeinde wegen seiner Pfarrfelder etwas in Streit gerathen und ist heute vorbeschieden zur hoffentlich friedlichen Ausgleichung der Sache. Sagt mir doch, Stolpe, hat der Pfarrer etwa geäußert, daß er Eile habe? Sonst bittet ihn, ein wenig zu verziehen."

„Wenn Euer Excellenz mir gestatten will," sagte Stolpe demüthigst — „der Herr Pfarrer scheint keine große Eile zu haben. Und leiblich gestärkt hat er sich auch; denn wie ich höre ist er zuvor im Wirthshause an der langen Brücke gewesen, vermuthlich, weil es ihm an Muth gebrach, vor Euer Gnaden zu erscheinen?"

„Woher habt Ihr denn das schon erfahren," fragte der Präsident lächelnd.

„Er hat es mir selbst erzählt, ohne daß ich eben viel darum gefragt hätte," antwortete der Geheimschreiber. „Auch ist er ein naher Anverwandter des Tuchmachermeisters Jung, wie ich ebenfalls zufällig erfahren habe."

„Welches Jung?" fragte der Freiherr.

„Desselben," erwiederte Stolpe — „von welchem ich noch gestern Abend die Ehre hatte, Euer Gnaden Einiges mitzutheilen."

„Ach ja," rief der Präsident aus und wandte sich dann zu Stosch und Fromm mit den Worten: „Ich hätte nicht geglaubt, daß unter der hiesigen Bürgerschaft so viel und heftig Parthei gegen die Edicte des Chur-

fürsten genommen wird. Namentlich soll ein gewisser Meister Jüng sich gestern Abend Aeußerungen erlaubt haben, die nicht ungestraft bleiben können. Es muß nothwendig darin etwas Ernstliches geschehen. Also Ihr wisset, lieber Stolpe, daß der Pfarrer Müller ein Anverwandter dieses Meisters Jung ist.“

„Er hat es mir ebenfalls selbst erzählt,“ antwortete der Secretär.

„Aber ist denn dieser Pfarrer gar so geschwätzig, daß er seine Familienangelegenheiten dem Ersten Beßten erzählt?“ fragte der Freiherr halb ärgerlich.

Stolpe schien für den Augenblick etwas in Verlegenheit gerathen zu sein; denn er schlug die stechenden Blicke seiner kleinen freundlichen Augen seitwärts und machte dazu eine tiefe Verbeugung. Vielleicht mochte es ihm auch etwas verdrießlich sein, daß der Präsident unter dem „Ersten Beßten,“ der allerdings in diesem Sinne nicht immer der Beßte ist, auch ihn selbst verstehe, und er mochte es deßhalb für nöthig halten, sich einigermaßen zu rechtfertigen und in einem bessern Lichte darzustellen. „Ich kann es allerdings nicht leugnen,“ sagte er nun mit seiner gewohnten Freundlichkeit, — „daß ich dem Herrn Pfarrer ein wenig Veranlassung gegeben habe, davon zu reden; das geschah aber nur, weil ich zufällig wußte, daß er mit dem genannten Meister Jung öfters zusammen gewesen ist, eine Thatsache, welche doch einiges Licht auf den noch unbekannten Herrn Pfarrer werfen dürfte.“ —

„Kennet Ihr diesen Meister Jung genauer?“ fragte der Präsident weiter.

„Einigermaßen,“ antwortete Stolpe — „obgleich ich Ursache habe zu glauben, daß er mich nicht kennt. Ich werde zu einer andern Zeit die Ehre haben, Euer Gnaden das Weitere mitzutheilen.“

„Schon gut, lieber Stolpe,“ sagte der Präsident. „Sagt also dem Pfarrer Müller, daß er noch ein Wenig verziehen möge; — doch halt — diese Gelegenheit ließe sich auch besser nützen. Sagt dem Pfarrer Müller, er möge eintreten.“

„Er kann, da er einmal hier ist, sogleich den Revers unterschreiben,“ sprach der Präsident zu den beiden Geistlichen, als Stolpe abgetreten war und das so gleichgültig, als handele es sich um eine Kleinigkeit. Dann fuhr er etwas lebendiger fort: „Aus Dem, was wir eben vernommen haben, scheint dieser ribbecker Pfarrer ein eifriger Wittenberger zu sein, wie sein Vetter, der Meister Jung, und solchen Männern thut die Unterschrift am Meisten noth.“

„Ich bewundere, verehrtester Herr Oberpräsident,“ sagte Stosch — „mit welcher weisen Fürsorge Euer Excellenz das große Werk des Friedens fördert.“

Jetzt öffnete sich die Thüre, und der arme ribbecker Pfarrer, der nicht wußte, welcher Glaubensprüfung er entgegen ging, trat mit der demüthigsten Verbeugung ein und mit fast sichtbarem Herzklopfen, weil er bei seinem stillen, einfachen Landleben nichts weniger hatte

lernen können, als den Muth und die Gewandtheit eines Mannes von Weltbildung.

„Tretet näher, Herr Pfarrer," rief ihm der Präsident mit ungeheuchelter Freundlichkeit zu, als er sah, daß der schüchterne Mann an der Thüre stehen blieb. „Ich kann Euch zunächst die frohe Mittheilung machen, daß die Streitsache mit Eurer Gemeinde zu Eurem Gunsten entschieden werden wird, wenn Ihr nur einigermaßen Euch billig finden lasset."

„O herzlich gern," antwortete der Pfarrer. — „Ich bin zu Allem willig und bereit, und es hat mir schon manche schlaflose Nacht gemacht, daß die Sache so weit gekommen ist."

„Aber warum habt Ihr sie denn so weit kommen lassen?" fragte der Präsident verwundert.

„Entschuldigt, gnädigster Herr," entgegnete der Pfarrer. „Ich bin nicht Kläger, sondern der Beklagte; und ob ich schon Viel und Mehr als mancher Anderer nachgelassen habe, so thut mir's doch Leid, daß ich nicht noch mehr gethan habe. Euer Gnaden mag glauben, daß es einem Landgeistlichen, der nur auf seine Gemeinde beschränkt ist, sehr schmerzlich und empfindlich ist, mit derselben in Streit zu leben. Verhungern, das bin ich gewiß, verhungern hätte mich meine liebe Gemeinde doch nicht lassen, und deshalb thut mir's Leid, daß ich's bis zum Verklagen kommen ließ."

„Nun, das wird Alles wieder gut gemacht werden," tröstete der Oberpräsident. „Ihr scheint mir, lieber Pfarrer, ein friedliebender und friedseliger Mann zu

sein und solche Leute sind mir jederzeit willkommen. Ich habe deshalb" — und dabei erhob sich der Präsident von seinem Stuhle, trat an sein Schreibpult, legte dort ein Papier zurecht und die eingetauchte Feder daneben — „ich habe deshalb Euch die Gelegenheit nicht nehmen wollen, da Ihr einmal hier seid, den Revers zu unterschreiben. Ich bitte Euch, tretet hier an das Pult. Es ist, wie Ihr Euch überzeugen werdet, Wort für Wort derselbe Revers, der Euch schon bekannt sein muß; Ihr habt nichts zu thun, als nur Euren Namen darunter zu schreiben."

Bei diesen Worten wurde der arme Pfarrer vor Schreck leichenblaß und er blieb wie angewurzelt auf seinem Platze stehen, unfähig, auch nur ein Wort zu erwidern.

„Tretet doch näher," bat der Präsident weiter. „Ich hoffe doch, daß Ihr dieselbe Friedfertigkeit, welche Ihr gegen Eure Gemeinde an den Tag leget, auch gegen unsern durchlauchtigsten Churfürsten ausüben werdet!"

„Verzeihen Euer Gnaden," sagte nun der Pfarrer mit zitternder Stimme — „das kann ich nicht."

„Wie, das könnt Ihr nicht?" wiederholte der Oberpräsident weniger freundlich, als zuvor. „Was soll ich von Euch denken? Um eines kleinen Streites mit Eurer Gemeinde willen habt Ihr, wie Ihr sagt, viele Nächte nicht schlafen können; aber daß Ihr im Streite mit Eurem gnädigsten Landesherrn lebt, das macht Euch keine schlaflose Nacht?"

„Euer Gnaden," antwortete der Pfarrer, „Gott

wird mich vor dem leiseſten Gedanken behüten, der von Streit und Ungehorſam gegen meinen gnädigſten Landesherrn zeugte. Aber hier iſt es etwas Anderes. Bei meiner Gemeinde handelt es ſich um leibliche Nahrung und Nothdurft, hier aber um des Gewiſſens Ruhe und Frieden.“

„Wie klug Ihr zu unterſcheiden wiſſet,“ ſagte der Präſident. „Bei aller Eurer ländlichen Einfachheit, mit welcher Ihr eintratet, habt Ihr doch Gewandtheit genug. Sagt mir, Herr Pfarrer, iſt der Ungehorſam gegen das landesherrliche Edict ſo etwas Geringes, daß Euer Gewiſſen dabei in Ruhe und Frieden bleiben kann?“

„In Sachen des Glaubens muß man Gott mehr gehorchen, als den Menſchen,“ erwiderte der Pfarrer ruhig.

Als der Präſident für den Augenblick durch dieſe Bemerkung entwaffnet ſchien, oder wohl auch nur ſein aufſteigender Ingrimm ihm nicht gleich die rechte Entgegnung finden ließ, übernahm der Hofprediger Stoſch die weitere Vertheidigung und ſagte: „Lieber Herr Pfarrer, Ihr habt Euch dies Wort gewiß nicht recht überlegt. Wenn Ihr ſagt: In Sachen des Glaubens muß man Gott mehr gehorchen, denn den Menſchen, ſo ſprecht Ihr damit eigentlich eine Verketzerung gegen unſern durchlauchtigſten Churfürſten aus.“

Der arme Pfarrer ſchrak bei dieſem Vorwurfe zuſammen und blickte faſt ſtieren Blickes auf den Hofprediger. Dieſer aber fuhr alſo fort: „Wenn der Gehorſam, welchen ein Fürſt verlangt, wirklich mit dem Ge-

horsam streitet, welchen wir Gott schuldig sind, so muß natürlich der Fürst selbst ein Widersacher Gottes sein. Denn Ihr wisset eben so gut, wie ich, daß die Schrift sagt: Der Welt Freundschaft ist Gottes Feindschaft; wer der Welt Freund sein will, der wird Gottes Feind sein. Wenn Ihr nun die churfürstlichen Edicte nicht anerkennen und den Revers nicht unterschreiben wollt, weil Ihr Gott mehr gehorchen müsset, als den Menschen, so stellet Ihr damit unsern gnädigsten Landesherrn als einen Feind Gottes dar, der von seinen Unterthanen verlangt, daß sie, aus Gehorsam gegen ihn, sich an Gott versündigen sollen! Meinet Ihr nicht, Herr Amtsbruder, daß unser gnädigster Churfürst es mit seinem Glauben eben so treulich meine, als Ihr mit dem Euren? Muß nicht auch unser Churfürst einst Rechenschaft geben von jedem Worte und Werke, das er gethan und wie er sein Volk regiert hat, genau so wie Ihr, was Ihr redet und thut, und wie Ihr Eure Heerde weidet? Darum, wenn Ihr Euch weigert, den Revers zu unterschreiben, so tretet Ihr als Verkläger unsers Landesherrn auf.“ —

Der Pfarrer schien von dieser ihm unverhofften und unerwarteten Auseinandersetzung jenes biblischen Spruches noch in größere Verwirrung gesetzt zu sein; er blickte fast beschämt vor sich nieder und antwortete nach einigem Zögern: „Gott ist mein Zeuge, daß ich das nicht habe sagen wollen. Ich bin fast sechzig Jahr alt, und über dreißig Jahre im Amte; aber meine ganze Gemeinde, Alt und Jung, kann eidlich abgehört werden,

und sie wird mich keines Wörtleins beschuldigen können, welches von Ungehorsam gegen meinen gnädigsten Churfürsten zeugte.“

„Desto schlimmer,“ entgegnete der Hofprediger — „wenn Ihr in Eurem Alter erst anfanget, Euch den landesherrlichen Edicten zu widersetzen. Im Reverse sollt Ihr versprechen, den Kirchenfrieden mit helfen zu befördern; da Ihr nun diesen Revers auszustellen Euch weigert, gebt Ihr zu erkennen, daß Ihr Wohlgefallen habt an Streit und Zwietracht, daß ihr uns Reformirte nicht für christliche Glaubensgenossen anerkennt, daß Ihr, wie Euer Abraham Calov in Wittenberg, die lutherische Lehre für die alleinseligmachende haltet und uns Reformirte nicht einmal für augsburgische Confessionsverwandte anerkennen wollt und uns somit von dem im westphälischen Frieden den Protestanten zugestandenen Rechten ausschließt! Ist das nicht offenbarer Aufruhr gegen die ganze reformirte Kirche, Aufruhr gegen Euren Landesherrn, der so gut, wie Ihr, aus seinem Glauben einst hofft selig zu werden?“

„Ich kann nur,“ antwortete der arme, bedrängte Pfarrer — „abermals Gott zum Zeugen anrufen, daß ich an alles Das nicht gedacht habe, und daß Niemand aufrichtiger und herzlicher für das Wohl unsers gnädigsten Churfürsten und für alle Menschen beten kann, als ich es täglich thue.“

„Wenn dem so ist,“ sagte Stosch — „so könnt Ihr auch den Revers unterschreiben, sonst stimmen Eure Worte nicht mit Euren Werken zusammen.“

Der Pfarrer schien durch diese Beweisführung in seinem Bedenken besiegt zu sein; denn er trat jetzt einige Schritte dem Pulte näher und streckte die Hand nach der Feder aus. Aber eben, als er sie zum Schreiben ansetzen wollte, überfiel ihn heftiges Zittern; sein Angesicht verfärbte sich, er legte die Feder wieder hin und rief im schmerzlichsten Tone aus: „So wahr mir Gott helfe, — ich kann es nicht!“

„So mögt Ihr Euch in wenig Tagen bereit halten, Euer Amt niederzulegen,“ sagte der Oberpräsident mit barscher Stimme, während er heftig im Zimmer auf- und niederging. „Aufrührerische Pfarrer kann ich nicht im Lande brauchen.“

„Gnädiger Herr,“ bat der unglückliche Mann — „ich bin sechzig Jahr alt, habe Weib und fünf Kinder, und bei meinem geringen Einkommen auch nicht einen Nothpfennig zurücklegen können. Soll ich in meinen alten Tagen mit Weib und Kindern betteln gehen?“

„Das ist Eure Sorge,“ entgegnete der Präsident kalt. „Wem sein Schicksal in seine Hand gelegt ist, ob es ihm wohl oder übel gehen soll, der kann über keine Ungerechtigkeit klagen, wenn er mit verstocktem Herzen in sein Unglück geht. Ihr seid ein Vetter des hiesigen Tuchmachers Jung, da ist es nicht zu verwundern, wenn Ihr eben so, wie er, Widersetzlichkeit und Aufruhr gegen die Kirche und den Landesherrn predigt. Geht nun und haltet Euch bereit, binnen dreien Tagen Euer Amt niederzulegen.“

Der Propst Fromm, welcher bisher obwohl sich vol-

lig ſtill verhalten, aber ſich doch nichts weniger als gleichgültig bei dieſer Verhandlung gezeigt hatte, erhob ſich jetzt von ſeinem Stuhle und ſagte: „Ich bitte um Verzeihung, gnädiger Herr, aber ſollte nicht die Strenge gegen meinen Amtsbruder etwas zu hart ſein? Sollte ihm nicht wenigſtens einige Bedenkzeit gelaſſen werden, da er völlig unvorbereitet hierher gekommen iſt, und nicht wiſſen konnte, daß er den Revers zu unterſchreiben habe?“

Der Oberpräſident blickte mit ungnädiger Verwunderung auf den Propſt; um ſeine Lippen ſpielte ein aufſteigender Zorn, dem nur noch die rechten Worte zum Ausbruch fehlten; endlich ſagte er mit erzwungener Ruhe und Kälte: „Ihr könnet, Herr Propſt, dieſem Uebelſtande ſogleich abhelfen und durch Euer Beiſpiel beweiſen, daß man zur Erfüllung ſeines Gehorſams gegen den Landesherrn keine Vorbereitung nöthig hat. Darum erſuche ich Euch, den Revers zu unterſchreiben.“

„Ich würde dann wenigſtens um eine gleiche Vergünſtigung bitten, nämlich um einige Tage Bedenkzeit,“ entgegnete der Propſt unerſchüttert.

„Iſt das etwa Eure Friedfertigkeit, deren Ihr Euch rühmtet?“ fragte der Präſident. „Sind das etwa die Beweiſe Eurer chriſtlichen Liebe, die ihr gegen die Reformirten zur Schau traget?“

„Euer Excellenz,“ antwortete der Propſt — „meine Friedfertigkeit iſt keine Heuchelei; aber eben die chriſtliche Liebe, die wir uns unter einander ſchuldig ſind, fordert zur Nachſicht, zum Mitleiden auf, und beſtände

dies auch nur darin, daß dem Gewissen Zeit gegeben werde, sich mit seinem Gott zu berathen.“

„Ich erstaune, lieber Freund,“ fiel hier der Hofprediger Stosch ein — „daß ich solche Worte von Euch höre! Nach Dem, was Ihr mir mündlich nnd schriftlich mitgetheilt habt, ja nach der Gesinnung, die Ihr vor Kurzem hier ausspracht, muß ich, so leid mir das thut, doch irre werden an Euch. Ich fürchte doch nicht, daß Ihr zweierlei Gewissen habt, eins für die Lutherischen und eins für die Reformirten, oder vielmehr eins für die Welt und eins für Euch selbst?“

„Herr Hofprediger,“ entgegnete der Angegriffene — „es handelt sich hier nicht um ein Gericht über den Glauben, sondern nur um die Billigkeit und allgemeine Menschenliebe. Es erscheint mir als ein unbilliger Gewissenszwang, unter Drohungen Jemanden zu einem Werke zu nöthigen, welches sein Gewissen ihm verbietet.“

„Also auch Ihr redet von Gewissenszwang?“ fragte Stosch mit bitterem Lächeln — „Fürwahr, Ihr seid ein zuverlässiger Mann und unser gnädiger Herr Oberpräsident wird sich freuen müssen, daß Dero auf Euch gesetzte Hoffnungen zur Herstellung des allgemeinen Kirchenfriedens schon jetzt in Erfüllung gehen! Wenn Ihr es auch gegen mich mit Eurem Gewissen übereinstimmend fandet, mit falschen Hoffnungen mich hinzuhalten, so hätte es doch die schuldige Hochachtung vor dem Herrn Oberpräsidenten von Euch verlangt, Eure Maske abzulegen.“

„Ich wiederhole nochmals,“ sagte der Propst mit mühsam verhaltenem Ingrimme — „es handelt sich hier nicht um ein Glaubensgericht, sondern nur um christliche Menschenliebe, — es handelt sich um das Recht, welches unsere lutherische Kirche der reformirten gegenüber hat und ihr von dreien Churfürsten zugesichert und zugeschworen worden ist, es handelt sich um die Glaubensfreiheit, die keinerlei äußern Zwang dulden kann, es handelt sich um Gewissensfreiheit, die Niemand auf Erden in Fesseln schlagen darf, — aber was ich hier mit meinen eigenen Augen gesehen und mit meinen Ohren gehört habe, — ja ich habe keine Furcht und Scheu, es zu bekennen: unsere lutherische Kirche erleidet Gewalt.“

„Gewalt?“ wiederholte der Oberpräsident und blickte mit funkelnden Zornesblicken auf den Propst. „Gewalt sagt Ihr, und wer übt diese Gewalt?“

„Die Reformirten in der ganzen Churmark,“ antwortete der Propst schnell und ernst.

Als hier der Hofprediger wieder das Wort nehmen wollte, rief ihm der Präsident zu: „Ich bitte Euch, kein Wort mehr! Die Sache ist zur Entscheidung reif! Herr Propst, Ihr seid entlassen und bis auf Weiteres Eures Sitzes im Consistorio entbunden!“ —

Der Propst, ohne ein Wort darauf zu erwidern, verbeugte sich und schritt zur Thüre; als er hier auf den Pfarrer Müller traf, der während dieser letzten Verhandlung immer mehr sich zurückgezogen hatte, als wolle er dem Schlachtfelde entrinnen, sprach er zu ihm: „Fol-

get mir, Herr Amtsbruder! Für diesmal wenigstens seid Ihr gerettet!" — Und dieser schritt nun mit der größten Bereitwilligkeit mit dem Propste zum Zimmer hinaus.

Der Oberpräsident aber sprach zum Hofprediger: „Haltet Euch bereit, mich in einer Stunde zu dem Churfürsten zu begleiten.

Cap. 3.

Der Dichter und der Sänger.

> Herr hilf mir, so wollen wir meine Lieder singen, so lange wir leben, im Hause des Herrn.
>
> Jesaias 38, v. 20.

Wir verfügen uns in die Amtswohnung des Diaconus Paul Gerhardt und zwar in das Wohnzimmer der Hausfrau Anna Maria, der Tochter des verstorbenen churfürstlichen Kammergerichtsadvocaten Andreas Bertholdt, zu welcher wir in den Nachmittagsstunden ein junges Mädchen eintreten sehen, das; dem Benehmen nach zu schließen, hier ein gutes Recht des Eintritts zu haben scheint.

„Guten Tag, liebe Frau Pathe," rief das Mädchen der Hausfrau zu, welche in einem breiten Armstuhle sitzend und mit einem kleinen, etwa vierjährigen Knaben beschäftigt der Eintretenden freundlich zunickte und den Willkommenskuß herzlich erwiderte.

„Grüße Dich Gott, liebe Dorothea," sagte die Hausfrau. „Wie lieb ist mir's, daß Du gekommen

bist. Es gehen mir allerlei trübe Gedanken durch die Seele; da ist freundlicher Zuspruch doppelt willkommen.“

„Seid Ihr krank, liebe Frau Pathe?“ fragte Dorothea theilnehmend. Und sie hatte zu dieser Frage wohl Veranlassung; denn das bleiche Angesicht der Frau Gerhardt, das matte, glanzlose Auge, die sichtbare Hinwelkung und Vertrocknung ihres Körpers und das erschwerte Athemholen ließen allerdings auf eine sehr bedenkliche Krankheit schließen, und für eine dritte Person hätte dies krankhafte Aeußere einer noch nicht vier und vierzig Jahre alten Frau um so mehr auffallen müssen, da die Jungfrau Dorothea als das vollkommenste Bild jugendlicher Frische und blühender Gesundheit ihr gegenüberstand. „Seid Ihr krank?“ fragte Dorothea — „oder vielmehr, da Ihr seit längerer Zeit leider schon unwohl seid, ist Euch ein neues Uebel widerfahren?“

„Nein,“ antwortete Frau Gerhardt schmerzlich lächelnd. „Ich würde auch kaum Kraft haben, ein neues noch auf mich zu nehmen; das alte, liebe Dorothea, drückt schon schmerzlich genug.“

„Gute Frau Pathe,“ sagte Dorothea tröstlich, „Ihr wisset doch, wie Gott bisher in manchem schweren Leide Euch gnädig immer ausgeholfen hat. Hättet Ihr auf einmal Geduld und Hoffnung verloren?“

„Nein, nein,“ antwortete sie schnell — „dies Unglück wird Gott von mir abwenden. Auch darfst Du nicht glauben, daß ich murre oder klage, aber der Schmerz einer Mutter hat seine Rechte. Heute sind es fünf Mon-

den, daß mein kleiner, lieber Chriſtian ſeine Augen für immer ſchloß; und daß ich dabei an die andern drei meiner Kinder denke, die ſchon früher mir der Herr wieder genommen hat, und von welchen das eine ſogar fern von hier der Auferſtehung entgegenſchläft, und daß ich in dieſer Zeit Vater und Mutter zu Grabe tragen mußte, — das iſt das Recht des Schmerzes und der Trauer. Bricht eine Wunde wieder auf, ſo bluten die andern mit, und die Thräne einer Mutter benetzt zu gleicher Zeit die Gräber aller ihrer Kinder.“

„Gute, liebe, ſchwer geprüfte Frau,“ tröſtete Dorothea — „wüßte ich nicht, daß Euer Glaube Euch freudig und ſiegreich über Grab und Tod hinwegträgt, ſo würde ich bangen um Euch. Aber dennoch vergebet mir, wenn ich Euch bitte, auch an Das zu denken, was Euch Gott noch gelaſſen hat, an Euren lieben Fritz, der Euch ſo verwundert anſieht, als wollte er Euch fragen: Haſt du mich nicht mehr lieb, gute Mutter? Denket an Euren guten Eheherrn, der mit Euch dieſelben Schmerzen theilt, aber auch denſelben Frieden in Gott; denket vor allen Dingen an Euch ſelbſt, an Eure Geſundheit. Schmerzensthränen zehren am Marke des Lebens; wie unglücklich würde Herr Gerhardt, wie beklagenswerth arm und verlaſſen Euer Söhnlein ſein, wenn die Gattin, wenn die Mutter von ihnen ginge. Ach ich bitte Euch, gute liebe Frau Pathe, mäßiget Euren Schmerz um der Lebenden willen.“

„Ich weiß, Du meinſt es gut, liebe Dorothea,“ ſagte die Hausfrau und ſetzte mit mildem Lächeln hinzu:

„Ich will Dir folgen, denn Du hast Recht. Auch kam nur plötzlich ein so trüber Geist über mich! Weiß ich doch, daß wir durch viele Trübsale müssen ins Reich Gottes eingehen.“

„So höre ich Euch gern,“ sagte die Jungfrau freundlich. „Das ist die alte liebe Stimme eines gottergebenen Herzens, die schon so oft durch meine Seele gedrungen ist, und die mir heute ganz besonders wohlthut, weil ich ihrer bedürftig bin.“

„Du, meine Dorothea?“ fragte Frau Gerhardt verwundert. „Wie ist es möglich, daß in Dein so sonnenhelles Glück eine finstere Wolke treten könnte?“

Dorothea erschien von dieser Frage schmerzlich berührt; denn es traten plötzlich Thränen in ihre Augen, und, als ob sie sich derselben schäme, nahm sie schnell den kleinen Fritz auf ihren Schooß und küßte ihn zu wiederholten Malen. „Es muß Dir etwas Uebels widerfahren sein,“ sagte die Frau Pathe — „willst Du mir es nicht mittheilen?“

„Ach, ich muß wohl,“ antwortete die Jungfrau. „Hätte ich eine Mutter, so würde ich mein Leid in ihr Herz ausschütten; aber so stehe ich allein —“

„Du erschreckst mich, liebes Kind,“ fiel Frau Gerhardt ein. „Was ist denn geschehen?“

„Diesen Morgen,“ sagte nun Dorothea nach einigem Zögern — „ist mein Vater auf das Stadtgericht gefordert gewesen und ist über einige Aeußerungen vernommen worden, in welchen, wie die Leute sagen, Beleidigungen gegen unsern Churfürsten liegen sollen.“

„Das ist Verleumdung," sagte die Hausfrau schnell. „Wie käme Dein Vater, ein so ruhiger und friedlicher Bürger, dazu, Beleidigungen gegen den Churfürsten auszustoßen."

„Das ist eben das Unglück," fuhr die Jungfrau fort — „daß mein Vater, wie er mir sagte, wirklich einige Aeußerungen gethan hat, welche von einem böswilligen Herzen übel gedeutet werden können. Es betrifft nämlich den jetzigen Kirchenstreit; und da mein Vater ein eifriger Lutherischer ist, so muß ich wohl glauben, daß er gegen die Reformirten einige kränkende Worte mag haben fallen lassen."

„Ist es das," sprach Frau Gerhardt ermuthigend — „so sorge Dich nicht zu sehr, liebes Kind. Die Reformirten lassen es auch gegen uns Lutherische nicht daran fehlen. Denke an meinen armen, guten Mann; seit Jahren muß er die bittersten Kränkungen und Schmähungen ertragen."

„Ach das ist's auch nicht allein, was mich betrübt," sagte Dorothea — „besonders da mein Vater darüber ganz ruhig ist und er von dem Stadtgerichte auch nur mit der Weisung entlassen worden, künftighin sich zu mäßigen. Aber eben für die Zukunft fürchte ich; und daß ich die Schuld dabei trage, das ist's, was mich so sehr bekümmert."

„Ich verstehe Dich nicht, Dorothea," sprach die Hausfrau.

„Ach Gott, ich muß Euch Alles sagen, liebe Frau Pathe," rief jetzt die Jungfrau unter neuen Thränen

aus. „Mein Vater hat in Erfahrung gebracht, daß ihn Jemand verrathen hat, nämlich der Geheimschreiber des Herrn Oberpräsidenten, Herr Stolpe; und daß diesen Mann nur die Rachsucht dazu getrieben hat und daß er deshalb fortfahren wird, mich und meinen armen Vater zu verfolgen, das ist mein Unglück.“

„Noch verstehe ich Dich nicht,“ wiederholte die Frau Pathe. — „Was hat dieser Herr Stolpe, der mir ganz unbekannt ist, mit Dir und Deinem Vater zu thun?“

„Nun so hört denn,“ antwortete die Jungfrau. — „Dieser Stolpe ist seit etwa acht Wochen der böse Geist meines Lebens. Er schrieb damals einen Brief an mich, in welchem er mir die Versicherungen von Liebe und Freundschaft gab, die ich nur für Spott halten mußte, da ich weder ihn noch seinen Namen kannte, ihn weder gesehen noch gesprochen hatte. Das Beßte wäre freilich gewesen, diesen Brief meinem Vater zu übergeben; allein ein unbesiegbares Gefühl von Schaam hielt mich davon ab; ich weinte die bittersten Thränen in meinem Kämmerlein darüber, daß Jemand so ohne Weiteres an mich schreiben könnte und ich prüfte alle meine Worte und Werke, ob ich wohl durch mein Benehmen dazu Veranlassung gegeben hätte. Ich vernichtete den Brief und vergrub die ganze Sache in die Tiefe meiner Seele. Als ich einige Tage darauf bei einbrechendem Abende meine alte Frau Base besuchen will, drängt sich plötzlich ein hagerer, blasser Mann an mich, der mit dem freundlichsten Lächeln, das mir Angst und Schrecken einflößte, sich als den Schreiber jenes Briefes zu erken-

nen giebt. Als ich in das abgemagerte Angeſicht und in die kleinen funkelnden Augen ſehe, überläuft mich ein Schauer, als hätte eine giftige Schlange mich angeblickt. Ich ſtieß einen lauten Angſtſchrei aus und entfloh, ſo ſchnell ich nur konnte. Seit dieſer Zeit verfolgt mich dieſer entſetzliche Mann auf allen meinen Wegen; ſelbſt in unſere Kirche kommt er, obgleich er ein Reformirter iſt, und ſtellt ſich mir gegenüber und ſtört meine Andacht. Nur in unſer Haus hat er ſich noch nicht gewagt, aber ich zittere, ſo oft es an die Thüre klopft, weil ich fürchte, daß er es ſein könnte. Vor einigen Tagen ſchrieb er einen zweiten Brief an mich; ich erkannte an der Aufſchrift dieſelbe Hand. Ich gab dem Boten den Brief zurück und ſagte in der Angſt meines Herzens, daß ich meinen Vater um Hülfe angehen würde, wenn mir noch einmal ein ſolcher Brief zukäme. Fühlt Ihr nun, liebe Frau Pathe, daß dieſer entſetzliche Mann, den ich von Grund meines Herzens verabſcheue, der böſe Geiſt meines Lebens iſt? In meine friedlichſten Stunden, in jede Freude, in jede Trauer tritt dieſes bleiche Geſpenſt mit ſeinen Schlangenblicken und quält mich Tag und Nacht. Noch habe ich mich meinem Vater nicht entdeckt, weil ich mich ſchäme, daß ich ſo tief gefallen ſein muß, wenn ein ſolcher Mann ſich um meine Gunſt bewirbt. Gern wollte ich nun dieſes Leid tragen, bliebe es meine eigene Laſt; aber daß nun dieſer fürchterliche Mann Rache an meinem Vater nimmt, das macht mich wahrhaft unglücklich. Rathet mir, liebe Frau Pathe, was ſoll ich thun?“

„Dich Deinem Vater entdecken," antwortete Frau Gerhardt. „Es ist nicht recht, daß Du so lange gegen ihn geschwiegen hast."

„Ach," sagte Dorothea unter Thränen, — „lebte meine gute, selige Mutter noch, es wäre wohl nicht so weit gekommen! Ich bin ein unglückliches Mädchen! Wie tief muß ich in der Achtung meiner Mitmenschen gesunken sein, wenn ein Mann, wie dieser Stolpe, es wagen kann, mich auf offener Straße anzureden?"

„Beruhige Dich darüber, mein Kind," tröstete die Frau Pathe. „Wenn die Ehre einer Jungfrau nach den Worten bemessen werden sollte, welche leichtfertige, gewissen- und sittenlose Männer an sie richten, so stünde es schlimm um uns arme Frauen. Wenn die Schamlosigkeit der Welt selbst das Heilige verlästern kann, wie sollte da ein armes, schwaches Weib solchen Verlästerungen entfliehen können! Nein, liebe Dorothea, tröste Dich darüber; wenn dieser Stolpe sieht, daß Du allen seinen schaamlosen Bewerbungen die verdiente Verachtung entgegensetzest, so wird er wohl zuletzt ermüden."

„Aber die Rache, die er an meinem guten Vater nehmen wird?" fragte die Jungfrau.

„Fürchte Dich darum nicht," fuhr die Frau Pathe fort. „Wir sind unter Gott! Was auch die Menschen Uebels uns thun wollen, Gott kann und wird es immer zum Beßten kehren. Eben höre ich meinen guten Mann kommen; er wird Dich noch besser zu trösten wissen, als ich es vermag."

„Um Gottes willen," bat Dorothea heftig — „thut

das nicht, liebe, gute Frau Pathe. Erzählt ihm kein Wort davon! Die Schaam vor ihm würde mich tödten, wenn er Solches wüßte. Ich könnte es allen, allen Menschen erzählen, nur gerade ihm nicht.“

„Sonderbares Kind,“ sagte die Hausfrau mit Lächeln den Kopf schüttelnd.

Jetzt öffnete sich die Thüre und ein Mann trat ein, der den beiden Frauen ein lieber Gast war. Sein volles, rundes Angesicht, das kurze Bärtchen an Kinn und Oberlippe, das lange, in Locken auf die Schultern herabfallende Haupthaar, welches von einem eng anliegenden schwarzen Käppchen so wenig gedeckt wurde, daß die breite, freie, erhabene Stirn in ihrer ganzen Würde hervortrat, dazu das dunkle, mild leuchtende Auge, aus welchem eine träumerische Gutmüthigkeit und die kindliche Reinheit eines von dem Frieden des Herrn berührten Herzens hervorleuchteten, dies Alles trat wie eine sichtbare Seele aus dem Wesen des Mannes heraus und einte im Herzen des Beschauers mit einer unantastbaren Ehrfurcht einen so freundlichen Ernst, daß es innige Hochachtung, Liebe und Vertrauen zu gleicher Zeit erweckte, wo dieser Mann nur erschien und gefühlvolle Herzen fand. Dies war der fromme Sänger der Liebe Gottes und unsers Herrn, der Diaconus Paul Gerhardt. Kaum hatte er den Fuß in das Zimmer gesetzt, als Friedrich den Schoos Dorotheens verließ und nach der Thüre mit den Worten eilte: „Lieber Papa“ und seine Kniee umschlang.

„Gott schütze Dich, mein guter Fritz,“ sagte der

Vater und hob den Knaben zu ſich heran und küßte ihn. Dann trug er ihn zu Dorotheen zurück und ſagte lächelnd: „Nimm Dich in Acht, liebe Dorothea, daß Dir nicht Jemand anders ſo ſchnell und ohne Abſchied entläuft, wie dieſer undankbare Knabe, dem Du gewiß nur Liebes und Gutes gethan haſt.“

Die Jungfrau erröthete über und über und verbarg ihr Angeſicht auf des Knaben Bruſt. Dann nahte Gerhardt ſeiner Gattin, küßte ſie auf die Stirn, nahm ihre Hand und fragte: „Wie geht es Dir jetzt, mein gutes Weib?“

„Gut, lieber Herr,“ antwortete ſie freundlich. „Was ſollte mir fehlen, wenn ich Euch Beide noch habe und weiß, daß Ihr mich lieb habt. Fritz hat ſchon oft nach Euch gefragt. Ihr mußtet ihm doch heute etwas zu lange ausgeblieben ſein, und faſt möchte ich ihm beiſtimmen.“

„Ihr guten Seelen,“ ſagte Gerhardt. „Gott erhalte Euch mir! Siehſt Du, Dorothea“ — fuhr er dann zu dieſer gewendet fort — „die Leute in der Stadt halten mich immer für arm, aber bin ich nicht ein reicher, reicher Mann? Wie geht es Deinem Vater, liebes Kind?“

„Ich danke Euch, lieber Herr Pathe,“ antwortete Dorothea in ſichtbarer Verlegenheit. — „Er ſprach davon, Euch heute oder morgen zu beſuchen; es iſt ihm ein kleines Aergerniß begegnet.“

„Ich weiß es bereits,“ entgegnete der Diaconus. „Meiſter Liebrecht war vorhin bei mir, und hat mir den

Vorfall mitgetheilt. Die Sache wird wohl weiter keine Folgen nach ſich ziehen, obſchon die Reformirten eben jetzt alle Segel ſpannen, uns Lutheriſche in Schrecken zu ſetzen. Es iſt eine ganz eigene, ſelige Freude, um ſeines Glaubens willen verfolgt zu werden und eine volle, überreiche Erfüllung des Wortes unſers Herrn: Selig ſind, die da Leid tragen; denn ſie ſollen getröſtet werden. Denn ſie ſind nicht blos ſelig, wenn ſie getröſtet werden, ſondern ſchon ſelig, während ſie ihr Leid noch tragen. Nur wer ſich auf Menſchentroſt und Menſchengunſt verläßt, ſteht auf gar ſchwachem und gebrechlichem Grund und Boden.“

„Darf ich Euch hier tadeln, lieber Herr?“ fiel die Hausfrau lächelnd ein. „Ich gebe auf Menſchengunſt doch ſehr viel und zwar mein ganzes Erdenglück. Nicht wahr, lieber Herr, Ihr liebt mich und unſern Fritz; wir Beide ſind glücklich in Eurer Gunſt und Liebe; ſollten wir uns nun nicht mit ganzem Herzen darauf verlaſſen?“

„Maria,“ antwortete Gerhardt lächelnd — „Du willſt auf dieſe Weiſe am Schnellſten zum Siege kommen! Aber,“ fuhr er fort, und man ſah es ſeiner freundlichen Miene an, daß er den Streitpunkt mit heiterem Sinne verhandeln wollte — „haſt Du mich denn ſo weit geprüft, daß Du mir eine Schwachheit, eine Treuloſigkeit gar nicht zutrauen könnteſt? Bin ich nicht auch ein Menſch, der ſeinen Sinn ändern und ſtraucheln und fallen kann? Wie nun, Maria, wenn mir eines Tages die Sorge um Euch zu unbequem würde, wenn ich's für gerathener hielt, Euch zu verlaſſen? Was könnte

mich daran hindern? Etwa mein Schwur am Altar? Ach, der thut es nicht allein, mein gutes Weib, auch die Kinder thun es nicht, welche man so gern das veſte Liebesband um älterliche Herzen nennt. Denn giebt es nicht viel Streit und Zwietracht in Familien, viele treulos verlaſſene Gattinnen und Mütter trotz des Schwures am Altare und trotz der Kinder, die Gott den Aeltern gegeben hat? — Wenn nun das menſchliche Herz im Allgemeinen ſolchen Wankelſinnes fähig iſt, warum nicht auch das meine?"

„Nein, Gerhardt, das könnet Ihr nicht," ſagte die Gattin mit tiefem Ernſte.

„Nun," fuhr Gerhardt freundlichſt fort — „Gott wolle mich auch in Gnaden vor ſolcher Sünde behüten und mir den unziemlichen Scherz vergeben, mit welchem ich Dich betrübt habe, mein gutes Weib. Aber ſage mir, worin liegt es, daß wir Beide eine ſolche Treuloſigkeit unter uns nicht für möglich halten? Darin allein, liebe Maria, daß wir noch einen Dritten zum Freunde haben, der unſere Herzen in Liebe zuſammenhält, nämlich unſern lieben Herrn. Wenn wir uns alſo gegenſeitig auf unſere Liebe verlaſſen, ſo heißt das ſoviel, daß wir die veſte Hoffnung auf den Beiſtand des Herrn dazu haben, der bei uns, in uns, und um uns bleiben wird. Wer ſich aber auf Menſchengunſt verläſſet, ſo wie es die heilige Schrift nimmt, der denkt wenig oder gar nicht daran, daß er und alle Andern, auf welche er ſich verläſſet, umſonſt bauen und arbeiten, wenn der Herr nicht mit Hand an's Werk legt. Men-

schengunst ist nur dann ein guter und sicherer Grund, wenn das Menschenherz vom Geiste Gottes geheiligt, genährt und getragen wird. Nun, Maria, verdiene ich noch Deinen Tadel?"

„Ich wußte es gleich, lieber Herr, daß Ihr die Sache so zu Ende bringen würdet," antwortete die Gattin freundlichst, indem sie ihres Gatten Hand an ihre Brust legte.

Jetzt wurden plötzlich ungewöhnlich veste Schritte in der Hausflur und auf den Treppen laut. „Das ist unser lieber Herr Ebeling," rief Gerhardt schnell und fröhlichen Tones aus. — „Es hat Niemand solchen Schritt, als er." Und als jetzt die Thüre aufging und ein Mann in mittlerer Größe und in einem Alter von etwa fünf und dreißig Jahren, etwas wohlbeleibt und mit einem Angesichte voll blühender Gesundheit hereintrat, rief der Hauswirth diesem entgegen: „Dachte ich's doch, lieber Herr Musikdirector, daß Ihr es sein müsset. An Eurem Schritte werdet Ihr Euch nie verleugnen können —" setzte er scherzend hinzu und drückte mit alter Vertraulichkeit die dargebotene Hand.

„Zuvörderst meinen gehorsamsten guten Abend, meine vielgeehrtesten Freunde und respective Jungfer Dorothea" — sagte der Eingetretene mit feierlichem Ernste — „und sodann meine freundschaftlichste Bitte um geneigte Entschuldigung meines späten Eintrittes und dann zum Dritten Euch, ehrwürdiger Herr, Gönner und Freund die Antwort: Die Schritte eines Musikdirectors sind immer nach dem Tacte bemessen, weil

ein ehrsamer Musicus im Gehen am Liebsten componirt; denn das Tempo macht sich da von selbst. Somit habt Ihr Recht, ehrwürdiger Herr, meinen Schritt verleugnen, hieße: verleugnen, daß ich der berlinischen Hauptkirchen Musikdirector bin.“

„Ihr seid doch ein glücklicher Mann, Herr Ebeling,“ sagte die Hausfrau freundlich. „Ich glaube, ich habe Euch noch niemals trüb' und traurig gesehen; Ihr würdet wohl selbst das Unglück, nicht wie andere Christenleute, still und ruhig ertragen, sondern hinwegscherzen.“

„Nun wenigstens hinwegmusiciren,“ antwortete Ebeling — „genau so wie es Euer Herr und Gemahl hinwegsingen würde. Nicht wahr, mein alter Freund, die Musiker und Poeten sind freie, kühne und mächtige Leute, an welche sich das Unglück gar nicht wagt, weil es mit ihnen nichts ausrichten kann?“

„Fordert das Unglück nicht heraus!“ entgegnete Gerhardt lächelnd — „es möchte uns sonst an einer Stelle angreifen, wo Euch das Musiciren eben so sauer würde, als mir das Dichten.“

„Meinet Ihr?“ fragte der Musikdirector mit ungläubiger Miene. „Das Reich und die Macht des Gesanges dürften doch wohl, wie das Exempel lehret, auch in der schwersten Prüfung bestehen. Ihr wisset ja, selbst im feurigen Ofen erhoben die drei Männer ihre Stimmen und sangen dem Herrn ein fröhliches Loblied. Eben im Feuer der Trübsal singen Poeten und Musiker am Ergreifendsten, weil sie selber ergriffen sind.“ —

„Ich will Euch nur lieber gleich jetzt Recht geben,“ ſagte Gerhardt lächelnd — „denn ich weiß, Ihr würdet mich doch ſo lange in die Enge treiben, bis Ihr mich gefangen hättet. Doch was führt Euch zu uns, alter Freund?“

„Die Freude, der Dank,“ antwortete Ebeling — „oder vielmehr die liebe ſündliche Eitelkeit.“ — Und dabei zog er aus der breiten Taſche ſeines langſchößigen Rockes ein langes, zuſammengerolltes Papier, zog es auf, rollte es dann auf die andere Seite, um die Fläche wieder herzuſtellen und ſagte: „Da habe ich ſo eben ein Lied von Euch vollendet, und zwar in ſo lieblicher Melodie, daß ich mich ſelbſt darüber freue, und daß ich heute nicht eher zu Bette gehen kann, als bis ich Euch das Lied vorgeſungen und vorgeſpielt habe.“

„Welches Lied?“ fragte Frau Gerhardt.

„Es iſt ein Loblied auf die Frauen im Allgemeinen,“ antwortete der Muſikdirector mit verbindlicher Verbeugung — „und zunächſt ein Loblied auf Euch ſelbſt, ehrſame Hausfrau, und zuletzt ein Vorbereitungslied für meine liebe Schülerin, Jungfer Dorothea, welches jedenfalls an ihrem Hochzeitstage von mir aufgeführt werden ſoll.“

„Iſt denn dieſer Tag ſo nahe?“ fragte Frau Gerhardt und fuhr dann, als ſie merkte, daß Dorothea durch den Scherz des Muſikdirectors in ſchmerzliche Verlegenheit geſetzt worden war, alſo fort: „Ihr ſolltet heute nicht ſcherzen, Herr Ebeling. Dorothea hat wohl

Ursache betrübt zu sein; Ihr Vater ist der Beleidigung unsers Churfürsten angeklagt —"

„Ich weiß, ich weiß," unterbrach sie Ebeling schnell — „ich war ja selbst dabei, und," fuhr er dann zu seiner Schülerin gewendet fort: „Seid darum nicht traurig, liebe Jungfer. In der ganzen Stadt glaubt Niemand daran, daß es dem Oberpräsidenten mit seiner Strenge Ernst ist. Euer alter, lieber, guter Vater steht in zu großer und verdienter Achtung bei Vornehm und Gering, als daß unser gnädigster Präsident uns Allen ein so großes Herzeleid anthun könnte. Darum seid fröhlich und getrost und lasset auf Eure traurenden Blicke die Sonne einer frohen Hoffnung scheinen. Ihr müsset das ja, als meine Schülerin in der Musica wissen, daß wir solche Dinge eine trügerische Cadenza nennen, das heißt ein künstlicher und unerwarteter Schluß mit gestörtem Dreiklange; es dauert aber nicht lange, so löset sich dieser Knoten wieder gar freundlich auf und die Aria fließet noch eine Zeit lang desto feuriger und kräftiger fort, bis sie zu ihrem wohlvorbereiteten Ende kommt. Nicht wahr, liebe Jungfer, Ihr verstehet mich, was ich sagen will?" — Und dabei legte er mit alter, fast väterlicher Vertraulichkeit seine Hand auf der Jungfrau Stirn und setzte noch hinzu: „Nunmehr schlaget Eure freundlichen Augen wieder auf und nehmet Eurem alten Lehrer nichts für ungut."

Die heitern, tröstlichen Worte des Musikdirectors machten auch auf Dorothea einen solchen wohlthuenden Eindruck, daß sie den Ausdruck eines trauernden Her-

zens mit dem eines in Hoffnung neu gestärkten vertauschte und antwortete: „Meine liebe Frau Gerhardt hat Recht, Ihr seid ein glücklicher Mann, Herr Ebeling.“ —

„Und glücklicher noch,“ setzte er verbindlich hinzu — „wenn Ihr nicht mehr traurig seid. Und nun lasset mich auf mein schönes Frauenloblied zurückkommen, das ich eine treue Copia dieses häuslichen Lebens nennen muß. Denn wenn Herr Gerhardt in Euch, ehrsame Hausfrau, nicht das Exempel vorgefunden hätte, würde er sicherlich nicht so lieblich gesungen haben. Das Lied betitelt sich: Der wundervolle Ehestand.“

„Ei, ei, Herr Ebeling,“ warf die Hausfrau mit Lächeln ein, das freilich auf ihrem bleichen, welkenden Angesichte mehr eine süße, freundliche Wehmuth war — „da schlagt Ihr Euch ja mit Euren eignen Worten. Wenn es wahr ist, daß mein Herr und Gemahl den Ehestand nur deshalb so lieblich besingen konnte, weil er in glücklicher Ehe lebte, wie mögt Ihr da eine liebliche Melodie dazu setzen können, da Ihr ein alter, griesgrämiger Junggeselle seid?“

„Ihr irrt Euch, liebe Frau,“ antwortete Ebeling schnell, auf den Scherz eingehend. — „Ich bin schon seit vielen, vielen Jahren verheirathet und führe eine über alle Maßen glückliche Ehe, die selbst der Tod nicht lösen, sondern nur mit einer trügerischen Cadenza unterbrechen kann. Mein Eheweib heißt nämlich: Frau Música, und ich denke, die soll mir bis in den Himmel folgen, wenn anders Gott mich nicht zu gering hält,

ihn einst am Throne seiner Herrlichkeit in Gemeinschaft mit den Engeln zu besingen. Doch hört nun mein Lied.“

Und nachdem er sich an das Clavier gesetzt hatte, begann er ein kurzes, einfaches Vorspiel und sang dann mit einer angenehmen Baßstimme:

Voller Wunder, voller Kunst,
Voller Weisheit, voller Kraft,
Voller Hulde, Gnad' und Gunst,
Voller Labsal, Trost und Saft,
Voller Wunder, sag' ich noch,
Ist der keuschen Liebe Joch.

Die sich nach dem Angesicht
Niemals hierbevor gekannt,
Auch sonst im Geringsten nicht
Mit Gedanken zugewandt,
Deren Herzen, deren Hand
Knüpft Gott in ein Liebesband.

„Nun sagt aufrichtig, mein theurer Freund,“ unterbrach sich hier Ebeling, zu dem Dichter gewendet — „wie gefällt Euch die Melodie zu diesem Euren lieblichsten Liede, das Ihr jemals gemacht habt?“

„Die Melodie ist allerdings recht artig,“ antwortete Paul Gerhardt — „und dem Gegenstande ganz angemessen. Aber, lieber Freund, Ihr erzeiget meinen geringen Liedern zu viel Ehre.“ —

„Das weiß Gott, daß Ihr da nicht Recht habt,“ entgegnete Ebeling schnell. — „Denn Alles, was Ihr dichtet, ist so natürlich, daß ein Jeder sogleich eine Melodie dazu machen kann. Höret nur den Vers:

Laß zuſammen, was Gott fügt;
Der weiß, wie's am Beßten ſei;
Unſer Denken fehlt und trügt,
Sein Gedank' iſt Mangel frei.
Gottes Werk hat veſten Fuß,
Wenn ſonſt Alles fallen muß.

„Ich frage Euch, iſt das nicht Alles ſo kräftig, jedes Wort ſo beſtimmt, der Gegenſatz ſtets ſo bedeutſam herausgehoben und durch und durch ſo melodiſch, daß man den Vers nicht ſprechen kann, ohne im Herzen dazu zu ſingen? Denn höret nur weiter" — fuhr der begeiſterte Muſicus fort, der es ganz zu vergeſſen ſchien, daß der Dichter nicht nöthig habe, ſeine Lieder erſt durch Andere kennen zu lernen — „höret nur weiter den herrlichen Vers:

Geht's nicht all'zeit, wie es ſoll,
Iſt doch dieſe Liebe ſtill,
Hält ſich in dem Kreuze wohl,
Denkt, es ſei des Herren Will'
Und verſichert ſich mit Freud'
Einer künftig beſſern Zeit.

„Iſt das nicht Alles gerade ſo, wie es ſein muß, wenn es Herz und Seele ergreifen ſoll? Gäbe es ein menſchliches Herz, in welches ſich dieſes Lied nicht einſchmeichelte, und zwar nicht meiner Melodie wegen — denn wie ich Euch ſchon ſagte, zu ſolchem Liede macht ein Jeder, der nur ſingen kann, eine Melodie — ſondern der überaus herrlichen Worte wegen, ſo ſagte ich kecklich: das iſt ein Herz von Stein! Ihr hättet, lieber

Freund, dies Lied: Brautlied betiteln, und es etwa unſrer lieben Jungfer Dorothea widmen ſollen. Das wäre der rechte Titel und zugleich die rechte Empfehlung. Doch was Ihr nicht gethan habt, das wird wohl das Volk ſelber machen.*)

Die freundlichen Worte Ebelings machten einen verſchiedenen Eindruck auf ſeine Zuhörer. Während die Hausfrau lächelnd der begeiſterten Rede des Muſikdirectors zunickte, als wolle ſie ſagen, daß ſie von ganzem Herzen in das ihrem Eheherrn geſpendete Lob mit einſtimme, überzog Gerhardt's Angeſicht ein flüchtiger Aerger, und nahm die Miene Eines an, der ſich eines Lobes ſchämt, weil er fühlt, es nicht verdient zu haben. Dorothea dagegen wendete ſich ſtill nach dem Fenſter und verdeckte ihre Augen mit dem Tuche. Es mochte dem armen Mädchen, deſſen Herz von tauſend widerſtreitenden Gefühlen zerriſſen zu ſein ſchien, eben Recht ſein, daß Niemand ihre ſtillen Thränen bemerkte, und daß Gerhardt mit ſeinem kleinen Sohne, den er eben auf den Arm genommen hatte, beſchäftigt zu Ebeling ſagte: „Ihr thut mir wahrlich zu viel Ehre an, alter Freund, und ich muß mich ernſtlich dagegen verwahren. Denn iſt das Lied wirklich ſo ſchön, als Ihr meinet, ſo

*) Otto Schulz in ſeiner Ausgabe von Paul Gerhardt's geiſtlichen Andachten (Berlin, 1842) verſichert, daß dieſes aus ſiebzehn Verſen beſtehende Lied ehemals in manchen Gegenden ſehr gebräuchlich als Tiſchlied bei Hochzeiten geweſen oder auch auf dem Kirchwege zur Trauung geſungen worden ſei (S. 270). Es eignet ſich wohl auch kein beſſeres dazu.

sind es ja nicht meine eigenen Worte, obgleich sie meine Hand niedergeschrieben hat, sondern sie sind die Sprache meines zu Gott dankbaren und fröhlichen Herzens, daß er mir ein so treues, liebes und frommes Weib gegeben hat, wie meine Maria ist. Ja, mein gutes Weib," — und mit diesen Worten gab er den kleinen Friedrich, der die Händchen nach der Mutter ausstreckte, dieser zurück und küßte sie auf die Stirn — „dies Lied ist der Dank zu Gott für Dich und unser liebes Kindchen, das er mir durch Dich gegeben hat, und ist der Ausdruck meiner süßesten Hoffnung, mit welcher ich für mich und die Meinen an das selige Leben im Himmel denke. Daher bitte ich Euch, lieber Ebeling, singet mir noch den letzten Vers; denn der ist mir selbst im ganzen Liede der erfreulichste.'

„Ja, den singe ich Euch noch," antwortete der Musikdirector mit gerührter Stimme — „und bitte Euch nur, daß Ihr zu den frommen Kindern, von welchen Ihr in diesem Verse redet, auch mich mit rechnen möget. Denn wenn ich auch allein einst dort ankomme, und nicht, wie Ihr, mit Weib und Kind, so kann ich doch an Vaters und Mutter Hand vor Gottes Thron treten. Doch Ihr wollt den Vers hören." Und mit einer bewegten Stimme spielte und sang der Musikdirector:

Endlich, wenn nun ganz vollbracht,
Was Gott hier in dieser Welt
Frommen Kindern zugedacht,
Nimmt er sie ins Himmelszelt
Und drückt sie mit großer Lust
Selbst an seinen Mund und Brust.

Als Ebeling hier schwieg und das Nachspiel vollendet hatte, wendete sich Frau Gerhardt an ihn und fragte: „Lieber Herr, Ihr seid ein so freundlicher, guter Mann, und würdet ein gutes Weib glücklich gemacht haben. Saget mir nun, warum verlebet gerade Ihr Eure Tage so einsam und sucht Euch nicht ein Herz, daß Ihr liebt und das Euch vertraut?“

„Meinet Ihr“ antwortete Ebeling ernster, als bisher — „ich fühlte meine Einsamkeit, meine Verlassenheit nicht auch selbst? Ich habe bisher oft genug dafür gebüßt, daß ich wähnte, Gott habe mir zu meinem Lebensglücke nur einen Weg gebahnt, und daß ich nicht mit seiner Hilfe einen zweiten versucht habe. Ich bin nun zu alt, um noch ein Herz zu finden, das sich mir vertrauen und meine Schwachheiten tragen will. Ich weiß auch keins, — oder vielmehr, ich weiß eins, und darf es und werde es nie sagen. Doch das gehört nicht hierher.“

„Ich verstehe nicht, was Ihr damit sagen wollt,“ äußerte die Hausfrau.

„Ihr Herren Theologen seid an Allem Schuld,“ rief Ebeling eifrig und mit drolligem Ernste aus, während eine wehmüthige Erinnerung in seinen Mienen sich abdrückte. — „Ja, die Geistlichkeit ist Schuld daran.“

„Ei, ei, mein theurer Freund,“ sprach Gerhardt — „das ist eine schwere Anklage gegen uns arme Geistliche, die wir ohnedies genug zu leiden haben. Unser Amt ist es ja eben, die Herzen zum ehelichen Lebensglücke ein-

zusegnen; wie können wir da das Gegentheil verschulden?“

„Ja, ja,“ fuhr Ebeling fort — „ich muß doch dabei bleiben, selbst auf die Gefahr hin, daß Ihr mir böse würdet. Ja, ich bleibe dabei, daß ich in meinen einsamen Stunden, wo ich selbst mit meiner süßen Freundin, der Frau Musica, wenn auch nur auf kurze Zeit in Disharmonie lebe, Euch Herren Geistlichen eben keine Lob- und Dankpsalmen singen kann. Denn hättet Ihr in Gottes Wort nicht Euer eigen Wort hineingelegt, so hätte ich heute Weib und Kind, und müßte nicht bei meiner Rückkehr in mein Kämmerlein in den Spiegel sehen, um nur ein menschliches Angesicht in meiner einsamen Zelle zu entdecken.“

„Ich weiß, daß Ihr mir nicht wehthun wollt,“ sagte Gerhardt ruhig — „denn ich wüßte nicht, wie gerade ich oder Einer meiner lieben Collegen Euch ein Unrecht zugefügt hätte. Indeß erlaubt mir“ — setzte er lächelnd hinzu — „daß ich Euch den vorhin über mich errungenen Sieg wieder entreiße. Ich sagte Euch, Ihr könntet wohl auch an einer Stelle angegriffen werden, wo Euch das Musiciren eben so sauer würde, als mir das Dichten. Das wolltet Ihr mir nicht zugeben, und besiegtet mich durch den Gesang der drei Männer im Feuerofen. Nun aber habt Ihr eben selbst gestanden, daß Ihr doch zuweilen mit Eurer Frau Musica in Unfrieden lebt.“

„Ja, und das eben durch die Schuld der Geistlichen,“ versicherte Ebeling mit halbscherzendem Trotze.

„Sagt mir, ist's nicht traurig, wenn von Denen, die Frieden predigen sollen, Unfriede ausgestreut wird?"

„Löset mir das Räthsel," fiel die Hausfrau bittend ein. — „Denn Ihr scheint theils gegen den Ehestand, theils und noch mehr gegen die Geistlichen erzürnt zu sein. Und in beiden Fällen wäret Ihr mein Widersacher; denn ich danke Gott eben so herzlich, daß ich eines guten Gatten Weib und glückliche Mutter meines Kindes bin, als daß mein Eheherr eben ein Geistlicher ist."

„Ich muß nun wohl, da Ihr mich also dränget," antwortete Ebeling. — „Ihr wisset, ich bin eigentlich ein Fremdling in dieser Stadt, aber bald ein wohlaufgenommener Freund und Bruder geworden. Als nun der hochlöbliche Rath dieser Stadt mich zum Musikdirector seiner beiden Hauptkirchen ernannt hatte, vermeinte ich, daß es nun Zeit sei, mir eine liebe Hausfrau auszusuchen. Das gelang mir auch bald und zwar durch Vermittelung meiner lieben Frau Musica. Aber mein Unglück wollte, daß die Liebste meines Herzens wohl dieselbe Liebe, — denn so meinte ich — doch nicht denselben Glauben mit mir theilte. Als ich nun mit ihr einig geworden war, trug ich meine Sache ihrem Vater vor und bat um seinen Segen. Aber der wurde mir zum Unsegen. Nämlich das Unglück in dieser Sache war die Verschiedenheit der Religion; es war dem Vater meiner Auserwählten nicht Recht, daß ich ein Lutherischer bin, während er zu den strengsten Calvinisten gehörte. Statt mir daher auf meine Bitte und Anfrage mit Ja oder Nein zu antworten, fragte er mich ernst-

lich, ob ich, wie die übrigen Lutherischen, glaube, daß man im heiligen Abendmahle Leib und Blut Christi wahrhaftig genieße, daß die zwei Naturen in Christo vereinigt, oder daß die menschliche in die göttliche verwandelt worden sei, und daß Christus für Alle gestorben und daß auch den Unbußfertigen die Vergebung der Sünden und das ewige Leben theilhaft werde, und daß des Menschen Thun und Lassen nur von der göttlichen Erwählung herkomme? Und da ich ihm entgegnete, daß ich allerdings kein Religionsmenger, sondern ein guter Lutherischer sein möchte, und was zum Beispiel die göttliche Erwählung betreffe, gerade diese Lehre mich glücklich mache, weil ich darnach auch glauben müßte, daß meine Ehe mit seiner Jungfer Tochter im Himmel geschlossen sei, erklärte er mir vest und bestimmt, daß er mir seiner Tochter Seelenheil nicht anvertrauen könne; denn diese halte eben so vest und beharrlich, wie er selbst, daran, daß Gott einen Theil der Menschen, ohne alles Ansehen der Sünde, der Unbußfertigkeit und des Unglaubens zur ewigen Höllenpein bestimmt habe, und daß Christus keineswegs für alle Menschen gestorben sei, und was er sonst noch sagte. Da er nun so hart darauf hielt, und ich ohnedies bemerken wollte, daß meine Auserwählte nicht mit gar besonderem Eifer sich meiner Sache annahm, so dachte ich: Es soll nicht sein! und gab meine Hoffnungen auf, oder vielmehr, ich ging als ein abgewiesener Freiersmann von dannen. Später merkte ich wohl, daß ich meiner Liebsten Unrecht gethan; denn mein Rücktritt soll sie sehr geschmerzt ha-

ben, und wenn ſie ſich einige Jahre darauf dennoch verheirathete, ſo geſchah es nur auf Befehl ihres Vaters. Das nagt zuweilen an meinem Herzen und Gewiſſen! Und nun bitte ich Euch, ehrwürdiger Herr und Freund, ſind nicht die Geiſtlichen daran Schuld, daß ich ſo einſam und verlaſſen hinlebe? Sollte die Liebe nicht ſtärker ſein, als der Glaube? Steht nicht ſogar in der Schrift, daß von den Dreien: Glaube, Liebe, Hoffnung die Liebe die größte ſei? Und haben dieſen ganzen Unterſchied, der zwiſchen den Reformirten und Lutheriſchen beſteht, nicht die Menſchen ſelbſt erſt gemacht, und zwar die Geiſtlichen?“

„Ihr thut uns Unrecht,“ entgegnete Gerhardt mild. „Es iſt wahr, Luther und Zwingli und beſonders Calvin ſpäter haben den Bruch zwiſchen den Proteſtanten verurſacht, aber nicht aus menſchlichem Eigenwillen oder bloßer Streitluſt, ſondern weil ihr Verſtändniß des Evangelii es ihnen nicht anders erlaubte. Auch hätten dieſe drei allein nimmermehr eine ſolche Spaltung unter Millionen Chriſten hervorrufen können, wenn dieſe ſelbſt nicht, und zwar aus eigener Ueberzeugung, ſich zu ihnen geſchlagen hätten. Das iſt kein Zwang von Außen, und der ganze Uebertritt unſers churfürſtlichen Hauſes von den Lutheriſchen zu den Reformirten iſt ein neuer Beweis, daß nicht die Geiſtlichen, ſondern die Gewiſſenhaftigkeit jedes Einzelnen in der Gemeinde den Unterſchied veſthält. Das iſt nun einmal Glaubensſache, lieber Ebeling, und wenn der Glaube, ſo wie er in Worte gefaſſet iſt, nicht blos leere Formel, ſondern ein Ab- und

Ausdruck des ganzen innern Menschen ist, und des Christen ganzes Leben und Handeln und Hoffen sich darnach regelt, so ist es allerdings jedes rechtschaffenen Christen Pflicht, auf seinen Glauben zu leben und zu sterben und um seines Glaubens willen auch die größten Opfer zu bringen. Denn was nicht aus dem Glauben kommt, das ist Sünde, sagt Paulus.“

„Ich bin ein viel zu geringer Theolog,“ antwortete Ebeling — „oder vielmehr ich bin gar keiner, und kann also mit Euch nicht darüber rechten, besonders da auch ich als ein guter lutherischer Christ leben und sterben will. Aber zuweilen kommt mir doch der Gedanke bei, daß unsers großen Churfürsten Absicht und Wille, Frieden und Vereinigung zwischen beiden Partheien herzustellen, sehr löblich sei und daß es ihm auch gewiß noch gelingen werde.“

„Glaubt das nicht, mein lieber Freund,“ sagte Gerhardt mit ernstem Kopfschütteln. — „Das wird dem Churfürsten nimmermehr gelingen, besonders wenn er fortfährt, so hart gegen die lutherischen Prediger einzuschreiten. Die äußere Macht in solchen Sachen schadet eben da, wo sie nützen will. Soll eine Vereinigung kommen, was Niemand inniger wünschen kann, als ich, so kommt sie nicht aus menschlichen Gesetzen, nicht aus fürstlichen Geboten, sondern allein aus dem Segen des Wortes Gottes selbst. Und diese Zeit kann kein Kaiser und kein König mit all' seiner Macht herbeiführen, sondern der Herr allein hat sie sich seiner Christenheit vorbehalten.“

lso auch Ihr im Stande," fragte Ebe-
em Glauben auch nicht eines Buch-
n und lieber alle Gefahren und Leiden
n zu laſſen?"
ich hoffe ſelig zu werden, Ja!" —
ardt veſt und mit Würde. — „Ich
unſerm Gottesmanne Luther:

men ſie uns den Leib,
, Ehr', Kind und Weib,
fahren dahin!
e haben's keinen Gewinn;
s Reich Gottes muß uns bleiben!

, wir gehen einer ſchlimmen Zeit entge-
der Muſikdirector, als eine kleine Pauſe
in welcher Gerhardt mit ſeinem Sohn-
Gott wende es Alles zum Beſten." —
limmen Zeit?" wiederholte Gerhardt
ch kenne nur eine ſchlimme Zeit, und
Zeit eines allgemeinen Abfalles vom
eit völligen Unglaubens, wovor
aden behüten möge; denn das wäre die
en Elendes, nämlich der entſetzlichſten
Wer aber um ſeines Glaubens wil-
Gefahren erduldet, der iſt nicht unglück-
eiß, daß wir durch viele Trübſale ins
eingehen müſſen. Nicht wahr, liebe
ea?"
wohl ſolche Rede meinem Herzen thut,
icht beſchreiben," antwortete das Mäd-

chen mit einem Lächeln der Wehmuth. — „Ich hätte nicht geglaubt, daß es schwere Prüfungen geben kann, welche schon vorher, ehe sie noch überwunden sind, so glücklich machen können.“ Und dabei reichte sie dem lieben, frommen Manne mit dem freundlichsten Danke die Hand.

Ebeling, der während der letzten Rede Gerhardt's ernst und bedächtig vor sich hingeblickt hatte, fuhr aus diesem seinen stillen Selbstgespräch jetzt plötzlich auf und sagte: „Mein ehrwürdiger Freund, Ihr sprecht dies Alles mit solcher Freudigkeit aus, daß ich mich meines vorigen Scheltens und Klagens, so wenig ernst es auch gemeint war, doch herzlich schäme, und Euch hiermit um gütige Verzeihung bitte. Diesmal“ — setzte er lächelnd hinzu — „hat der Dichter über den Musikus gesiegt. Und nun sagt mir einmal, nennt man nicht Diejenigen, welche Frieden zwischen den Reformirten und Lutherischen stiften wollen, Synkretisten?“

„Allerdings,“ versicherte Gerhardt — „und zwar sind es Die, welche in ihren Schriften haben erweisen wollen, daß alle Lehren, in welchen die Lutherischen von den Reformirten abweichen, nicht zu den Grund- und Hauptstücken des Evangeliums gehörten: — eine Treulosigkeit und zugleich eine Unkenntniß in Glaubenssachen, die nicht einmal von Laien, vielweniger von Geistlichen ausgehen sollte.“

„Nun,“ fuhr Ebeling lächelnd fort — „wie wär's, mein theurer Freund, wenn wir Beide zusammen trotz-

dem Synkretisten würden? Ihr sehet mich verwundert an, und rechnet mich sicherlich zu den Treulosen und Unwissenden; aber ich meine einen Synkretismus nicht in Glaubenssachen, sondern in der heiligen Kunst. Stehet Ihr auch, als Sänger der Liebe unsers Herrn, so hoch über mir, daß ich nicht werth bin, Euch die Schuhriemen aufzulösen, so habe ich mich doch in Eure Lieder so verliebet, daß sie von selbst in mir zu Melodieen werden, und ich dann oft meine, ich hätte die Lieder selber gemacht, weil sie so ganz und gar meine innerste Herzensmeinung aussprechen. Und da nun ein gutes, geistreiches Lied, mit einer angenehmen und wohl disponirten Melodie gleichsam eine doppelte Schnur ist, welche die Andacht und den Eifer des innerlichen Menschen mit dem äußerlichen desto mehr und vester verbindet, so wollte ich Euch freundlichst gebeten haben, mir außer denen, die ich schon habe, nach und nach alle Eure geistlichen Lieder und Andachten zu überantworten, damit ich sie in Musik setzen und zuletzt durch den Druck der großen Welt mittheilen kann.“

„Herzlich gern,“ antwortete Paul Gerhardt — „wenn Ihr anders meinet, daß meine geringe Gabe wohlgefällig aufgenommen werde.“ Dann fuhr er lächelnd fort: „Wenn Ihr dabei einen Synkretismus herstellen wollt, so dürft Ihr nicht so gering von Euch und nicht so groß von mir denken, sondern Euch und mir geben, was Recht ist. Wir Beide singen zur Ehre Gottes aus der von Gottes Gnade uns verliehenen Kraft. Wollt Ihr solchen Synkretismus, so bin ich's von gan-

zum Herzen zufrieden, und reiche Euch darauf die Bundeshand.“

„Ihr wisset doch immer die beßte Deutung, mit der Ihr das Herz treffet,“ sagte Ebeling und drückte warm und innig die dargebotene Hand. — „Und nun erlaubt mir, Euch einen guten Abend zu wünschen.“

„Noch Eins, lieber Herr Musikdirector,“ rief die Hausfrau diesem freundlichst nach: — „Ihr sagtet vorhin, es sei Euch mit Eurer Klage kein rechter Ernst gewesen. Heißt das nun so viel, als daß es Euch mit Eurer Liebe überhaupt und mit Eurer Reue über Euren allzuschnellen Rückzug kein rechter Ernst gewesen sei?“

„Wie ihr Frauen doch so streng und aufmerksam in diesen Dingen seid,“ antwortete Ebeling lächelnd. „Solltet Ihr nicht vielmehr Mitleid haben mit einem alten Junggesellen, der froh ist, wenn er das Elend seines einsamen Lebens einmal hinwegscherzen kann? Und wäre es auch nur mit einer Lüge, womit er sich und Andere täuschen will.“

„Nun das gefällt mir besser,“ entgegnete Frau Gerhardt mit freundlich bewegter Stimme. „Ihr Herren habt vorhin Viel von Synkretismus gesprochen, und so viel ich davon verstanden habe, meint Ihr darunter die innige Verbindung zwischen Poesie und Musik. Wisset Ihr, daß auch dazu noch ein Drittes oder vielmehr ein Erstes fehlt, und ohne welches all' Euer Dichten und Musiciren umsonst ist? Es fehlt Euch noch die Liebe, und zwar sowohl zu Gott und unsern Herrn, wie zu den Menschen, deren Herzen und Seelen Gott

selbst vereinigt hat. Und wollt Ihr das nicht überall Liebe nennen, so doch herzliche Achtung vor jedem Frauenherzen, das um des Mannes willen oft gar viele heimliche Schmerzen trägt. Wisset Ihr, was ich meine, mein werther Herr?"

Ebeling küßte der Hausfrau die Hand und sagte: „Ja gewiß; und darum werdet Ihr wohl jetzt nicht mehr mir zurufen: „Ebeling, Ihr seid doch ein glücklicher Mann."

Als der Musikdirector sich hier entfernen wollte, ertönte ein leises Klopfen an der Thüre, und kaum daß das übliche „Herein" abgewartet wurde, schob sich ein hageres, süßlächelndes Angesicht durch die geöffnete Spalte, bei dessen Anblick Jungfer Dorothea einen Schrei des Entsetzens ausstieß. Es war der Geheimsecretär Stolpe, der leise wie eine Schlange hereinschlich und dabei in süßer Freundlichkeit sagte: „Ich bitte tausend Mal um gnädige Verzeihung, wenn ich vielleicht irgend ein trauliches Zwiegespräch stören sollte; und ich beklage deshalb zugleich die schmerzliche Pflicht meines Amtes und Auftrags, die mich nöthigte, in dieses stille häusliche Glück einzudringen. Ehrwürdiger Herr Diaconus, ich habe von Seiner Hochwürden-Gnaden, dem Herrn Oberpräsident, Freiherrn von Schwerin den mich ehrenden Auftrag erhalten, Euch für morgen früh neun Uhr vor das hochwürdige Consistorium zu laden."

„Und in welcher Absicht?" fragte Gerhardt ruhig.

Stolpe verbeugte sich demüthig und sagte: „Ich bin ein zu geringer Diener meines gnädigen Herrn, als

daß ich auf Mittheilung von Amtsgeheimnissen hoffen könnte; so wie ich überhaupt zu gering bin, auch nur die kleinste Vergünstigung in Anspruch zu nehmen. Ich hätte, ehrwürdiger Herr Diaconus, den mir ertheilten Auftrag auch schriftlich an Euch gelangen lassen können, allein theils trieb mich mein Herz und meine aufrichtige Hochachtung vor Euch', diese freundliche Gelegenheit, Euch persönlich aufzuwarten, nicht unbenutzt zu lassen, theils hat eine sehr bittere und schmerzliche Erfahrung der neuesten Zeit mich belehrt, daß auch die lieblichsten Zuschriften von meiner Hand eine sehr unfreundliche Aufnahme gefunden haben."

Dabei fiel sein stechender Blick auf die arme Dorothea, die sich fast wie um Schutz flehend an die Seite der Frau Pathe geflüchtet hatte, welche gleichfalls ihre Unruhe nicht verbergen konnte. Als Gerhardt die Aengstlichkeit der beiden Frauen bemerkte und mit Recht schloß, daß die Anwesenheit Stolpe's dieses unheimliche Gefühl erregte, wandte er sich zu diesem und sagte: Habt Ihr mir sonst noch Etwas mitzutheilen, Herr Secretär?"

„Nichts weiter," antwortete dieser freundlichst — „als die nochmalige Bitte um gnädige Entschuldigung meines störenden Eintrittes, und um die Erlaubniß, mich Eurer Gunst empfehlen zu dürfen." Und damit verließ er mit süßem Lächeln und demüthiger Verbeugung das Zimmer, und nahm den Anwesenden eine unheimliche Last von der Seele.

Cap. 4.

Die Amtsentsetzung.

> Kämpfe den guten Kampf des Glaubens; ergreife das ewige Leben, dazu du auch berufen bist und bekannt hast ein gutes Bekenntniß vor vielen Zeugen.
> 1 Timoth. 6, v. 12.

In dem großen Sitzungssaal des churfürstlichen Consistorii zu Cöln waren Präsident und Räthe versammelt, eine wenigstens äußerliche Vereinigung der beiden streitenden Confessionen, indem die eine Hälfte der Consistorialräthe der reformirten, die andere der lutherischen Kirche zugehörte, und die reformirte Parthei nur etwa dadurch ein Uebergewicht hatte, daß der Präsident ihr zugehörte. Ein besonderer, tiefer Ernst herrschte in dieser hohen, einflußreichen und mächtigen Versammlung, von welcher keinerlei Appellation mehr möglich war, als an den Landesherrn, falls nicht die Stände des Landes etwa irgend einen Einfluß noch geltend zu machen wußten. Als der Protonotar Schardius die nöthigen Actenstücke vorbereitet und durch eine Verbeugung gegen den Oberpräsidenten dies angezeigt hatte, ergriff dieser die große Klingel, deren heller Ton durch

die hochgewölbten Räume zitternd hinschallte. Jetzt trat das bleiche, süßlächelnde Angesicht, der Secretär Stolpe, herein. „Die beiden Herren Geistlichen!“ rief ihm der Präsident zu. Und Stolpe entfernte sich.

Bald darauf öffnete sich die Hauptthüre und zwei Geistliche in ihrem Amtsornate erschienen vor dem geistlichen Gerichte. Der Eine, ein müder, siebzigjähriger Greis mit gebeugtem Haupte, dessen wankender, unsicherer Tritt theils wohl in der Hinfälligkeit des Alters, theils wohl auch in der Beklommenheit eines von widerstreitenden Gefühlen bewegten Herzens seinen Grund haben mochte. Dies war der alte, ehrwürdige Propst zu St. Nicolai, M. Georg Lilius, ein Mann, dem das schwere Geschick beschieden war, gerade in den letzten Tagen seines Lebens mit in einen Kampf gezogen zu werden, der seine Kräfte weit überstieg. Der andere Geistliche trat ernsten Schrittes ein; und seine Verbeugung gegen die Versammlung war eben so aufrichtig demüthig, als der ruhige Blick seiner Augen ein Zeugniß gab von dem Frieden und dem tröstlichen Bewußtsein eines guten Gewissens. Dies war der Diaconus Paul Gerhardt, der, obgleich dem sechzigsten Lebensjahre nahe, dennoch völlig ungebeugt, ein Mann, ein guter Streiter und Kriegsheld in der Sache des Glaubens, einherging. Nachdem die beiden Geistlichen die ihnen angewiesenen Plätze eingenommen hatten, wandte sich der Präsident zunächst an Lilius und sagte: „Ehrwürdiger Herr Propst, Euer heutiger Eintritt zu uns ist uns Allen eine erfreuliche Erscheinung, eine Bürgschaft

des Friedens, welchen unser durchlauchtigster Fürst und Herr über die Kirchen seines Landes zu breiten in Gnaden beschlossen hat. Wenn in Euch, eben so wie in uns das Andenken an jenen Tag noch nicht erloschen ist, der mir die traurige Pflicht auferlegte, Euch von einem Amte, das Ihr so treulich jederzeit verwaltet, zu suspendiren, weil damals das rechte Verständniß des gnädigsten Willens unsers durchlauchtigsten Landesherrn Euch noch durch einige übelwollende Einflüsterungen Anderer erschwert war, so wird dagegen jene trübe Erinnerung durch Eure heutige Anwesenheit völlig hinweggenommen und unsere Freude ist heute eben so groß, als damals unser Schmerz. Doch bevor ich mich des weitern mir gnädigst gestellten Auftrags entledige, wird Euch Euer bereits vor einem Monat ausgestellter Revers zur nochmaligen öffentlichen und feierlichen Anerkennung vorgelesen werden.“

Auf einen Wink des Präsidenten erhob sich der Protonotar Schardius, nahm ein Aktenstück zur Hand und las:

„Nachdem der durchlauchtigste Churfürst und Herr, Herr Friedrich Wilhelm, Markgraf zu Brandenburg, unser gnädigster Herr, Dero christlöbliches Vorhaben wegen des evangelischen Kirchenfriedens und christlicher Verträglichkeit gnädigst verlanget und in dem Lande ernstlich begehret; so erkläre, gegen Seine churfürstliche Durchlauchtigkeit, meinen gnädigsten Herrn, zu Dero unterthänigst-schuldigsten Gehorsams-Ehre, ich mich, nachmals wie vormals unterthänigst gehorsamst, daß

ich jederzeit mit herzlichem Gebete Gott um Beförderung des wahren Kirchenfriedens anrufen, auch nicht unterlassen will, was auf beiden Seiten zu einer christlichen gottwohlgefälligen Duldung ersprieslich sein würde; auch den Reformirten dieses Ortes keine fremden und von ihnen unzugestandenen Glaubenssätze mit ihren daraus gefolgerten Lehren aufbürden und daneben in nöthiger Behandlung der streitigen Lehrsätze und ihrer Widerlegung, wie bisher so fernerhin, mich christlicher Mäßigung und aller Bescheidenheit, maßen dieselbe auch den Reformirten zur Pflicht gemacht worden ist, gebrauchen und sonst gegen Seine churfürstl. Durchlaucht mich aller Treue und, wie gedächt, unterthänigsten Gehorsams sammt allem rechtschaffnen Wesen in Christo Jesu befleißigen; und verspreche solchemnach mit meiner eigenhändigen Schrift und Unterschrift, den churfürstlichen Edicten nach Anweisung höchstgedachten Ihrer churfürstl. Durchlaucht deswegen in offenem Druck vorhandenen Darlegung dero gnädigsten Vorhabens und gethaner Versicherung, nach dem einfachen Wortlaute gehorsamst nachzuleben, ohne einiges Andern Schaden oder Nachtheil und genommenes Aergerniß, auch dawider vorsätzlich mit Nichten zu handeln; werde doch, nach wie vor, bei erkannter und bekannter reiner lutherischer Lehre und Glauben mit Gottes gnädiger Hilfe beständig bis an mein seliges Ende verbleiben."

Sign. Berlin den 3. Januar 1666.

M. Georg Lilius Sen.
eigenhändig.

Als der Protonotar geendigt hatte, wandte sich der Präsident an Lilius und fragte: „Herr Propst, erkennt Ihr Das, was Euch eben vorgelesen worden, von Wort zu Wort als dieselbe Schrift an, die Ihr am genannten dritten Januarii dieses Jahres niedergeschrieben und eigenhändig unterzeichnet habt?“

Als Lilius dies mit einem kaum hörbaren Ja bestätigte, fuhr der Präsident fort: „Und seid Ihr bereit, vor geöffnetem churfürstlichen Consistorio nochmals zu erklären, daß Ihr bei diesen in Eurem Reverse ausgesprochenen Gedanken und guten Wünschen verbleiben wollt?“

Der alte Mann zögerte; sein Haupt fiel ermattet auf die Brust und an seinen schmerzlichen Mienen wurde deutlich der schwere Kampf erkannt, welchen er zwischen seinem lutherischen Glauben und der angelobten Unterwürfigkeit unter die churfürstlichen Befehle kämpfte. Der Diaconus Gerhardt wandte vest und bestimmt seine Blicke auf den Propst, um ihm dadurch auszudrücken, was ihm in Worten nicht vergönnt war; aber der arme Greis gewahrte das nicht, oder wollte wohl auch absichtlich den Blick seines Collegen vermeiden, weil er sich sagen mußte, daß seine Unterwürfigkeit von Gerhardt nicht gebilligt werden könne. Endlich wiederholte der Propst sein halblautes Ja und verbeugte sich gegen die Versammlung.

„Es freut mich,“ sprach nun der Präsident — „daß Ihr das gute Vertrauen, welches unser gnädigster Landesherr auf Euch hatte, nicht getäuscht habt, und

ich darf Euch nunmehr gestehen, daß churfürstliche Durchlaucht selbst während der Dauer Eurer Remotion Euch mit unverminderter Gnade zugethan gewesen ist, besonders Eures Alters und der treuen Verwaltung Eures Amtes wegen. Um deswillen ist churfürstliche Durchlaucht auch gern willig, über einige Mängel in Eurem ausgestellten Reverse hinwegzusehen. Namentlich hätte es wohl von Euch gefordert werden können, daß Ihr zur Ausstellung Eures Reverses Euch des vorgeschriebenen Formulars bedient hättet, statt daß Ihr in eigner gewählter Form dies vollzogen habt. Ferner hättet Ihr nicht von Edicten überhaupt, sondern von den wegen des evangelischen Kirchenfriedens in den Jahren 1614, 1662 und 1664 erschienenen Edicten sprechen und besonders noch versichern sollen, daß Ihr der reformirten Kirche überhaupt und nicht blos der hiesigen Ortes keine ihr fremden Glaubenssätze aufbürden wolltet. Indeß ist es churfürstlicher Durchlaucht wohl bekannt, daß Ihr, ehrwürdiger Herr Propst, bereits vor Erlassung der fraglichen Edicte Euch aller Mäßigung gegen die Reformirten beflissen habt, und will deshalb churfürstl. Durchlaucht mehr darauf, als auf den Revers sehen und damit in Gnaden zufrieden sein. Ich hoffe, ehrwürdiger Herr, daß Ihr solche Gnade dankbarlichst annehmet."

Nach einigem Zögern erhob sich der alte Propst; wie von einem plötzlichen Geiste der Kraft und des Muthes angeweht erschien er, wie ein erlöschendes Licht, das zuvor noch einen hellen, funkelnden Schein um sich

wirft. „Hochwürdigste und gnädigste Herren," sprach er — „meiner Tage auf Erden sind nicht mehr viele, und ich werde bald vor Dem erscheinen, der, um die Gedanken und Sinne und Herzen kennen zu lernen, keiner Worte von unsern Lippen bedarf, und der zum Schwur der Treue und der Unterwürfigkeit unter seine heiligen Gebote keinen Revers in Wort und Schrift verlangt, sondern an unsern Früchten erkennt, ob wir ihn lieben oder hassen. Ich hätte, nach fast funfzigjähriger treuer und gewissenhafter Haushaltung über Gottes Geheimnisse nimmer geglaubt, daß ich beim Ausgange meines Lebens noch ein schriftliches Versprechen der Treue gegen Gott und gegen den Landesherrn hätte ablegen müssen, da ich siebzig Jahre lang niemals mit Wissen und Willen dagegen gesündigt habe. Aber des Herrn Wege sind wunderbar; die Weisheit unseres durchlauchtigsten Churfürsten hat es um des Kirchenfriedens willen für nothwendig erachtet, daß Solches geschähe, und mir, als unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über mir von Gott empfangen hat, geziemt Gehorsam. Um deswillen habe ich den Revers ausgestellt und unterschrieben, bekenne aber hier offen und frei, daß ich mich gegen jede Auslegung verwahre, als wenn ich der lutherischen Kirche nur im Geringsten untreu geworden, oder als betrachtete ich die Streitlehren zwischen der lutherischen und reformirten Kirche als gleichgiltige Stücke unseres christlichen Glaubens. Ich erkläre hier vor Gott und dem hochwürdigsten Consistorio, daß ich als treuer lutherischer Christ leben und sterben werde

und erkläre das mit derſelben Gewißheit, als ich den Befehlen meines gnädigſten Landesherrn ohne alle geheime Ausflüchte mich völlig und demüthigſt unterworfen habe. Ich erkenne es deshalb mit dem unterthänigſten Danke, daß churfürſtliche Durchlaucht mir geringen unwürdigen Diener ſeine Gnade wieder zugewendet hat, obgleich ich fürchten muß, an brüderlicher Liebe und Wohlwollen bei meinen Amtsbrüdern wieder zu verlieren, was ich an Gunſt und Gnade bei churfürſtlicher Durchlaucht gewonnen habe. Doch Gottes Wille geſchehe über mir! Ich bin ſein armer, ſündiger Knecht, — mir geſchehe, wie Er will! Amen!" —

Als der alte Propſt hier geendet hatte, übermannte ihn wieder die vorige Schwachheit und völlig erſchöpft ließ er ſich auf ſeinen Stuhl nieder. Der Präſident aber antwortete: „Ehrwürdiger Herr, ich freue mich über das Zeugniß, das Ihr ſo eben abgelegt habt. Es iſt das Zeugniß jedes treuen Dieners der Kirche, der Gott gibt, was Gottes iſt, und dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt. Ich bitte Gott inniglichſt, er möge alle Prediger göttlichen Wortes in unſern Kirchen mit derſelben Treue und Anhänglichkeit gegen göttliche und weltliche Obrigkeit erfüllen, damit nicht wahr werde, was Ihr von der Abnahme der Gunſt Eurer Amtsbrüder gefürchtet habt. Sollte übrigens ein Solches geſchehen, und Ihr über Eure heutigen Schritte auf irgend eine Weiſe angegriffen werden, ſo nehmt mein Verſprechen hin, daß ich Euch kräftig werde zu ſchützen wiſſen. Ihr könnt darauf um ſo mehr bauen, als churfürſtliche Durchlaucht mir auf-

getragen hat, Euch zu sagen, daß Dero gnädigste Zufriedenheit mit dem von Euch ausgestellten und allerdings mangelhaften Reverse nur Euch allein zukommt, ohne alle Consequenz für die Andern, welche mit Ausstellung des Reverses noch im Rückstande sind. Erkennt darin, ehrwürdiger Herr, das ganz besonders gnädige Wohlwollen unseres durchlauchtigsten Landesherrn. Und weil denn nunmehr alle Hindernisse beseitigt sind, so erkläre ich im Namen und Auftrag unseres durchlauchtigsten Churfürsten Eure bisherige Remotion vom Amte für aufgehoben und erloschen, und setze Euch hiermit zum Propste und Inspector des geistlichen Ministerii zu St. Nicolai und in alle damit verbundenen Rechte, Ehren und Würden völlig und unbedingt wiederum ein, und trage Euch auf, dies Euren Amtsbrüdern und Synodalen durch Circular bekannt zu machen. Möge Gott Euch noch ein langes Leben schenken und Eure Mitarbeit an Herstellung des Kirchenfriedens gesegnet sein lassen!" —

Der alte Mann nahm seine Wiedereinsetzung so wie die damit verbundenen guten Wünsche still und mit auf die Brust gesenktem Haupte an. Es war nicht zu verkennen, daß die Ehre, die ihm jetzt von Menschen widerfahren war, ihm weniger Freude als Schmerz bereitete. Eine wehmüthige Trauer lag auf seinem Angesichte, als wäre ihm vielmehr Schmach und Schande widerfahren. Der arme Mann! Vielleicht ahnete er, daß er durch seine Unterschrift gewissermaßen sein Todesurtheil unterschrieben hatte!

Als nun dies erste Geschäft beendigt war, ging der Oberpräsident zu dem zweiten über. Er wandte sich an den Diaconus Gerhardt und sagte: „Herr Diaconus, Ihr werdet aus der eben beendeten Verhandlung mit Eurem ehrwürdigen Herrn Propste ersehen haben, warum auch Ihr mit vor churfürstl. Consistorio erschienen seid. Das gute Zeugniß, welches Eure Gemeinde über Euch ablegt, die Liebe, die Ihr allenthalben genießt und das Vertrauen, mit dem man Euch entgegen kommt, dies Alles läßt uns hoffen, daß Ihr nicht allein ein treuer Diener Eurer Kirche, sondern auch ein treuer Unterthan unseres durchlauchtigsten Churfürsten seid. Wenn ich die bittere und leidenschaftliche Sprache Eures vormaligen Collegen Reinhart in dieser unserer Kirchenangelegenheit gegen Euer Benehmen in Wort und That halte, so kann ich Euch nur das rühmlichste Zeugniß geben, daß Ihr jederzeit, bei allem Eurem Festhalten an dem lutherischen Bekenntnisse doch mit Mäßigung und christlicher Duldsamkeit über die streitigen Lehrpunkte Euch ausgelassen und namentlich auf der Kanzel Euch fern und frei gehalten habt vor jeder Erbitterung. Eben solche Männer, welche mit gleicher Treue gegen ihre Kirche, wie gegen den Landesherrn ihres Amtes warten, sind unserm gnädigsten Churfürsten lieb und willkommen, und auch auf Euch hat churfürstl. Durchlaucht zur Wiederherstellung des Kirchenfriedens nicht wenig gerechnet. Bei dem Ansehen nun, das Ihr nicht allein in der Gemeinde, sondern auch unter Euren Amtsbrüdern genießt, ist zur Erreichung dieser gnädig-

sten Absicht gar viel in Eure Hand gelegt, und von Eurem Beispiel wird es abhängen, wozu viele Andere nach Euch sich entschließen. Ich habe daher das Vertrauen zu Euch, daß Ihr die Gelegenheit, Euch als einen treuen und gehorsamen Unterthan zu erweisen, nicht werdet vorübergehen lassen und fordere Euch hiermit auf, den Revers zu unterschreiben.“

„Hochwürdiger und gnädiger Herr,“ antwortete Paul Gerhardt mit aller Ruhe und schuldiger Hochachtung, indem er sich von seinem Stuhle erhob — „wenn ich wirklich bisher in meinem Amte und Leben mich so verhalten, daß ich meinem gnädigsten Churfürsten und Herrn zur Ungnade über mich keine Veranlassung gegeben habe und Solches doch geschehen ist, ohne Unterschrift des Reverses, so dürfte ich vielleicht die zuversichtliche Hoffnung aussprechen, daß churfürstliche Durchlaucht auch für die Folgezeit mich mit einem solchen Vertrauen huldreichst begnadigen werde, und zwar auch fernerhin ohne Unterschrift des Reverses.“

„Gewiß,“ entgegnete der Präsident — „stehet Ihr bei mir wenigstens in solchem Zutrauen, daß Ihr um Eurer Unterschrift willen nicht mehr und nicht weniger Euch zu allem schuldigen Gehorsam gebunden glauben werdet. Aber Eure Unterschrift soll auch weniger eine größere Bürgschaft für Euren Gehorsam überhaupt geben, sondern vielmehr nur zur Aufrechthaltung der Ordnung dienen. Die Unterschrift des Reverses ist einmal churfürstliches Gebot und es ist somit Eure Pflicht, dem Gebote gehorsam zu sein.“

„Eure Hochwürden-Gnaden hat mir selbst bezeugt,“ sagte Gerhardt — „daß ich mich eines leidenschaftlichen Angriffes auf die reformirte Lehre nicht schuldig gemacht habe; sollte nun ein treulich und ehrlich gemeintes Versprechen, mich auch fernerhin Dessen mit allem Fleiße zu enthalten, nicht hinreichend sein?“

„Ja, gewiß,“ versicherte der Präsident — „und dies Versprechen sollt Ihr eben durch Eure Unterschrift ablegen.“

„Da thut es mir innigst leid,“ entgegnete der Diaconus — „daß mir mein Gewissen nicht erlaubt, den Revers zu unterschreiben. Nicht aus Ungehorsam gegen meinen gnädigsten Landesherrn, da sei Gott vor, sondern aus schuldiger Treue gegen meine Kirche.“

Diese Worte brachten in die ganze Versammlung ein schreckenartiges Erstaunen, welchem jedoch Gerhardt die Ruhe eines Mannes entgegensetzte, der sich bewußt ist, eine gute Sache zu führen. Da der Präsident selbst schwieg und fragende Blicke auf die Versammlung warf, nahm Stosch, der als Consistorialrath der Sitzung beiwohnte, das Wort und sagte: „Herr Diaconus, mit dieser Eurer Erklärung werfet Ihr einen Stein der Anklage auf Euren würdigen Propst. Wollet Ihr nicht damit erklären, daß der Herr Propst die Treue gegen seine Kirche gebrochen habe?“

„Ich muß dies dem Gewissen meines Herrn Collegen anheimstellen,“ antwortete Gerhardt. „In Sachen des Glaubens gilt außer dem Worte Gottes keine andere Autorität, als das eigene Herz und Gewissen.“

„Dieſe Sprache iſt uns allerdings nicht fremd,“ fuhr Stoſch mit ſchlecht verhehlter Bitterkeit fort. „Bereits ſeit vier Jahren habt Ihr, hochwohlehrwürdiger Herr Diaconus, in dieſem Zimmer bei den abgehaltenen Religionsgeſprächen Euch eben nicht als einen Freund des Friedens zwiſchen Reformirten und Lutheriſchen erwieſen.“

„Erlaubt mir, Herr Hofprediger,“ entgegnete Gerhardt — „Euch an das Wort des gnädigen Herrn Oberpräſidenten zu erinnern, der die Gnade hatte, mir ein anderes und beſſeres Zeugniß zu geben.“

„Ihr ſaget recht: die Gnade unſeres gnädigen Herrn Oberpräſidenten,“ fuhr Stoſch fort. „Das heißt, das gnädige Vertrauen zu Euch. Denn wenn Ihr auch in Eurem Amte und auf Eurer Kanzel Euch einer Mäßigung gegen unſere Kirche befliſſen habt, ſo kann doch das churfürſtliche Conſiſtorium mannigfaches Zeugniß davon ablegen, daß Ihr hier, in dieſem Zimmer, aus Eurer ſonſtigen Mäßigung etwas herausgegangen ſeid. Ich erlaube mir, Euch an jene Sitzung zu erinnern, wo allhier im churfürſtlichen Conſiſtorio Eurem vormaligen Collegen Reinhart der wohlverdiente Vorwurf gemacht wurde, daß er die Mitglieder des Miniſterii zu St. Nicolai zur Widerſetzlichkeit gegen die Befehle churfürſtlicher Durchlaucht verleite. Wiſſet Ihr noch, Herr Diaconus, was Ihr darauf entgegnetet?“

„Ja, Herr Hofprediger,“ antwortete Gerhardt ruhig. „Ich ſagte, dem ſei nicht ſo; ich erklärte der Wahrheit gemäß, daß es vielmehr, was meine Perſon

betrifft, umgekehrt ſich verhalte. Ich ſagte, daß ich ſelbſt meinen Herrn Collegen Reinhart, ſo oft er in augenblicklicher Schwachheit wankend werden wollte, zur Beharrlichkeit in ſeinem lutheriſchen Bekenntniſſe aufgefordert habe. Ein anderes Zeugniß konnte ich nicht ablegen. Ich war nicht allein an Jahren älter, ſondern auch länger im Amte, als der Herr Archidiaconus Reinhart, und es hätte mir deshalb ſehr leid thun müſſen, einem Jüngern zu folgen in Dem, was recht iſt vor Gott. Vielmehr hielt ich es für meine Pflicht, ihm vorauszugehen.“

„Fürwahr,“ ſagte der Hofprediger mit ſpöttiſchem Lächeln — „man muß Euren Muth bewundern, Herr Diaconus, mit welchem Ihr hier Eure Sache führt.“

„Das kann Euer Ernſt nicht ſein, hochwürdiger Herr,“ entgegnete Gerhardt ruhig. „Denn um die Wahrheit zu ſagen, bedarf es nur der Liebe zur Wahrheit.“

„Ihr ſagtet,“ fiel hier der Präſident ein: „was recht iſt vor Gott! — Wenn Ihr hier nun aufgefordert werdet, den Revers zu unterſchreiben, meinet Ihr ſomit, daß wir Euch zu Etwas auffordern, was nicht recht iſt vor Gott?“

„Hochwürdiger, gnädiger Herr,“ antwortete Paul Gerhardt — „Gott iſt mein Zeuge, daß in meinem Herzen Alles fern iſt, was nur im Geringſten einen Vorwurf oder eine Anklage gegen das churfürſtliche Conſiſtorium enthielte. Ich bin ein viel zu geringer Mann, als daß ich überhaupt einer Anklage mich unter-

fangen könnte. Aber es handelt sich hier nicht um Gehorsam und Ungehorsam gegen weltliches Gesetz und Obrigkeit, sondern allein um Sachen des Glaubens, die mit weltlicher Obrigkeit nichts gemein haben. Unser Herr sagt: das Reich Gottes kömmt nicht mit äußerlichen Geberden, sondern ist inwendig in euch. Es hat also ein Jeder mit seinem eigenen Herzen und Gewissen zu verhandeln, ob ihm in Sachen des Glaubens etwas erlaubt sei oder nicht. Wenn nun, hochwürdiger und gnädiger Herr, mir mein Gewissen verbietet, den Revers zu unterschreiben, würde ich dann nicht einer Sünde gegen Gott mich schuldig machen, wenn ich es dennoch thäte? Müßte nicht churfürstliches Consistorium mich billig verachten, wenn ich mit Willen und Wissen gerade Das thäte, was mir mein Gewissen verbietet? Würde nicht meine Gemeinde, deren berufener und verordneter Lehrer ich bin, mit Recht dann Mißtrauen haben gegen jedes meiner Worte, das ich an heiliger Stätte rede?"

„Es wird Euch schwer, Euch zu rechtfertigen," warf der Präsident finster ein. „Wenn ihr dies für Euch allein dächtet und thätet, so möchte doch wenigstens ein Schein der Entschuldigung vorhanden sein. Aber habt Ihr Euch nicht desselben schuldig gemacht, dessen Ihr uns, trotz Eurer Verwahrung, doch beschuldiget? Es ist uns aus glaubwürdigem Munde hinterbracht worden, daß Ihr vor nun zwei Jahren, als Ihr durch Krankheit abgehalten wäret, bei einem Religionsgespräche zu erscheinen, Eure Collegen zu Euch eingeladen und ernst-

lich ermahnt habt, den Revers nicht zu unterschreiben. Kennt Ihr nicht das Wort der Schrift: Verwirret die Gewissen nicht. — Wenn nun Eure Collegen sich in ihrem Gewissen nicht gebunden fühlten, den Revers zu unterschreiben, habt Ihr dann durch Eure Aufregung nicht Verwirrung in die Gewissen gebracht, indem Ihr sie zur Widersetzlichkeit verleitet habt?“

Gerhardt antwortete in Ruhe und Würde: „Was Eurer Hochwürden und Gnaden von jenem Vorfall in meiner Krankheit hinterbracht worden ist, ist völlig der Wahrheit gemäß. Ich hielt es für meine Pflicht, wenigstens aus der Ferne ein Zeugniß meines Glaubens zu geben, da ich es in der Nähe nicht vermochte. Wenn übrigens mein gnädiger Herr Oberpräsident mich an den Spruch des Apostels erinnert: Verwirret die Gewissen nicht — so muß ich mir erlauben zu sagen, daß diesem Spruche die Worte vorausgehen: den Schwachen im Glauben nehmet auf. Eben weil ich merkte, daß einige meiner Collegen mit ihrem Herzen und Gewissen etwas in Zwiespalt gerathen und in Gefahr waren, Etwas zu thun, das sie später bitterlich bereuen würden, dachte ich an den Befehl unseres Herrn: Stärke deine Brüder! und ich danke meinem Gott inniglich, daß er mein Wort nicht ungesegnet ließ.“

„Was bedürfen wir weiteres Zeugniß!“ — rief hier der Hofprediger Stosch mit den Worten der Verkläger unsers Herrn und mit offenem Ingrimme aus — „Herr Diaconus, Ihr habt so eben zugestanden, daß

Ihr Eure Collegen zur Widersetzlichkeit gegen unsern durchlauchtigsten Churfürsten verleitet habt. Ihr habt deutlich genug ausgesprochen, daß Ihr es für eine Sünde haltet, unserm gnädigsten Landesherrn zu gehorchen, Ihr habt" —"

„Erlaubt mir, hochwürdiger Herr Hofprediger," unterbrach diesen Gerhardt ernst und vest — „ich habe es nicht für eine Sünde erklärt, meinem gnädigsten Landesherrn gehorsam zu sein; ich habe nur gesagt, daß es mir mein Glaube verbietet, in diesem einen Stücke churfürstlicher Durchlaucht zu Willen zu sein, und das ist doch wohl etwas Anderes. Ihr wisset so gut, wie ich, daß Alles Sünde ist, was nicht aus dem Glauben kommt."

„Wir sind meines Erachtens nicht hier," erwiderte Stosch — „Bibelstellen zu erklären, und wenn ich anders churfürstlichem Consistorio einen Vorschlag machen darf, so würde ich dafür halten, daß die Zeit da sei, den weitern Befehl churfürstl. Durchlaucht in Ausführung zu bringen."

Der Präsident warf bei diesen Worten einen mißbilligenden Blick auf den Hofprediger. Mochte der Freiherr bei der unleugbaren Ehrenhaftigkeit seines Charakters der Glaubenstreue und dem Freimuthe des Diaconus Gerhardt Gerechtigkeit widerfahren lassen, oder mochte er deshalb Anstand nehmen, zu dem letzten Mittel zu greifen, weil er fürchtete, eine gewaltsame Maßregel gegen einen Mann, wie Gerhardt, der nicht allein die Seele des Ministerii, sondern der ganzen Gemeinde zu

St. Nicolai war, würde den beabsichtigten Frieden zwischen den beiden Confessionen nur noch weiter hinausschieben, oder mochte vielleicht gar die Erinnerung an den ärgerlichen Auftritt mit dem Propste Fromm und dem Pfarrer Müller ihm zu größerer Vorsicht in dieser Angelegenheit rathen — kurz, der Präsident schien entschlossen zu sein, noch einmal den Weg der Güte zu versuchen; er nahm daher das Wort und sagte: „Herr Diaconus, Ihr habt früher und auch heute manches Wort gesprochen, welches von Uebelwollenden leicht zu Eurem Nachtheil gedeutet werden könnte. Aber das sei ferne von uns! Ich gebe Euch recht gern das Zeugniß, daß Ihr es treu und ehrlich meint mit Eurer Kirche und mit unserem gnädigsten Landesherrn, ja ich bin dessen gewiß, daß Ihr ein aufrichtiger Freund des Kirchenfriedens seid und, so viel an Euch ist, Alles thun werdet, denselben herbeizuführen. Auch werdet Ihr, hoffe ich, churfürstlicher Durchlaucht das Recht unbestritten lassen, zur Herbeiführung dieses Friedens die Macht zu gebrauchen, die ihm von Gott gegeben ist; Ihr werdet ferner darüber nicht in Zweifel sein, daß churfürstl. Durchlaucht ohne alle Partheilichkeit, sondern vielmehr aus gleicher landesväterlicher Liebe zu allen Ihren Unterthanen dies große und nöthige Werk des Friedens ausrichten will; Ihr werdet, wenn Ihr anders in keiner Engherzigkeit befangen seid, auch nicht leugnen können, daß ein solcher Friede gar wohl möglich ist. Was aber nicht allein möglich, sondern zum Wohle des ganzen Landes nothwendig ist, das muß auch voll-

führt werden. Denket nur an Euren ehrwürdigen Herrn Collegen, den Propst Lilius; was dieser gethan hat, damit muß er doch wohl mit seinem Gewissen vor Gott bestehen zu können glauben. Warum nicht also auch Ihr? Darum meine ich, Ihr möget doch wohl nicht ganz frei von vorgefaßten Meinungen sein. Es ist uns bekannt, daß Ihr mit dem Wittenberger Professor Calov in ganz besonderer Freundschaft steht, daß Ihr in dieser Angelegenheit Euch seinen Rath erbeten habt. Wir wissen aber Alle, daß dieser Abraham Calov wohl ein tüchtiger Streiter für seine Kirche, aber auch ein hartnäckiger Widersacher unseres gnädigsten Landesherrn und seines Friedenswerkes überhaupt ist. Menschliche Meinungen sind der Veränderung unterworfen, und was uns heute recht und gut erscheint, kann morgen, wenn wir das Verständniß tiefer erfaßt haben, uns doch als ein Irrthum erscheinen. Wie nun, Herr Diaconus, wenn Ihr in gleichem Falle Euch befändet? Wenn Ihr vielleicht das ganze Friedenswerk mit vorgefaßten Meinungen betrachtetet, wenn Ihr in der Meinung, daß es entweder unmöglich oder unnöthig sei, so dagegen eingenommen wäret, daß Ihr es einer reiflichen und tiefen Prüfung gar nicht unterwerfet? Untrüglichkeit in Euren Meinungen wollet Ihr für Euch gewiß nicht in Anspruch nehmen und deshalb es auch für möglich halten, daß Ihr irret und demgemäß Euch in Eurer Ansicht ändern könnt. Darum, wenn für jetzt auch Euer Gewissen Euch nicht erlauben sollte, den Revers zu unterschreiben, so entscheidet wenigstens auf heute nicht

für Eure Folgezeit, sondern bedenket Euch. Ich setze Euch acht Tage Frist, binnen welcher Ihr Euch mit Eurem Gewissen berathen möget. Wenn Ihr dabei, wie ich verhoffe, aufrichtig zu Werke geht, wenn Ihr den traurigen Zustand der Kirche, wie er bis jetzt bestanden hat, Euch ganz zu Herzen nehmet, wenn Ihr dabei findet, daß es nicht also fernerhin bestehen kann, soll Friede in die Kirche und ins Land kommen, so werdet Ihr willig und gern die Hand mit dazu bieten. Ihr seid als Diener Christi dazu berufen, das Friedenswerk unter den Gliedern seiner Kirche mit zu befördern, und es müßte, wenn zu der Liebe, die Ihr in Eurer Gemeinde genießet, noch der Dank und das Vertrauen unserer Gemeinde und unsers durchlauchtigsten Churfürsten insbesondere dazukommen wird, doch Eure Freude und Euer Lohn kein geringer sein. Und so frage ich Euch denn, wollet Ihr die Bedenkzeit von acht Tagen, die ich Euch setze, annehmen?"

Gerhardt blickte still vor sich nieder. Die ungewöhnliche Milde und Freundlichkeit, mit welcher der Präsident zu ihm gesprochen hatte, ergriff sein Herz. „Ja," antwortete er endlich, ich will diese Frist annehmen und mich mit meinem Gott berathen."

„Nun," sprach der Präsident — „so lade ich Euch auf heute in acht Tagen wieder vor churfürstliches Consistorium und bin gewiß, daß Ihr die auf Euch gesetzte Hoffnung nicht täuschen werdet."

Bei diesen Worten machte der Präsident gegen die beiden Geistlichen eine leichte Verbeugung zum Zeichen

ihrer Entlassung. Der alte Propst Lilius erhob sich schnell; Gerhardt dagegen verblieb noch eine Weile auf seinem Stuhle. Mit gesenktem Haupte saß er da; ernste, schwere Gedanken mußten seine Seele bewegen. Seine Hände lagen gefaltet auf seinem Schooße. Plötzlich richtete er sein Haupt empor, stand auf und sprach: „Hochwürdige und gnädige Herren, ich habe ein Versprechen gethan, das ich nicht halten kann. Ich kann und darf die acht Tage Bedenkzeit nicht annehmen, ich weiß, daß ich mich in meinen Gedanken nicht ändern werde. Das Zeugniß, welches ich heute abgelegt habe, werde ich, so wahr mir Gott helfe, ablegen bis zu meinem Tode. Herr Oberpräsident, ich kann den Revers nun und nimmermehr unterschreiben. Möge churfürstliches Consistorium mit mir thun, wie ihm befohlen ist. Ich bin ein Knecht meines Herrn, ich stehe und falle meinem Herrn.“

Wie ein Gewitterschlag durchtönte dies Wort die ganze Versammlung; ein Gemisch von Ungeduld, Aerger, Zorn und Erstaunen malte sich auf den Mienen der Consistorialräthe. Der Hofprediger Stosch vor Allen sandte Zornesblitze auf den kühnen Diaconus, der sich solcher Rede erdreistet hatte; er erhob sich von seinem Sessel und wollte seinem Herzen durch eine Anklage- und Verdammungsrede Luft machen; aber der Präsident winkte ihm Stillschweigen zu und wandte sich gegen Paul Gerhardt und fragte: „Ist das Eure veste und und unveränderliche Meinung?“

„Ja,“ antwortete Gerhardt laut und kräftig. „Ich

habe mich an meinem Gott und Herrn versündigt. Ich habe gelogen, wenn ich versprach, mich eines Andern zu bedenken. Ich habe mich schon längst bedacht, und werde mich wohl nicht ändern.“

„Nun,“ fuhr der Präsident ernst und kalt fort — „so geschehe Euch denn, wie Ihr wollt.“ Auf einen Wink erhoben sich mit ihm die sämmtlichen Räthe des Consistoriums und der Präsident sprach: „Im Namen unsres durchlauchtigsten Churfürsten und Herrn, Herrn Friedrich Wilhelm, Markgrafen zu Brandenburg, unsers gnädigsten Herrn, kündige ich Euch hiermit an, daß Ihr Eures bisherigen Amtes, als Diaconus zu St. Nicolai von heut an entlassen seid, daß Euch verboten ist, das Evangelium zu predigen und die Sacramente zu reichen, und Ihr des weitern Befehles, Stadt und Land zu meiden, gewärtig zu sein habt.“

Still und ernst nahm Paul Gerhardt diesen Bescheid auf. Er verbeugte sich in aller Ehrfurcht vor Präsident und Räthen und schritt mit dem Propste Lilius aus dem Sitzungssaale hinaus.

Cap. 5.

Die Bürgerverſammlung.

> Seid nicht träge, was ihr thun ſollt. Seid brünſtig im Geiſte. Nehmet euch der Heiligen Nothdurft an. Habt einerlei Sinn unter einander. Iſt's möglich, ſo viel an Euch iſt, ſo habt mit allen Menſchen Friede.
>
> Röm. 12, v. 11. 13. 16. 18.

Wir verfügen uns zum zweiten Male in das Wirthshaus an der langen Brücke, wo am Abende deſſelben Tages, an welchem die Amtsentſetzung Paul Gerhardts vor dem Conſiſtorio ausgeſprochen worden war, ſich eine ungewöhnlich große Anzahl von Gäſten verſammelt hatte. So viel Raum auch das große Wirthszimmer bot, und ſo oft die Stammgäſte ſelbſt bei frühern zahlreichen Verſammlungen ihre Ehrenplätze behauptet hatten, für heute war dies ihnen unmöglich geweſen und der Wirth hatte nur vollauf damit zu thun, ſich gegen den Einen oder den Andern zu entſchuldigen. Aus dem bunten und lauten Durcheinanderreden der Gäſte war Niemand im Stande, den Inhalt des Geſpräches kennen zu lernen; nur ſo viel ſah Jeder, daß

ein ungewöhnliches Ereigniß alle Gemüther beschäftigte und Furcht und Unwillen in gleichem Maße die Stimmung beherrschten.

Endlich drang aus dem Wirrwarr des Getöses ein heller, scharfer, pfeifender Ton, der ein augenblickliches Stillschweigen zur Folge hatte, und nun ließ sich die Stimme Matthias, des Wirthes, laut und kräftig also vernehmen: „Meine hochgeehrtesten Mitbürger, Nachbarn, Freunde und respektive Gevattern! Verzeihet mir, daß ich mich eines Kunstgriffes bedient habe, um in dieser ehrenwerthen Versammlung zu Wort zu kommen. Es ist Euch gewiß bekannt, daß ich in der Tiefe meiner Seele ein guter Bürger und lutherischer Christ bin, und daß ich demzufolge es mit Euch innigst und tief beklage, was diesen Morgen unserem ehrwürdigen Herrn Diacono und Seelsorger, Herrn Paulo Gerhardto geschehen ist. Aber eben, weil ich auch ein guter Bürger zu sein mich befleißigen muß und weil ich namentlich als Wirth die besondere Aufgabe habe, über den Partheien zu stehen, und weil in unsern schweren Zeiten ein armer Familienvater, wenn er etwa um seiner oder Anderer Reden willen plötzlich außer Brot kommen sollte, gewiß gar sehr zu beklagen wäre, und weil ein Wirth, der mit hoher obrigkeitlicher und höchster churfürstlicher Bewilligung und Begnadigung gewissermaßen eine Person ist, welche mit hohem und höchsten Vertrauen beehrt dasteht, wiederum gewissermaßen Bürgschaft leistet, daß Alles, was in seiner Behausung gesprochen wird — — —“

Weiter aber brachte es der arme Mann nicht, um verstanden zu werden. Schon bei den Worten: guter Bürger und lutherischer Christ — hatten sich einige murmelnde Stimmen erhoben, die nicht wieder zum Schweigen zu bringen waren, so sehr der gedrängte Mann auch mit seinem Käppchen in der Hand Ruhe winkte. Vielmehr schwoll dieses Murmeln in reißend schnellem Fortschritte zu einem gewaltigen Brausen an, aus welchem bald da, bald dort einzelne überkräftige Töne wie Gewitterschläge hervorbrachen. Als der Wirth sein Bemühen, wieder zu Worte zu kommen, so gänzlich vereitelt sah, schaute er schmerzlichen Blickes um sich, als suche er einzelne gutmüthige und tiefer fühlende Seelen auf, um sie gewissermaßen zu Zeugen aufzurufen, daß er beim beßten Willen nicht habe weiter reden können.

Da erhob sich aber plötzlich eine tiefe, kräftige Stimme aus der Versammlung; und als an einzelnen Tischen noch das Gerede fortdauerte, rief es von mehrern Seiten zu gleicher Zeit her: „Still, seid still — Meister Jung will reden.“ Dieser unser alte Bekannte erhob sich von seinem Stuhle und sprach: „Lieben Mitbürger und Freunde! Herr Matthias, unser theure Wirth, der, wie wir heute und schon früher oft gehört haben, als ein guter Bürger und lutherischer Christ über den Partheien steht, hat allerdings recht, wenn er um der Rede Anderer willen nicht sein Brot verlieren will. Da es uns nun aber geht, wie den Aposteln, so unwürdig wir auch dazu sind, nämlich,

daß wir mit ihnen sagen müssen: Wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehört haben — so halte ich es für das Beßte, wenn wir uns in ein anderes Wirthshaus begeben, etwa in den schwarzen Bär am Molkenmarkte. Was Herr Matthias, unser theure Wirth dabei allerdings an seinem Beutel verlieren wird, das gewinnt er wieder am guten Bürger und lutherischen Christen.“

„Ja, ja, das wollen wir,“ riefen lachend und tobend die versammelten Gäste und erhoben sich dabei von ihren Plätzen. Als dies der Wirth gewahrte, erbleichte er vor Schreck über den ihm drohenden Verlust. In der Angst seines Herzens stürzte er, da er im Getöse nicht zu Worte kommen konnte, auf Meister Jung zu, ergriff seine Hand und sagte: „Um Gotteswillen, lieber Nachbar und Freund, was wollt Ihr thun? Nein, nein, so war es nicht gemeint, — obgleich ich allerdings und gewissermaßen über den Partheien stehe, so weiß ich doch auch einen Unterschied zu machen. Darum bitte ich Euch, lieber Meister, thut mir nicht den Schimpf an, daß Ihr mein Haus verlasset.“

Meister Jung, dem es auch nicht voller Ernst gewesen zu sein schien, eine allgemeine Auswanderung zu veranlassen, sondern auf jeden Fall nur um durch diese Drohung dem fernern Hineinreden des Wirthes mit einem Male ein Ende zu machen, erhob sich wieder von seinem Stuhle, und als dies die Gäste gewahrten, schwiegen sie augenblicklich still. Meister Jung aber sprach: „Unser theure Wirth hat mir so eben die Ver-

ſicherung gegeben, daß er in ſeiner Rede, in welcher er allerdings und gewiſſermaßen grauſamlich unterbrochen worden iſt, noch hat hinzuſetzen wollen, wie er heute von ſeinem ſonſt ehrenwerthen Grundſatze eine außergewöhnliche Ausnahme machen und ſeinen werthen Gäſten vollkommene Redefreiheit geſtatten wolle. Weil nun Dem alſo iſt, ſo halte ich dafür, daß wir hier bleiben und das Werk, um deswillen wir uns hier verſammelt haben, ruhig und wie es treuen lutheriſchen Bürgern geziemt, vollführen wollen. Darum bitte ich Euch, liebe Mitbürger und Freunde, redet, was Ihr vorzubringen habt, nicht untereinander hinein, ſondern laſſet Jedem das Wort, der es einmal hat. Wollt Ihr das thun?“

„Ja, ja, Meiſter Jung,“ rief es laut und ſtürmiſch von allen Seiten her, und jeder Gaſt nahm ſeinen alten Platz wieder ein und die Mehrzahl belohnte die Nachgiebigkeit des Wirthes damit, daß ſie auf's Neue ihre Krüge füllen ließ. Nachdem nun die Ruhe völlig wieder hergeſtellt war und Alle erwartungsvoll auf Meiſter Jung hinſahen, nahm dieſer ſelbſt das Wort und ſagte: „Etwas muß von uns geſchehen, das unterliegt keinem Zweifel. Was wir gefürchtet haben, iſt endlich eingetroffen. Unſer geliebteſter Seelſorger, der Herr Diaconus Paul Gerhardt iſt dieſen Morgen ſeines Amtes entſetzt worden! Und warum? Hat er etwa einen unchriſtlichen Lebenswandel geführt? Nein, in der ganzen Gemeinde iſt Keiner, der ihn des geringſten Unrechtes anklagen könnte? Oder hat er ſeines Amtes

ſchlecht gewartet? Nein, er hat das Evangelium gepredigt als ein treuer Diener Chriſti und Haushalter über Gottes Geheimniſſe, er hat die Sacramente verwaltet und ausgetheilt an alle Mühſelige und Beladene, er hat in die niedrigſten Hütten der Armuth den Troſt des Evangelii gebracht und iſt der wahre Herzens- und Seelenfreund der ganzen Gemeinde. Er hat in ſeinen Liedern uns und unſern Kindern und Kindeskindern einen Schatz chriſtlicher Frömmigkeit und Andacht geſchenkt, aus welchem durſtende Seelen trinken werden allezeit, ſo lange noch eine Seele nach dem Reiche Gottes trachtet und nach ſeiner Gerechtigkeit. Oder hat er durch gehäſſige und aufrühreriſche Reden Zwieſpalt gepredigt zwiſchen Obrigkeit und Unterthan, zwiſchen Fürſt und Land? Nein, wir Alle können es vor Gott und Menſchen bezeugen, daß nicht ein Scheltwort, nicht eine Anklage der Reformirten und ihrer Lehre aus ſeinem Munde gekommen iſt; wir wiſſen ſogar, daß Viele, Viele der reformirten Kirche unſerm Paul Gerhardt anhangen von ganzem Herzen und ſeine Predigten hören und ſeine Lieder ſingen. Warum alſo iſt er ſeines Amtes entſetzt worden? Weil er treu auf ſeinen evangeliſchen Glauben gehalten hat, weil er als ein wahrhaft guter, lutheriſcher Chriſt leben und ſterben will, weil er in ſeiner Gemeinde nicht als ein Miethling will erfunden werden, der da fliehet, wenn der Wolf kommt. Um deswillen iſt ihm ſeine Kirchengewalt genommen, um deswillen ſind wir verwaiſet, und die Kanzel iſt verwaiſet, und der Beichtſtuhl iſt verwaiſet,

und der Altar ist verwaiset; um deswillen sind wir eine geschlagene Heerde ohne Hirten. Wollen wir nun verwaiset und geschlagen und zerstreut bleiben? Wollen wir ruhig bleiben, wenn uns der Hirte genommen ist? Nein, so lange noch in uns ein dankbares Herz schlägt und Treue im Bekenntnisse bis zum Tode für eine Christenehre gilt, wollen wir zeigen, daß wir lutherische Christen sind. Darum sage ich, es muß Etwas geschehen.“ —

Als Jung hier schwieg, verwandelte sich die Todtenstille, welche bisher geherrscht hatte, in das wilde Brausen eines empörten Meeres, wobei der arme Wirth wahrhafte Pein zu leiden schien. Er hielt sich die Ohren zu; dann aber, als es ihm einfallen mochte, daß doch noch einige Sicherheit für ihn darin liege, wenn andere Leute, die etwa vorüber gingen, nichts hörten, eilte er an Thüre und Fenster und prüfte sorgfältig und genau, ob auch Alles wohl verschlossen sei. Als dieser wilde Lärm immer lauter wurde, erhob Meister Jung seine Hand und augenblicklich legten sich die empörten Wellen. „Was thut Ihr?“ rief er aus. „Lieben Mitbürger, das ist nicht die rechte Art, unsere Sache zu führen. Meidet allen bösen Schein, heißt es in der Schrift, laßt Euch, so groß und gerecht auch unsere Bestürzung und unser Schmerz ist, zu keinem Worte und Werke verleiten, welches gegen Gehorsam und Gesetz der Obrigkeit ist. Vergesset über Eurem Eifer als lutherische Christen nicht Eure Pflichten als christliche Bürger. Tretet einzeln auf und bringt vor, was Ihr habt.“

Da trat Einer auf, ein wohlbeleibter, starkknochiger Mann und sprach: „Was Ihr zu Ehren unsers Seelsorgers, des Herrn Paul Gerhardt, gesprochen habt, ist die Stimme der ganzen Gemeinde, und es wird vom reichen Kaufherrn bis herab zum ärmsten Bettler keine Seele geben, die Euch nicht zustimmte. Ehre, dem Ehre gebührt, aber darum setze ich auch hinzu, Schande, dem Schande gebührt. Zur selben Zeit, wo der Eine unserer Seelenhirten um seiner Treue willen seines Amtes entsetzt wurde, wurde der Andere um seiner Untreue willen in sein Amt wieder eingesetzt. Daß unser Propst vom Glauben abgefallen ist, ist nicht das Werk eines treuen Hirten. Was soll die Heerde thun, wenn der Hirte fliehet? Wir können diesen Abfall nicht ruhig mit ansehen. Schweigen wir darüber, so kann man mit Recht sagen, daß wir billigen, was geschehen ist. Ja wir würden es dulden müssen, wenn die Reformirten sagten, die ganze lutherische Gemeinde habe Schiffbruch am Glauben gelitten. Darum schlage ich vor, wir fassen eine Schrift ab, in welcher wir laut und öffentlich bezeugen, wie schmerzlich es uns getroffen hat, daß der erste unserer Geistlichen, daß der Herr Propst Lilius den Menschen mehr gehorchte, als Gott, und vom Glauben abgefallen ist.

Ein lautes, wildes Durcheinanderrufen schien, als der Sprecher hier schwieg, die Zustimmung zu diesem Vorschlage auszudrücken. Da gebot Meister Jung auf's Neue Stillschweigen; aber eben, als er reden wollte, ergriff ein Anderer, unser alte Bekannte Ebeling das

Wort und sagte: „Lieber Meister Starke, Ihr seid als ein treuer lutherischer Christ uns Allen bekannt, und wenn es Euch schmerzlich betroffen hat, daß der Propst Lilius nach langem Kampfe und Streite sich zur Ausstellung des Reverses entschlossen hat, so beklagen wir mit Euch, daß es so weit hat kommen müssen. Aber, mein lieber Freund, Ihr geht in Eurer Anklage und Eurem Vorschlage doch wohl ein wenig zu weit. Bedenkt doch, unser Herr Propst Lilius hat keineswegs ohne alles Bedenken den Revers unterschrieben; er hatte ebenfalls wegen seiner Weigerung die Remotion von seinem Amte erduldet, genau wie jetzt Herr Paul Gerhardt. Wenn er aber jetzt dennoch sich zur Ausstellung des Reverses verstanden hat, so bedenkt dabei, daß der Revers selbst, dessen Inhalt mir bekannt geworden ist, sich von der vorgeschriebenen Form gar sehr unterscheidet, und eigentlich die Hauptsache fast gar nicht darin vorhanden ist. Derohalben hat auch churfürstl. Durchlaucht aus ganz besonderer Gnade Nachsicht geübt. Dann bedenket, unser ehrwürdiger Herr Propst ist ein müder, siebzigjähriger Greis, dessen friedfertiges Gemüth zu nichts weniger paßt, als zu Kampf und Streit. Solltet Ihr es nicht verzeihlich finden, wenn ein alter Mann, der seiner Schwachheit wegen stündlich auf seines Leibes Erlösung warten kann, durch Ausstellung eines Reverses für seine letzten Lebenstage noch Ruhe und Frieden gewinnen will? Nach Dem, was ich höre, fürchte ich sehr, daß der alte, lebensmüde Greis schon von Seiten seiner eigenen Amtsbrüder manche Kränkung

wird erdulden müssen. Wie unglücklich müßte nun der arme Mann erst werden, wenn in der Gemeinde selbst Niemand wäre, der sich seiner annähme! Darum meine ich, Ihr nehmet Euren Vorschlag zurück, lieber Meister Starke."

„Ja, das ist auch meine Ansicht," setzte Meister Jung hinzu — „und ich danke Euch, lieber Herr Musikdirector, daß Ihr so ganz aus meiner Seele gesprochen habt. Denn wenn ich auch nicht leugnen kann, daß es mir innigst weh thut, wie der Herr Propst endlich doch noch nachgegeben hat und er wegen seines Leibes Nahrung und Nothdurft nicht hätte in Sorgen kommen sollen, so sind wir doch nicht zum Richter über ihn gesetzt und müssen wir uns an das Wort der Schrift halten: Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? Er steht oder fällt seinem Herrn. Er mag aber wohl aufgerichtet werden, denn Gott kann ihn wohl aufrichten."

Ein allgemeines Beifallsmurmeln folgte dieser Rede — ein Beweis, wie leicht die Menge bald für Dies, bald für Jenes gewonnen werden kann. Nur Meister Starke selbst, Obermeister der Schlächter-Innung, konnte einen gewissen Verdruß über den Abfall der Bürgerschaft von ihm nicht ganz verbergen. Er setzte sich nieder, that den letzten Zug aus seinem Kruge und ließ ihn aufs Neue füllen zur großen Freude des Wirthes, der, so sehr er sich der Niederlage seines ehrenwerthen Gastes freute, doch gefürchtet hatte, der Besiegte werde das Feld völlig räumen.

Von einer andern Seite her ertönte jetzt die etwas leise Stimme eines kleinen, schwächlichen Mannes, der sich besonders durch seine saubere Kleidung vor den Anderen auszeichnete. „Auch ich, sagte der Mann, stimme für die Abfassung einer Schrift, für ein lautes und öffentliches Zeugniß unseres lutherischen Glaubens, aber nicht gegen den Herrn Propst Lilius, sondern für den Herrn Diaconus Gerhardt. Das ist ein Mann, der nicht genug gelobt werden kann. So wie er selbst in einem seiner lieblichen Lieder uns auffordert und spricht:

Seid froh, ihr treuen Knechte,
Des Gottes Israel,
Deß Arm und starke Rechte
Euch schützt an Leib und Seel'.
Habt fröhliches Vertrauen
Und Glauben, der da siegt,
So wird Gott wieder bauen,
Was jetzt darnieder liegt.

so hat er selbst also gehandelt und bewiesen, wie der Glaube siegt. Darum halte ich für gut, wenn wir eine Lob- und Denkschrift abfassen und sie ihm in einer ausgewählten Gesandtschaft überreichen."

„Wozu das, Meister Seyffard?" fragte ein uns schon bekannter Mann, der Bäckermeister Liebrecht, dem es auch heute gelungen war, seinen Ehrenplatz am Ofen zu behaupten. — „Wozu ein solch öffentlicher Aufzug? Zudem, wie ich Herrn Gerhardten kenne, und das kann ich, weil genannter Herr Gerhardt durch seine Ehefrau mit mir verwandt ist, muß ich zweifeln, ob solches öffent-

liche Lob ihm angenehm sei, inmaßen mein vielgeehrter Herr Vetter allzeit in rühmlicher Zurückgezogenheit und Stille gelebt habt. Auch müssen wir uns wohl hüten, Etwas zu thun, was Seiten unserer wohllöblichen Obrigkeit gemißbilligt werden könnte, so sehr ich hoffe, daß der hochweise Magistrat unserer guten Stadt Berlin nicht weniger trauern wird, als wir selbst. Nein, Meister Seyffard, wenn Ihr aus Herrn Gerhardts Liedern Euren Vorschlag hergenommen habt, so kann ich denselben aus diesen selben Liedern widerlegen, und zwar in dem Verse:

Meine Seel' ist in der Stille
Tröstet sich des Höchsten Kraft,
Dessen Rath und heil'ger Wille
Mir bald Rath und Hilfe schafft
Der kann mehr, als alle Götter,
Ist mein Hort, mein Heil, mein Retter,
Daß kein Fall mich stürzen kann,
Trät' er noch so heftig an.

„Ich muß Euch auch recht geben, Meister Liebrecht," sagte Meister Jung — „nämlich darin, daß Ihr überhaupt den Vorschlag unsers Freundes Seyffard zurückweiset, wenn auch aus einem andern Grunde. Ich halte nämlich dafür, daß eine solche Lob- und Denkschrift, selbst wenn sie Herr Gerhardt annähme, viel zu wenig sei. Wir müssen ein lauteres, öffentlicheres Zeugniß ablegen. —"

„Ja, das ist auch meine Meinung," unterbrach ein Anderer ziemlich heftig den Sprecher. „Laut und öffent-

lich vor aller Welt müſſen wir beweiſen, daß wir an dem Marke unſerer Seele angegriffen ſind, daß man uns mehr als das tägliche Brot, nämlich die Speiſe unſerer Seele genommen hat. Ich meines Theils erkläre, daß ich nicht mehr zur Kirche gehe, wenn Herr Gerhardt nicht wieder in ſein Amt eingeſetzt wird. Was nützt auch das Kirchengehen unter ſolchen Umſtänden? Trete ich ins Gotteshaus und ſehe den Ort, von wo Herr Gerhardt uns das Wort Gottes predigte, und den Altar, von wo er uns ſegnete und die heiligen Sacramente reichte, ſo muß ich daran denken, daß ihm Kanzel und Altar verboten ſind, als wäre er ein Verräther an unſerer heiligen Religion. Wie kann ich Belehrung und Erbauung aus dem Gotteshauſe mitnehmen, wenn Schmerz und Zorn meine Seele füllen? Soll nun eine Gemeinde ruhig zuſehen, wenn Ihr der beßte und liebſte Prediger genommen wird? Nein, wenn dem Prediger der Eintritt ins Gotteshaus verwehrt iſt, ſo kann die Gemeinde auch nicht mehr hineingehen. Darum müſſen wir es laut und öffentlich bezeugen, daß wir an dem Mark unſerer Seele angegriffen ſind; die Kirche zu St. Nicolai ſoll ſo lange verlaſſen und verwaiſet ſtehen, bis Herr Gerhardt wieder das Wort Gottes darin verkündigen darf. Und ſo wollen wir uns Hand und Wort darauf geben, daß unſere Weiber und Kinder, unſere Geſellen und Lehrlinge, gleich wie wir, die St. Nicolaikirche nicht wieder betreten, bis der Hirte ſeiner Gemeinde wieder zurückgegeben iſt.“

„Das iſt recht — ja das wollen wir thun,“ rief

es von allen Seiten bunt und wild durcheinander. Meister Jung aber erhob sich von seinem Stuhle, winkte mit der Hand und sprach: „Lieber Meister Schumann, ich ehre Euern Eifer, weil ich weiß, daß Ihr jederzeit ein aufrichtiger lutherischer Christ gewesen seid. Aber, nehmt mir's nicht übel, Ihr erinnert mich an das Wort, das Paulus über die Juden in Rom ausspricht: sie eifern um Gott, aber mit Unverstand! Nein, lieber Meister, ein solcher Eifer würde zum Schlimmen führen und nicht zum Bessern. Das wäre ja eine förmliche Verschwörung gegen Gottes Wort und gegen die übrigen Diener der Kirche! Denn wenn ich Euch auch zugebe, daß es dem Herrn Paul Gerhardt Keiner im Predigen gleich thut, daß Niemand, so wie er, das Herz mit dem Worte Gottes zu treffen versteht, so sind doch die übrigen Geistlichen auch treue Diener und gewissenhafte Prediger. Ja, wenn es uns selbst etwas schwer fallen sollte, aus dem Munde des Herrn Propstes ein Zeugniß unsers lutherischen Glaubens anzuhören, so frage ich Euch, was habt Ihr gegen die übrigen Herren Diaconen auszusetzen? Ist Herr Martin Lubath nicht auch ein treuer Diener des Herrn? Versteht Herr Samuel Lorentz nicht auch, das Wort Gottes fein tüchtig auszulegen? Und hat namentlich dieser Lorentz sich nicht kräftig und treulich genug auf der Kanzel ausgesprochen, als ein Mann, der in Sachen Gottes keine Person auf Erden ansieht? Hat nicht Herr Jacob Hellwig so oft schon unsere Herzen für das Reich Gottes erwärmet? Ja, was noch mehr gilt, haben nicht diese Herren Diaconi eben-

falls ſich bisher ſtandhaft geweigert, den Revers zu unterſchreiben? Wäre es dann nicht Undankbarkeit von unſerer Seite, wollten wir das ehrenwerthe Zeugniß dieſer Männer ſo gering achten? Und wer würde dann dabei am Meiſten geſtraft? Doch wohl, wir ſelbſt! Denn wer von uns könnte dann mit einem Male ſein Bedürfniß religiöſen Troſtes und Unterrichts ſo völlig verleugnen, daß er nichts mehr nach dem Gotteshauſe fragte! Sollten künftighin die Glocken zu St. Nicolai vergeblich zum Gottesdienſte rufen? Müßten nicht unſere Feinde und Widerſacher glauben, es wäre uns eine ſolche Störung eben recht und willkommen? Nein, lieber Meiſter Schumann, Ihr habt einen Vorſchlag gethan, den Ihr ſelbſt zu halten nicht vermöget. Denn wenn ſie zu St. Nicolai zur Kirche läuten, ſo bleibet Ihr gewiß nicht auf Eurem Schemel ſitzen, ſondern werfet Pfriemen und Knieriemen bei Seite und zieht Eure Sonntagskleider an und gehet hin ins Gotteshaus. Denn wie ich Euch kenne, iſt Euch Euer Kirchenſitz nicht ſo wohlfeil.“

Dieſer Beweis war allerdings zu wohl berechnet, als daß er ſeine Wirkung verfehlen konnte. Und ſo ſehr die Menge vorher dem ehrlichen Schuhmachermeiſter Beifall gezollt hatte, ſo fiel ſie doch jetzt dem letzten Sprecher wieder zu und rief eben ſo, wie vorher: „Ja, das iſt wahr, das iſt recht.“ — Selbſt Meiſter Schumann ſchien ſeinen Vorſchlag zu bereuen; er ſchlug beſchämt die Augen nieder und ſagte zuletzt: „Ihr habt recht, Meiſter Jung, das würde nicht zum Guten, ſondern zum Uebeln führen und wir würden ſelbſt am

Meisten bestraft werden. Der letzte Betrug würde dann ärger sein, als der erste. Aber Etwas müssen wir doch thun! Stillschweigen können wir doch nicht, ein lautes Zeugniß müssen wir ablegen.“

„Ja, das soll auch geschehen,“ rief ein Anderer. „Ich halte dafür, daß wir nicht blos ein lautes Zeugniß unsers lutherischen Glaubens ablegen, sondern auch Etwas thun müssen, daß Herr Gerhardt wieder in sein Amt eingesetzt werde. Unser durchlauchtigste Churfürst ist ein gnädiger, leutseliger Herr. Ich glaube, wenn wir ihm die Sache recht vorstellen, und ihm unsere Herzens- und Seelennoth recht aus einander setzen, so wird er unsere Bitte nicht verschmähen, und uns gewiß unsern theuern Lehrer und Seelsorger wieder geben. Darum meine ich, wir setzen eine Bittschrift auf an unsern gnädigsten Churfürsten und überreichen sie ihm in aller Unterthänigkeit. Ich bin zwar sonst eben kein großer Held und muthiger Mann, aber in solcher ernsten und heiligen Sache würde ich mich erdreisten, vor churfürstlicher Durchlaucht zu erscheinen.“

„Das würde Euch schwer fallen, Meister Kuntze,“ entgegnete ein anderer Bürger, ein alter Mann in grauen Haaren, der neben Meister Jung saß — „Ihr habt zwar recht, daß unser große Churfürst ein gar leutseliger Herr ist, aber wir Bürgersleute erlangen selten oder nie Zutritt zu dem Landesherrn. Und wenn es uns auch zuletzt möglich würde, so müßten wir doch vorher uns der Gunst eines Andern versichern, ohne welchen churfürstliche Durchlaucht in dieser Kirchensache nun einmal

nichts zu thun ſcheint. Ich meine den Herrn Oberpräſidenten, dem nun doch einmal die Leitung der ganzen Angelegenheit vom Churfürſten übertragen iſt. Iſt dieſer nicht für uns, ſo wird uns alles unſer Bitten wenig helfen.“

„Nun gut, Meiſter Oerttel,“ ſprach eine Stimme — „ſo faſſen wir eine Bittſchrift an den Herrn Oberpräſidenten ab. Dieſer Herr iſt nicht ſo ſtreng und ungnädig, als er ſonſt wohl geſchildert wird. Habe ich doch erſt geſtern noch, als ich der Frau Oberpräſidentin ein Dutzend Teller von dem beßten Zinne, das je aus meinem Werkofen gefloſſen iſt, in die Küche ablieferte, die ganz beſondere Ehre gehabt, mit dem gnädigen Herrn zu reden. Wenn wir dieſem nun unſere Sache recht ans Herz legen, ſo haben wir gewonnen, und ich erbiete mich, das Wort bei ihm zu führen.“

„Ich würde Euch dazu meine Beiſtimmung geben, Meiſter Häßler,“ ſagte der Vorige. „Ihr ſeid ja überhaupt ein Mann, der viel gereiſet iſt und vor großen Herren ſich beſſer zu benehmen weiß, als wir. Jedenfalls aber werden wir nur durch den Herrn Oberpräſidenten an unſern durchlauchtigſten Churfürſten gelangen können.“

„Verzeiht mir, mein lieber Mitmeiſter,“ ſprach hier Meiſter Jung, — „daß ich Euch in dieſem Vorſchlage nicht ganz beiſtimmen kann. Daß wir eine Bittſchrift abfaſſen, darüber bin ich auch mit mir einig; aber dieſe muß nur an dem rechten Orte übergeben werden. Die hohen, gnädigen Herren haben es nicht immer gern,

wenn sich Bürgersleute unmittelbar an sie wenden. Wir sind Bürger und haben unsere Obrigkeit und Gott sei Dank, eine solche Obrigkeit, welche bisher mit der Kirche und dem Worte Gottes überhaupt es ehrlich und treu gemeint hat. An diese unsere christliche Obrigkeit sind wir gewiesen; wir können vertrauensvoll unsere Sache ihr empfehlen und gewiß sein, daß sie Alles zu unserm Beßten thun wird. Darum geht mein Vorschlag dahin, wir fassen eine Bittschrift ab, etwa des Inhalts: daß wir zwar über die Wiedereinsetzung unsers Herrn Propstes Lilius sehr erfreut sind, daß aber uns eine neue Wunde geschlagen worden ist, die weher thut, als die erste, nämlich daß uns unser theurer Herr Gerhardt, die Säule und Stütze unsers lutherischen Glaubens, soll genommen werden. Wir bezeugen darin, daß dieser Herr Gerhardt unsers Wissens in Worten und Werken sich allezeit so gehalten, daß auch nicht die geringste Klage hat laut werden können, und bitten unsere Obrigkeit, daß sie sich des Herrn Gerhardt bei churfürstlicher Durchlaucht annehmen möge. So handeln wir als getreue, friedliebende Bürger. Ist Euch das genehm?"

Ein allgemeiner Beifall war die Antwort auf diese Frage, und an den Mienen aller Anwesenden konnte man sehen, daß Meister Jung mit seinem Vorschlage Alle für sich gewonnen hatte. Selbst Herr Matthias, der Wirth, lächelte zufrieden und rieb sich vor Freude die Hände; ja er konnte sich's nicht versagen, dem Meister Jung seinen besondern Dank für solchen Vorschlag zu bringen. „Meinet Treu," sprach er zu ihm, „Ihr

seid doch immer der rechte Mann, lieber Meister Jung, und man hört es Euch an jedem Worte an, daß Ihr halb und halb studirt habt. Ja so ists recht, fein ordentlich und friedlich, wie es uns Bürgern geziemt. Ja, meiner Treu, — Ihr habt heute allerdings und gewissermaßen Euch selber übertroffen; denn ob ich gleich von meinen Grundsätzen, über den Partheien zu stehen, nicht lassen kann, so muß ich Euch doch gestehen, daß ich Euch vollkommen beistimme.“

„Laßt es nur gut sein,“ antwortete ihm Meister Jung — „wir kennen uns Beide ja seit langer Zeit. Füllet mir lieber noch einmal meinen Krug.“ —

Dadurch hatte Jung nun vollends des Herrn Matthias Herz gewonnen und er beeilte sich, dem Verlangen zu genügen. Jung aber fuhr fort: „Was du thun willst, das thue bald, heißt es in der Schrift. Darum dächte ich, lieben Mitbürger und Freunde, wir setzten gleich hier die Bittschrift auf und gingen nicht eher aus einander, als bis wir dieselbe unterschrieben haben. Zur Abfassung der Schrift wird aber Niemand besser taugen, als Herr Musikdirector Ebeling.“

„Ich?“ fragte Ebeling bestürzt. „Wo denkt Ihr hin, lieber Meister Jung? Musiker sind selten gute Briefsteller! Ja, wenn es gälte, unser Anliegen auf Noten zu setzen, da wollte ich eine tüchtige Symphonie zusammenstellen mit viel Unisono in den Hauptsätzen, und einigen Fugengängen im Eingange; aber auf Buchstaben verstehe ich mich nicht zum Besten, lieber Meister Jung. Niemand ist der rechte Mann, als Ihr selber.“

„Ja, Meister Jung soll die Schrift aufsetzen," rief es stürmisch von allen Seiten. „Niemand anders, als Meister Jung." —

„Nun, ich will es versuchen," sagte dieser offen und freundlich und ohne allen Schein von befriedigter Erwartung. Er forderte vom Wirthe Papier, Feder und Tinte. Während nun Jung die Bittschrift niederschrieb, herrschte eine tiefe Stille in der großen Gesellschaft; man wagte sich nur gegenseitig ins Ohr zu flüstern. Das war allerdings zunächst eine Folge des Ansehens und der Achtung, in welcher Meister Jung unter den Bürgern stand, aber dann auch ein Beweis von der aufrichtigen Liebe zu dem Diaconus Gerhardt und von der gewaltigen Erschütterung und Bestürzung, welche die Nachricht von Gerhardts Amtsentsetzung hervorgebracht hatte. Als Meister Jung mit Aufsetzung der Schrift fertig war, erhob er sich und sprach: „Ich werde nun euch lesen, was ich geschrieben habe. Ist euch Dies oder Jenes nicht recht, so sagt es laut und frei. Und nun höret:

Wohlehrenveste, Großachtbare und Wohlweise, insonders großgünstige und hochgeehrte Herrn Bürgermeister und Rathmannen.

Denenselben sind unsere willigen und gehorsamen Dienste jederzeit zuvor und wird Ihnen sowohl als uns sattsam bekannt sein, was bisher in unserer lutherischen Kirche für ein Riß geschehen. Ob nun

zwar wir von einer Zeit zur andern verhoffet, es würde solcher wieder geheilet und Alles in stille Ruhe gesetzet werden, uns auch ein Blick desselben dadurch widerfahren, daß der Herr Propst M. Lilius sein voriges Amt wieder zu üben überkommen, so ist uns und unserer Kirche doch wieder ein neuer Schmerz darin zugestoßen, daß wir erfahren müssen, daß Herr Paul Gerhardt, unser geliebter Prediger und Seelsorger, uns auch will entzogen, und er wegen versagter Unterschreibung des churfürstlichen Edictes seines Amtes entlassen worden.

Aber es ist ja Einem Edlen Rathe und den ganzen beiden Städten Berlin und Cöln mehr als bekannt, daß dieser Mann nimmermehr wider Sr. churfürstl. Durchlaucht Glauben oder Dero Genossen geredet, geschweige geschmähet hätte, sondern er hat Alle und Jede zum wahren Christenthum durch Lehre und Leben bis Dato geführet und keine Seele mit Worten oder Werken angegriffen.

Was wird dann aus uns oder unserer Stadt endlich werden, wenn wir die Frommen nicht behalten und Die, so mit ihrem Gebete bisher noch vor dem Zorn Gottes gestanden, nicht mehr bei uns haben sollten? Sollte nach der Schrift kein Land oder Stadt dadurch errettet werden, obgleich Noah, Daniel und Hiob darin vorhanden wären, wie viel unerträglicher wird es uns dann ergehen, wenn wir auch dieselben nicht behalten, sondern fromme und gottselige Männer von uns stoßen wollen?

Dannenhero ersuchen Einen Edlen Rath wir hiermit ganz dringlich und gehorsam, Sie wollen sich doch unser, unserer Kirchen und deren Prediger getreulich annehmen, für dieselben, sonderlich aber für gedachten Herrn Gerhardt treufleißig sollicitiren und es bei Seiner churfürstl. Durchlaucht unterthänigst dahin vermitteln helfen, daß dieser fromme, ehrliche und in vielen Landen berühmte Mann uns möge gelassen und ihm wegen seines darüber gemachten Gewissens die Subscription gnädigst erlassen werde.

Wir getrösten uns gewieriger Resolution und verbleiben

Unserem großgünstigen und hochgeehrten Herren

Gehorsame
Sämmtliche Verordnete der Bürgerschaft zu Berlin."

„Ja, so ist's recht, das ist gut," rief es von allen Seiten, als Meister Jung das Vorlesen der Schrift beendigt hatte. „Das wollen wir Alle unterschreiben, das ist uns ganz aus der Seele geredet."

„Es wird hinreichen," sagte Jung, „wenn der Obermeister eines jeden Gewerkes unterschreibet, falls Ihr nämlich, lieben Mitbürger und Freunde, dazu Vollmacht habt."

„Ja, die haben wir," riefen die Einen, und die Andern setzten hinzu: „Die geben wir, und Gott lasse unsere Bitte gesegnet sein." —

Und so ward denn diese Vorstellung der Bürgerschaft und der Gewerke zu Berlin an den Magistrat unterzeichnet. Das Original, welches heute noch in dem königlichen Ministerial-Archiv zu Berlin sich befindet, hat folgende Unterschriften:

Im Namen der gesammten Tuchmacher und Gewandtschneider unterschreibet

Lorentz Oerttel und Andreas Jung
beide Handwerksmeister.

In Vollmacht des ganzen Gewerkes der Schuhmacher in Berlin unterschreibe

ich Gabriel Schumann.

In Vollmacht des ganzen Gewerkes der Bäcker in Berlin unterschreibe ich

Joachim Liebrecht.

In Vollmacht des ganzen Gewerkes der Schlächter in Berlin unterschreibe

ich Wolf Starke.

In Vollmacht des ganzen Handwerks der Kürschner

Christian Kuntze.

In Vollmacht des ganzen Handwerks der Schneider unterschreibe ich

Jonas Seyffard.

In Vollmacht eines ganzen ehrbaren Handwerks der Zinngießer unterschreibe ich Solches

Jonas Christoph Häßler,
Zinngießer.

Als die Unterschrift vollzogen war, verließen die Bürger friedlich und ruhig, und nachdem Meister Jung die Abgabe an den Rath übernommen hatte, das Wirthshaus an der langen Brücke. Wir aber werden sehen, welchen Erfolg diese Bittschrift hatte.

Cap. 6.

Der Hausgottesdienst.

Ich will verkündigen deinen Namen meinen Brüdern und mitten in der Gemeine dir lobsingen!

Hebr. 2, v. 12.

Unsere Geschichte führt uns in die Amtswohnung des Diaconus Gerhardt, der durch seine so schnell über ihn ausgesprochene Amtsentsetzung die allgemeine Aufmerksamkeit der Residenz, ja der ganzen Churmark auf sich gezogen hatte. In dem Familienzimmer finden wir die Mutter mit ihrem Sohne, dem noch nicht vierjährigen Paul Friedrich, welcher durch seine kindliche Fröhlichkeit nicht im Stande war, den ernsten, trauernden Blick der Mutter aufzuheitern.

„Warum bist du aber so traurig, liebe Mutter?“ fragte der Knabe. „Bin ich denn vielleicht ungehorsam gewesen?“

„Nein, mein guter Fritz,“ antwortete sie — „ich bin nur traurig, weil wir bald unser Haus werden verlassen müssen.“

„Und wo gehen wir hin?“ fragte der Kleine fröhlich weiter.

„Das weiß der liebe Gott,“ entgegnete die Mutter ernſt. „Vielleicht ins Elend.“

„Und iſt es dort hübſch?“ fuhr Fritz in ſeinen fröhlichen Fragen fort.

„Du gutes, liebes, unſchuldiges Kind,“ rief die Mutter aus und küßte den Sohn unter Thränen. „Das Elend iſt ein großes, öbes, wüſtes Haus, wo nur arme und unglückliche Leute wohnen, wohin ſelbſt der Bettler uns nicht nachfolgen wird, weil nichts für ihn zu finden iſt.“

„Aber der liebe Gott wohnt doch auch darin, nicht wahr, liebe Mutter?“ fragte der Knabe.

„Ja, ja,“ antwortete ſie und über ihr bleiches Angeſicht fiel ein Strahl göttlicher Freude. „Das iſt der armen Leute einziger Troſt, daß der liebe, gute und gnädige Gott auch in ihrem Elende bei ihnen iſt. Er iſt oft der einzige Freund, der ihnen bleibt, und darauf wollen auch wir hoffen und unſern himmliſchen Vater bitten, daß er uns nicht verlaſſe und verſäume.“

„Das wird er auch gewiß nicht, liebe Frau Pathe,“ ſetzte die eintretende Jungfer Dorothea hinzu. „Ich bringe Euch dazu ſchon eine gute Botſchaft.“

„Die können wir brauchen, liebe Dorothea,“ ſprach die Hausfrau. „Willſt Du das Täublein mit dem Oelzweige ſein in unſerer Bedrängniß?“

„Entfernt alle Traurigkeit aus Eurer Seele,“ ſagte Dorothea. „Denn eben ſo ſehr, als die churfürſtliche

Ungnade Euren Gatten niederdrücken möchte, eben so hoch erhebt ihn die Liebe seiner Gemeinde wieder. Ihr könnt mir glauben, es ist Niemand in unserer Stadt, der nicht sein Haus öffnen würde, Euch darin aufzunehmen, wenn es, was Gott verhüten wird, so weit käme, daß Ihr dies Haus verlassen müßtet. Die gesammte Bürgerschaft ist in einem Bittschreiben an den Rath unserer Stadt eingekommen, daß er sich zu Gunsten Eures Gemahls bei dem Churfürsten verwenden möge. Und das ist geschehen. Der Herr Bürgermeister Tieffenbach hat meinem Vater gesagt, daß das Bittschreiben bereits abgegeben ist, und daß der wohllöbliche Rath auf das Beweglichste die Sache dem Churfürsten vorgestellt hat."

„Und Du glaubst, daß dies uns helfen wird?" fragte Frau Gerhardt mit schmerzlichem, zweifelhaftem Lächeln.

„Ganz gewiß," versicherte die Jungfrau. „Bedenkt doch nur, es wäre ja die unchristlichste Härte gegen Euren Herrn Gemahl, und die größte Grausamkeit gegen die arme, verlassene Gemeinde, wenn solche Bitten zurückgewiesen würden. Was hat denn Herr Gerhardt gethan? Er hat sich geweigert, den Revers zu unterschreiben, jedoch nicht aus Ungehorsam gegen Menschen, sondern aus Gehorsam gegen Gott, der durch sein Gewissen zu ihm redet. Ist es denn Herrn Gerhardts Schuld, wenn Menschen- und Gottesgebot in dieser Sache sich nicht vereinigen lassen? In dem Reverse sollen, wie mir der Vater erklärt hat, die lutherischen

Geistlichen versprechen, die Reformirten weder zu schelten noch zu schmähen; ist das nun nicht eine Kränkung für Herrn Gerhardt, schriftlich zu versprechen, das für die Zukunft zu unterlassen, was er bisher ohne Unterschrift in keinem Worte verschuldet hat? Gibt ihm nicht die ganze Gemeinde das Zeugniß, daß er in seinen Predigten des reformirten Glaubens niemals Erwähnung gethan? Weiß ich dies nicht am Besten, da ich wohl keine einzige Predigt verabsäumt habe, die Herr Gerhardt zu St. Nicolai gehalten hat? Ist nicht sein ganzes Leben ein ununterbrochenes Zeugniß, daß er in Frieden und Liebe lebt mit Jedermann? Wo ist ein Wort, ein Werk, das bei ihm nicht aus dem wahren Christenthum gekommen wäre? Ist auch nur Einer in der Gemeinde, der auch nur je das kleinste Aergerniß an ihm hätte nehmen können? Darum sage ich, es ist unmöglich, daß der Churfürst in seiner Strenge gegen Euren Gemahl beharrt."

„Du gutes Kind," sagte die Hausfrau. „Dein Trost kommt aus gutem, christlichem Herzen. Aber in diesem unglückseligen Kirchenstreit gilt die menschliche Macht mehr, als die Macht des Wortes Gottes. Dazu kommt, daß unser Churfürst meinem armen Paul ganz besonders abgeneigt ist —"

„Glaubt das nicht," fiel Dorothea schnell ein. „Als vor acht Jahren der Churfürst das märkische Gesangbuch herausgeben ließ, hat er da nicht fast alle geistlichen Lieder Herrn Gerhardts darin aufnehmen lassen? Ja, hat er nicht geäußert, daß Herrn Gerhardts

Lieder eine wahre Zierde des Gesangbuchs seien? Ich bin zwar ein sehr unverständiges Mädchen, und habe von dem Laufe der Welt keine Kenntniß, aber soviel meine ich doch, daß es nicht möglich ist, Herrn Gerhardt zu hassen, wenn man seine Lieder liebt. Warum wollt Ihr also, liebe Frau Pathe, allen Trost von Euch weisen? Warum wollt Ihr nur Trauriges und Trübes in Eurer Zukunft sehen, und nicht auch Fröhliches?"

„Da verkennst Du mich, Dorothea," antwortete Frau Maria Gerhardt ernst. „Wenn ich Deinen Tröstungen keinen Glauben beimessen kann, so geschieht es nur in Bezug auf unsern durchlauchtigsten Churfürsten, der nun einmal, was Du mir auch dagegen sagen magst, meinem armen Paul nicht gnädig gesinnt ist. Er ist dem Churfürsten als ein hartnäckiger Feind und Widersacher seines sogenannten Friedenswerkes geschildert worden; es ist mir wohl bekannt, daß gerade mein Gerhardt die Strenge des Gesetzes am Meisten erfahren soll, weil er nach des Herrn Reinharts Vertreibung und des Herrn Propstes Unterwürfigkeit unter churfürstliche Befehle für das Haupt der lutherischen Kirche in Berlin gehalten wird. So groß darüber meine Freude ist, die Gattin eines Mannes zu sein, der um seiner Glaubenstreue willen von seiner Gemeinde eben so geliebt, als von den Feinden gefürchtet und gehasset wird, so groß und gerecht ist darüber auch mein Zweifel an einen guten Ausgang der traurigen Spaltung. Auch thust Du mir Unrecht, Dorothea, wenn Du mich alles Trostes baar und ledig glaubst. Nein, mein Kind, ich habe meines Gottes

Barmherzigkeit und Treue in zu großen und schweren Prüfungen meines Lebens erfahren, als daß ich jemals wankend werden sollte in meinem Vertrauen auf Ihn, dessen Hand nie zu kurz ist, mir zu helfen, und dessen Gnade ohne Grenzen ist. Als mein Gatte aus dem Consistorio zurückkam und er mir seine Amtsentsetzung mittheilte, wollte ich für den Augenblick, weil der Schlag doch schneller kam, als ich gefürchtet hatte, muthlos werden, aber Gerhardt legte seine Hand auf meine Stirn und sprach:

Auf Gottes Liebe mußt du stehn
Und dich nicht lassen fällen
Wenn auch der Himmel ein wollt' gehn,
Und alle Welt zerschellen.
Gott hat uns Gnade zugesagt;
Sein Wort ist wahr, wer sich drauf wagt,
Dem kann es nimmer fehlen.

Da schämte ich mich meines Kleinmuthes. Es war ja nur eine irdische Sorge, und die sind nimmer dem Herrn angenehm, wenn sie der Glaube nicht überwinden, nicht tragen kann. Was habe ich auch noch viel auf dieser Erde zu schaffen! Ich weiß es, in meinem Gebein naget der Wurm des Todes und ich werde vielleicht bald erlöset sein."

„Ach redet nicht also," bat die Jungfrau. „Habt Ihr nicht vorhin selbst gesagt, Gottes Hand sei nie zu kurz, um zu helfen? Warum sollte also bei Euch Gottes Hilfe nicht möglich sein?"

„Nicht möglich?" wiederholte Frau Gerhardt fra-

gend. „Bei Gott ist kein Ding unmöglich! Aber es hieße auch, seines Gottes vergessen, unzweifelhafte Merkmale unserer leiblichen Auflösung, die doch nach Gottes Ordnung über uns kommen, nicht achten wollen. Doch ich sehe, Dorothea, daß Dich dies traurig macht und so laß uns nicht mehr davon reden. Auch höre ich, daß Jemand in der Hausflur schreitet, und irre ich mich nicht, so ist das Herr Ebeling, ein alter Junggeselle, vor dem Du Dich in Acht nehmen magst, Dorothea. Denn so viel ich gemerkt habe, hat er Dich von Grund des Herzens eben so lieb, als er sich Mühe gibt, dies Niemandem, am Wenigsten Dich merken zu lassen.“

Dorothea erröthete über und über und nahm, um ihre Verlegenheit zu verbergen, den kleinen Fritz auf ihren Schoos. Unterdeß ging die Thüre auf und Herr Ebeling trat ein. Er verbeugte sich in aller Zierlichkeit gegen die Frauen, zog dann aus seiner breiten Tasche zwei schmale, lange Büchlein und sagte: „Es ist ein ganz besonderes Glück für mich, unter allen Frauen dieser Erde gerade diese Zwei, welchen ich das erste Dutzend der von meiner allerwenigsten Person mit wohl disponirten Melodieen versehenen geistreichen Lieder unseres hochgeehrten und werthen Herrn Paulus Gerhardt eigenhändig zu überreichen gesonnen bin, hier zusammen anzutreffen, und zwar Euch, Frau Gerhardt, weil Ihr an diesen Liedern nächst dem Dichter, Eurem Herrn Gemahl, das meiste Recht habt, und Euch, Jungfer Dorothea, weil Ihr diese Lieder am Schönsten und Erquicklichsten singet.“

„Ich danke Euch," sagte Frau Gerhardt, indem sie das für sie bestimmte Heftlein in Empfang nahm; „Ob es sich gleich zur Zeit, wo das Herz äußerer Trübsal wegen krank ist, weniger gut singen läßt, als vielmehr still und lautlos seufzen und beten, so weiß ich doch, welchen Schatz ich in diesen Liedern habe und werde mich daran ergötzen."

Als Frau Gerhardt hier schwieg und Dorothea sich genöthigt sah, doch irgend ein Wort des Dankes zu sprechen, sagte sie: „Ihr thut mir der Ehre zu viel an, Herr Ebeling. Habt Ihr doch seit Jahren die allergrößte Mühe mit mir, und bleibe ich dennoch Eure ungelehrige Schülerin."

„Ihr seid allzu bescheiden, liebe Jungfer," entgegnete der Musikdirector. „Denn so wie der Höchste im Himmel den werthen und liebreichen Frauen unter andern nicht geringen Eigenschaften auch eine sonderbare, angenehme und holdselige Stimme beigelegt hat, um deretwillen sie nicht allein von dem Manne auch außer dem Augenscheine erkannt und geliebt werden, sondern womit sie auch des Schöpfers menschenliebende Gnade singen und preisen sollen, so könnt doch namentlich Ihr, liebreiche Jungfer, die Ihr mit Eurer Stimme das männliche Geschlecht gleichsam in eine Dienstbarkeit einsingt und gebunden haltet, unserm Gott im Himmel kein besseres tägliches Opfer bringen, als wenn Ihr, gleichwie von den Engeln im Himmel und von den Vögeln unter dem Himmel geschieht, hier auf Erden gleichsam als irdisches Engelein bald einen Dank- und

Lobgesang, bald ein Klag- und Trostliedlein anstimmet, und also der Wille Gottes im Himmel und auf Erden geschiehet.“

„Hütet Euch, mein Freund,“ sagte Frau Gerhardt lächelnd, als sie sah, daß Dorothea außer Stand war, auf diese Rede zu antworten — „hütet Euch, daß Ihr uns arme Frauen nicht zu hoch stellet. Es möchten nicht alle Männer Euch in solchem Frauenlobliede beistimmen.“

„Leider habt Ihr recht, ehrsame Frau,“ sprach Ebeling — „und will man namentlich um unserer allgemeinen Mutter Eva willen, welche den Mann zur Sünde verführt, allerlei Uebles von den Frauen reden. Aber solche Leute vergessen ganz, daß die Frauen von Gott und unserm Herrn Christo mannigfache große Ehren und Vorzüge vor uns Männern empfangen haben. Ist nicht schon der Mutter Eva die Verheißung geschehen, welche Hoffnung durch die Jungfrau Maria der ganzen Welt zum Besten erfüllt worden ist? Hat sich nicht unser Heiland nach seiner Auferstehung zuerst den Frauen offenbaren und zeigen wollen? Sind nicht die Weiber von der Zeit an die eifrigsten gewesen, welche die Predigt des heiligen Evangelii angenommen haben? Waren es nicht die Frauen, durch welche die Erkenntniß Gottes und seines Christi bei der Apostel Zeiten und in der ersten christlichen Kirche ausgebreitet und aller Orten emsiglich befördert wurde? Noch heut zu Tage sind die Frauen andächtiger im Gebete, fleißiger in allem Gottesdienste, auch zur Demuth und Nachsicht viel geneigter,

als die Männer. Darum ſage ich, die Frauen ſind es, welche den lobſingenden Engeln nachfolgen und mit geiſtlichen Liedern die Ehre Gottes am Lieblichſten ſingen und preiſen.“

Herr Ebeling behauptete mit dieſer ſeiner Lobrede auf die Frauen um ſo mehr den Sieg, als dieſen durch den Eintritt Paul Gerhardts das Wort abgeſchnitten wurde. „Das ſind mir die rechten Freunde,“ ſagte der Diaconus lächelnd — „die den Gefallenen nicht verlaſſen, ſondern ihn in ſeinem Exile beſuchen.“

„Im Exile?“ fragte Ebeling verwundert. „In der Verbannung, Herr Diaconus?“

„Nun, es iſt nicht viel anders,“ antwortete Gerhardt. — „Zwar bin ich noch nicht aus der Stadt vertrieben und darf ſogar noch in meiner Amtswohnung herbergen, aber bin ich nicht aus dem Hauſe Gottes vertrieben? Bin ich nicht verbannt von Kanzel und Altar? Bin ich nicht vom Krankenbette meiner Gemeindeglieder vertrieben, denen ich wohl als ein beſuchender Freund ein tröſtliches Wort zuſprechen, aber die hungernden Seelen nicht mit dem Leib und Blute des Herrn im heiligen Abendmahle ſättigen darf? Dieſe Strafe iſt härter, denn die Herren des Conſiſtorii glauben.“

„Und am Härteſten für uns, ehrwürdiger Herr Pathe,“ ſagte Dorothea. „Aber das iſt mein Troſt, daß vielleicht ſchon morgen Alles wieder gut werden wird. Nicht wahr, Herr Pathe, Ihr hoffet daſſelbe?“

„Ich wünſche es von ganzem Herzen,“ antwortete

dieſer — „aber hoffen kann ich es leider nicht. Und daran ſind meine Freunde gerade mehr ſchuld, als meine Feinde?“

„Wie meint Ihr das, lieber Herr?“ fragten mit der Hausfrau zugleich die beiden Andern.

„Es war zu fürchten,“ fuhr nun Gerhardt fort, „daß unſer Propſt Lilius durch ſeine Unterſchrift des Reverſes zwar wohl die Gunſt des Churfürſten und der Reformirten überhaupt, aber keineswegs die Zuſtimmung der lutheriſchen Geiſtlichen und der Gemeinde ſich gewinnen werde. Das Letztere hat ſich auch erfüllt. Wenn auch Einige dem alten Manne Glück wünſchen, daß er in ſein Amt wieder eingeſetzt worden iſt, ſo ſehen doch die Meiſten dies als einen Verrath am lutheriſchen Glauben an und es ſind ſchon bittere Aeußerungen gethan worden, welche den ehrwürdigen Propſt tief kränken müſſen. Wenn nun ſchon dadurch die Gunſt des Churfürſten gegen unſere Kirche ſich nicht vermehren kann, ſo geſchieht dies noch weniger dadurch, daß mir in meinem allerdings beklagenswerthen Schickſale das Beileid der Bürgerſchaft und des wohllöblichen Magiſtrats auf eine zu außerordentliche Weiſe erwieſen wird. Gott behüte mich, daß ich durch ſolche Reden eine Anklage gegen unſern gnädigſten Landesherrn erheben wollte, aber es liegt in der natürlichen Schwachheit des menſchlichen Herzens, Worte und Werke Anderer zu mißdeuten. Ich gelte doch in den Augen des Churfürſten als ein ungehorſamer Unterthan, der nur die wohlverdiente und angedrohte Strafe ſeines Ungehorſams trägt. Iſt nun dies

Gericht über mich ein gerechtes, so muß es die Billigung des ganzen Landes erhalten, aber dies ist eben nicht der Fall; und indem meine Freunde mir zugethan bleiben und ungewöhnliche Schritte zu meinem Besten thun, treten sie in Zwiespalt mit den landesherrlichen Gesetzen. Es wäre besser für mich, wenn mich die Gemeinde meinem Schicksale überließe; dann würde die Gnade des Churfürsten mir zutheilen, was mir sein gegebenes Gesetz jetzt nothwendig verweigern muß.“

„Wie?“ fragte Dorothea mit Verwunderung. — „Wolltet Ihr von der Gnade annehmen, was Ihr vom Rechte fordern könntet?“

„Warum nicht, liebe Dorothea?“ antwortete Gerhardt. „Ich weiß, daß der Churfürst mir nur aus Gnaden geben kann, was mir frommt. Das Gesetz ist gegeben und muß befolgt werden. Ich habe sogar die vesteste Ueberzeugung, daß der Churfürst das Gesetz aus wahrer Fürsorge für des Landes und der Kirche Wohl und in der sichern Erwartung gegeben hat, die beiden Kirchen seines Landes in Eintracht und Frieden zu bringen. Und darum ist mir eben die Hoffnung genommen, auf dem Wege Rechtens wieder in mein Amt eingesetzt zu werden. Will aber churfürstliche Durchlaucht aus Gnaden mir vertrauen, daß ich auch ohne Revers nicht als Feind und Widersacher seiner Kirche handeln werde, warum sollte ich diese Gnade nicht annehmen, da sie mir meiner Seele Leben, nämlich die Arbeit im Dienste meines Heilandes zurückgiebt?“

„So seid Ihr also gegen den Churfürsten nicht erzürnt?“ fragte Dorothea.

„Gott behüte mich davor,“ antwortete Gerhardt. „Wäre ich erzürnt gegen ihn, so müßte es ja nur deshalb sein, weil ich ihn für einen ungerechten Fürsten hielte, oder weil ich mich, gegen den Willen meines Erlösers, vor Denen fürchtete, welche wohl den Leib tödten mögen, aber die Seele nicht tödten mögen. Nein, liebe Dorothea, ein jeder Knecht steht und fällt seinem Herrn. Auch der Churfürst ist des Herrn Knecht; Er, der aus Gnade zum Hirten eines ganzen Volkes gesetzt worden ist, weiß wohl, daß er darüber dem Könige der Könige Rechenschaft schuldig ist und sie einst geben muß. Der Churfürst kann nach seinem Gewissen nicht anders, und auch ich nicht. Ihm ist die Macht gegeben, mir mein Amt zu nehmen, mich in die Verbannung zu schicken; läßt ihm sein Gewissen Solches zu, so muß ich mich demüthig unter seinen Willen fügen und Alles Dem anheimstellen, der da recht richtet.“

Bei den letzten Worten wurde Gerhardt durch ein Geräusch in der Hausflur unterbrochen, das immer stärker wurde und das Herannahen vieler Männer erkennen ließ. An der Thüre ließ sich ein bescheidenes Klopfen hören und dann trat Meister Schumann, der Schuhmacher, herein und sprach: „Ehrwürdiger Herr, ich erscheine als ein Abgesandter von etwa dreißig ehrbaren Meistern und Bürgern unserer Stadt, welche sämmtlich in der Hausflur versammelt sind. Wir kommen nicht zu Euch, um Euch unser Beileid über das

Euch betroffene schwere Schicksal auszudrücken; denn wer mit solcher Glaubenstreue, wie Ihr, die Schmach vor der Welt wählte, wo er durch Abfall vom Glauben Ruhm und Ehre vor der Welt sich bereiten könnte, der bedarf keines Beileides. Nur der Unglückliche will und muß Mitleid empfangen. Und das sind wir, ehrwürdiger Herr! Wir sind die geschlagene Heerde ohne Hirten; indem churfürstliche Durchlaucht leibliche Noth über Euch verhängt hat, sind wir in große Seelennoth gekommen.“

„Niemand kann das tiefer beklagen, als ich,“ entgegnete Gerhardt, als der Bürger hier schwieg. „Aber, lieber Meister Schumann, es steht nicht in meiner Macht, Solches zu ändern.“

„Und doch,“ sagte der Bürger schnell. „Hätte das Consistorium Euch nicht Eures Amtes entsetzt, so hättet Ihr uns diesen Morgen eine Predigt gehalten. Aber die Kanzel steht verwaiset! Sollen wir nun heute ohne Gottes Wort bleiben? Ehrwürdiger Herr, wir sind an Tag und Stunde, wo Ihr an heiliger Stätte von Christo zeuget, so gewöhnt, daß wir den Tag für verloren halten, wo uns dies Zeugniß fehlt. Es ist, als wollte die Arbeit nicht von Statten gehen, als fehlte der Segen im Hause. Darum kommen wir zu Euch, wie einst die Schüler zum Herrn und sprechen: Wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens!“ Wir kommen mit der Bitte: Gebt uns ein Zeugniß von Christo, erleuchtet, stärket und tröstet uns mit dem Worte des

ewigen Lebens, das Euch vom Herrn gegeben ist! Gebt uns Euren Segen, damit wir arbeiten können.“

„Ich bin solcher Bitte nicht werth,“ entgegnete Gerhardt. „Vergesset nicht, daß ich ein armer sündiger Mensch bin, auf welchem des Churfürsten Ungnade lastet! Ja, bedenket, daß ich, als von meinem Amte entfernt, für diese Zeit aufhören muß, Euer Lehrer und Seelsorger zu sein, und daß“ —

„Herr,“ unterbrach ihn Meister Schumann schnell — „nehmt mir meine Worte nicht übel, aber wir meinen, daß churfürstliche Durchlaucht Euch wohl Kanzel und Altar verbieten, aber Euch nicht befehlen kann, zu schweigen von Gott und seinem Worte. Weltliche Macht kann wohl das äußere Band durchschneiden, welches die Heerde mit dem Hirten vereinigt, aber nicht das Band, das ihre Seelen zusammenhält. Weltliche Macht kann den Hirten schlagen und vertreiben, aber nicht verbieten, daß die Heerde dem Hirten nachgehet und sich wieder um ihn sammelt. Ist es Euch verboten, uns das Evangelium im Hause Gottes zu predigen, so ist Euch doch noch Euer Haus geblieben; und daher kommen wir zu Euch, ehrwürdiger Herr, und bitten: lasset uns nicht ungestärkt, nicht ungesegnet von Euch.“

„Ihr habt recht, Meister Schumann,“ antwortete Gerhardt nach einigem Zögern. „Ich verdiene Euren Vorwurf! Es war nichts, als unzeitige Menschenfurcht, die mich Euch widersprechen ließ. Lasset Eure Freunde und Mitbürger eintreten.“

Und durch die geöffnete Thüre schritten langsam und

feierlichen Ernstes die harrenden Männer ein in solcher Zahl, daß das Zimmer sie nicht alle fassen konnte und die Thüre geöffnet bleiben mußte. Dann wandte sich Gerhardt zu Ebeling und sagte: „Es soll wohl sein, mein theurer Freund, daß Ihr eben zugegen seid. So setzet Euch denn ans Clavier und singet und spielet uns ein christlich Lied, das unsere Herzen zur Andacht stimmt.“

Ebeling säumte nicht, dem Verlangen zu willfahren; er blickte auf die beiden Frauen und sprach: „Es sollte auch wohl sein, daß ich Euch zu jetziger Stunde das Heftlein Lieder überreicht, damit wir in solcher Gemeinschaft den Herrn Jesum preisen können. Schlaget das sechste Lied auf: den Lob- und Bittgesang an die Brust des Herrn Jesu und singt mit mir.“

Und ohne unzeitige Weigerung oder Scheu thaten die beiden Frauen, wie ihnen geheißen war; und nachdem Ebeling ein kurzes Vorspiel geendet hatte, sangen die drei Stimmen also:

Gegrüßet seist du, Gott mein Heil
Mein ein'ge Lieb und schönstes Theil,
Gegrüßet seist du, werthe Brust
Du Gottesthron, du Menschenlust,
Du Träger aller Bürd' und Last,
Du aller Müden Ruh und Rast!

Mein Jesu, neige dich zu mir
Mit deiner Brust, damit an dir
Mein Herz in deiner Lieb entbrenn',
Und von der ganzen Welt sich trenn'.
Halt Herz und Brust in Andacht reich
Und mich ganz deinem Willen gleich.

Mach Herr, durch deines Herzens Quell
Mein Herz von Sünden rein und hell,
Der du bist Gottes Glanz und Bild
Und aller Armen Trost und Schild:
Theil aus dem Schatze deiner Gnad
Auch mir mit Gnade, Rath und That.

Schon bisher hatten einige Stimmen aus der Männerversammlung sich dem dreistimmigen Gesang leise beigemischt; aber jetzt stimmte, wie auf ein gegebenes Zeichen, der ganze Chor mit ein und sang:

O süße Brust, thu mir die Gunst
Und fülle mich mit deiner Brunst,
Du bist der Weisheit tiefer Grund,
Dich lobt und singt der Engel Mund,
Aus dir entspringt die edle Frucht,
Die dein Johannes bei dir sucht.

In dir wohnt alle Gottesfüll'
Hast Alles, was ich wünsch' und will,
Du bist das rechte Gotteshaus;
Drum, wann zur Welt ich muß hinaus,
So schließ mich treulich in dir ein,
Und laß mich ewig bei dir sein.

Als der Gesang bei diesem Verse endete, und die tiefste, feierlichste Stille in der Versammlung herrschte, nahm Paul Gerhardt das Wort und sprach: „Ihr habt euch, lieben Freunde, mit eurem Anliegen zu mir gewendet und suchet, wie ihr sprechet, Rath, Kraft und Trost bei mir! Wie reich wäre ich nun, ich armer Mann, wenn ich solches Alles nach Wohlgefallen austheilen

könnte! Ich kann nur mit euch den Quell alles Lichtes und alles Trostes bitten, daß er sich öffne über uns und uns in dieser Zeit Leiden erfrische und stärke. Darum, was unser Herz krank und schwach macht, alle Mühseligkeiten unsers täglichen Lebens laßt uns Dem befehlen, der allein rathen, helfen und trösten kann, der, so lange die Welt steht und ein niedergeschlagenes Menschenherz zu ihm aufschaut, noch in keinem Dinge seine Treue über uns arme Menschen vergessen hat. Sprechet nicht: unser Leiden ist groß und schwer, Gott ist immer größer, als unser Herz mit allen seinen Sorgen und Aengsten. Schauet auf Gott, wie er seit Anbeginn der Welt Sonne, Mond und Sterne in ihrer Ordnung und Klarheit erhält, wie er den Wolken gebietet, daß sie ihren Wasserquell und ihren Blitz und Donner über den ganzen Erdkreis tragen! Sind nicht die Winde seine Engel, und Feuerflammen seine Diener? Wo nun auf das allmächtige Gebot eine ganze Schöpfung ihren Weg gehet und dem Wurm im Staub seine Lebenszeit, seine Nahrung, sein Weg, den er gehen soll, gesetzet ist, da wird auch des Menschen Fuß noch Raum haben!

Wo es aber dem Menschen übel und traurig geht, wo schon das kleinste Leid ihn zu Boden drückt, wo die beßte Christenhoffnung doch nur wie ein leichtes Körnlein auf das Herz fällt, so daß es jedes Lüftchen hinwegtreibet, da ist's nur, weil das Gottvertrauen zu Schanden geworden ist! Wer mit seines Tages Last und Arbeit bestehen und Alles wohl hinausführen will, der muß

bedenken, wie Gott die Welt von jeher gerichtet und regiert hat, dann wird er getröstet werden. Wo zwischen des Menschen Werk und Gottes Werk nicht der heilige Geist das Band knüpfet, da ist eitel vergebliche Mühe und Arbeit, da sind Sorgen und niemals Ruhe, da ist Gram und Angst und niemals Freude und Friede, da ist Qual und Pein und niemals Zuversicht und vestes Hoffen! Selbst der bitterste Schmerz und der tiefste Gram haben vor Gott noch nichts ausgerichtet, es sei denn, daß das gläubige und vertrauende Herz mit seinem Bitten und Beten mit darein geredet hätte!

Es ist ein thörichtes Beginnen, dem Herrn im Himmel die Nöthe und Aengste dieses Lebens vorzuerzählen, noch thörichter aber, dem Herrn rathen zu wollen, wie er Dieses oder Jenes in unserm Leben hinausführen solle. Hat nicht der Herr von Anfang an die Erde und Alles, was darauf ist, geordnet? Ist seine Weisheit, seine Gnade und Treue nicht von Ewigkeit her? Weiß er nicht am Besten, was uns armen sterblichen Menschen gut oder böse ist? Hat er nicht unsere Tage gezählet, ehe derselben noch einer da war? Und was er von Ewigkeit her uns erwählet hat, das führt er aus über uns und läßt sich auch nicht ein Fünklein davon hinwegnehmen. Von ihm kommt die Trübsal, von ihm aber auch die Kraft; und will der Herr uns erretten, so kann er auf tausend Wegen zu uns kommen und Niemand kann fragen: Herr, was thust du? Zwar fragt der Mensch in seiner Hoffart gern also, und von jeher haben sich Gewaltige dieser Erde aufgelehnt gegen

Gott und seinen Gesalbten, und haben sich geberdet, als wollten sie Gott den Herrn von seinen Wegen vertreiben! Aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer und der Herr spottet ihrer. Und er wird mit ihnen Allen, die ihm widerstehen, noch reden in seinem Zorn und mit seinem Grimme wird er sie schrecken. Denn was Gott haben will, das muß hinausgeführt werden, das kann der Mensch nicht hindern.

Darum lasset euch nicht niederschlagen in eurem Hoffen und Vertrauen, stehet vest und unbeweglich! Und hätte Euch das Unglück in die tiefste Tiefe des Elendes hinabgestürzt, die Hand des Herrn ist immer noch lang und kräftig genug, euch wieder herauszuziehen. — Und er will es thun, wie er verheißen hat, daß seine Gnade nicht weichen soll von seinen Getreuen. Aber Geduld ist euch vonnöthen, sagt die Schrift; Geduld aber kommt aus dem Glauben und hängt an Gottes Wort! So treibet denn von euren Herzen alle Traurigkeit; der Herr, unser Gott, der kein Böses und Ungerechtes im Menschenherzen leiden kann, kann auch nichts Trübes und Trauriges darin leiden! Und wenn auch heut und morgen unser Leid sich noch nicht endet, und unsere kleinmüthige Seele oftmals denken mag, daß Gott unserer vergessen habe, so wird doch uns Allen die Zeit und Stunde kommen, wo wir singen und preisen: der Herr hat Alles wohl gemacht.

Bis dahin leget all' euer Anliegen an die Brust des Herrn Jesu, wo das Gebet und Flehen der ganzen Christenheit auf Erden sich einiget. Denn wie der Vater

die Welten trägt in seiner Hand, so trägt der Sohn auf seiner Brust die ganze Menschheit mit ihrer Last und Bürde. Sorget aber, daß zu solcher Last und Bürde nicht noch Worte und Werke kommen, welche mit Gott und seinem Evangelio keine Gemeinschaft haben. Wer seinen Heiland von Herzen liebt, der reinigt täglich immer mehr Herz und Sinn, daß der Herr sich nicht zu sehr schämen muß, wenn er in ein armes Menschenherz einkehrt. Bittet den Herrn, daß er uns die Gunst des frommen Johannes vergönne, der an seines Meisters Brust liegen und ruhen durfte. Denn hier ist das rechte Gotteshaus, und wer in solches eingegangen ist, der wohnt im Frieden ewiglich! Amen.“

Als Gerhardt seine Ansprache an die Versammlung geendet hatte und diese noch in Ruhe blieb, als erwarte sie noch Etwas, begann Ebeling zu spielen und zu singen:

Das ist mir lieb, daß Gott mein Hort
So treulich bei mir stehet!
Wenn ich ihn bitte, wird kein Wort
In meiner Bitt' verschmähet
Des schwarzen Todes Hand
Somit der Hölle Band
Umgaben überall
Mein Herz mit Angst und Qual,
Doch Gott hat mir geholfen!

Und kaum hatte der Musikdirector die ersten Worte gesungen, als die Anwesenden, welche, wie es schien,

mit den gerhardt'schen Liedern eine ganz genaue Bekanntschaft hatten, mit heller, fröhlicher Stimme in den Gesang mit einstimmten. Dann sprach Gerhardt die Segensworte über sie aus und darauf gingen sie ruhig und still von dannen.

Als Meister Schumann zur Hausthüre hinaustrat, traf er auf einen kleinen, magern, überaus freundlichen Mann, der sich mit der Frage an ihn wendete: „Ihr habt wohl, lieber Herr, euren Gottesdienst hier im Hause des vormaligen Herrn Diaconi Pauli Gerhardts gehalten? Das ist löblich und christlich! Ein schöner und voller Gesang, und selbst Frauenstimmen dabei, wie ich hier unten ganz wohl vernommen habe. Zwar ist dem Herrn Paulo Gerhardt Lehren und Predigen vom hochwürdigen churfürstlichen Consistorio untersagt — indessen was thut man nicht um der hungrigen Seelen willen, die gespeiset sein wollen."

„Ich danke Euch für Eure gute Meinung," antwortete der Meister bitterlich ernst. „Indeß solltet Ihr, ehrsamer Herr Stolpe, auf irgend eine Weise Euch veranlaßt fühlen, zu erzählen, was hier vorgegangen ist, und Euch dazu die Namen der Theilnehmer erwünscht sein, so wisset zunächst, ich bin Meister Schumann, einer löblichen Schuhmacherinnung Obermeister und wohne in dem Eckhause der Heiligengeiststraße. Auf Verlangen könnte ich Euch auch ein Verzeichniß aller Derer geben, welche Ihr habt aus dieser Thüre gehen sehen und die Ihr doch wohl nicht Alle kennet. Ich empfehle mich dem Herrn Geheimschreiber zu ganz be-

sonderer Gunst.“ Und damit schritt Meister Schumann von dannen.

Herr Stolpe aber sah ihm süßlächelnd nach und sprach dann für sich hin: Artige Leute, diese lutherischen Bürger! Wahrhaftig, sie sollten mich dauern, wenn sie Unannehmlichkeiten davon hätten. —

Cap. 7.

Das churfürſtliche Reſcript.

Wehe ihnen, denn der Tag iſt gekommen, die Zeit ihrer Heimſuchung!
Jerm. 50, v. 27.

Zum dritten Male führt uns der Verlauf unſerer Geſchichte in das Wirthshaus an der langen Brücke, und zwar in eine Verſammlung hinein, in welcher eine große, und wie es ſchien, nicht eben freudige Aufregung herrſchte. Herr Matthias, der Wirth, war in voller Thätigkeit, und ſo ſehr er ſonſt in Sachen des Glaubens über den Partheien ſtand, ſo ſehr nahm er doch in Sachen des Wiſſens in ſo fern Parthei, als er, wie wir bereits geſehen haben, gern Alles wußte und wiſſen wollte. Für heute war übrigens die Verſammlung zu groß und zu laut, als daß er hoffen konnte, Gehör zu finden. Er bediente deshalb ſeine Gäſte mit allem Eifer und möglichſter Treue und ſtets mit derſelben Freundlichkeit, um ſeinen Stand über den Partheien auszudrücken. Und nur, wenn er ſich unbemerkt glaubte,

zuckte ein Strahl ganz besonderen Lächelns über sein Angesicht, als spräche seine Seele zu ihm: „Die Kirchenspaltung hat doch auch ihr Gutes! Unfriede verzehrt mehr, als Friede.“

Aus diesen seinen menschenfreundlichen Gedanken wurde Herr Matthias durch das plötzliche einstimmige Rufen der versammelten Gäste aufgeschreckt: „Leset das Rescript, Meister Jung! Leset es!“ wiederholte es von allen Seiten. — Und als nun darauf die tiefste Stille eintrat, erhob sich der aufgerufene Meister und sprach: „Lieben Mitbürger und Freunde, zuvor ein Wort! Die Abschrift dieses churfürstlichen Antwortschreibens an unsern wohledlen Rath in Sachen des Herrn Diaconus Gerhardt verdanke ich dem Herrn Bürgermeister Tieffenbach, meinem hochgeehrten Freunde und Gönner. Wiewohl ich nun kein Verbot erhalten habe, so doch auch keine Erlaubniß, dies Schreiben Andern mitzutheilen. Wenn ich es also thue, so geschieht es in dem Vertrauen zu euch, daß ihr dasselbe nicht allein mit der gehörigen Ruhe und Ordnung anhöret, sondern euch auch aller solchen Reden und Anmerkungen enthaltet, welche den Gehorsam und die schuldige Ehrfurcht gegen churfürstliche Durchlaucht, und die brüderliche Liebe gegen die Reformirten verletzen könnten, abgesehen von der Rücksicht auf unsern Herrn Wirth, der, wie ihr wisset, für jedes Wort Bürgschaft leisten muß, das in seinem Hause gesprochen wird. Es ist wahr, wir sind die Leidenden, wir sind die Geschlagenen und der getretene Wurm krümmet sich im Staube; aber

man soll nicht sagen, daß lutherische Bürger weniger getreue und friedliebende Unterthanen sind, als die reformirten. Wir wollen nicht weichen und nicht wanken von unserm Glauben, wir wollen nicht müde werden in unsern Bitten und Vorstellungen, wir wollen aber auch kein offenbares Unrecht feig und muthlos hinnehmen, wir wollen unsere getreuen Seelsorger und unsere Kirche vertheidigen mit Wort und That, aber man soll niemals sagen können, daß lutherische Bürger aufrührerische Unterthanen sind. Und nun höret denn die Antwort auf unser und des wohledlen Raths Bittschreiben:

Friedrich Wilhelm Churfürst.

Liebe Getreue. Uns ist euer unterthänigstes Supplicatum vom 13. Februar gehorsamst vorgetragen worden, woraus Wir vernommen, was die Bürgerschaft an euch und ihr hinwiederum an Uns wegen der Wiedereinsetzung Paul Gerhardts zum Predigtamte in Unterthänigkeit gesuchet und gebeten. Nun ist es eben ein Irrthum, indem ihr vermeinet, daß der Propst M. Lilius ohne Ausstellung des Reverses sei wieder eingesetzet worden, angesehen er Uns denselben mit eigener Hand geschrieben und unterschrieben zugeschickt.“

„Das hat seine Richtigkeit,“ unterbrach sich hier Meister Jung, „wiewohl ich nicht anstehe, mein Beileid darüber auszudrücken, und unser alter Propst seine letzten Lebenstage ohne Zweifel ruhiger und glücklicher verlebt haben würde ohne Unterschrift, als nun, wo er, wenn auch nicht eben vom Glauben abgefallen, doch in

seinem Gewissen gestöret sein muß. Doch, ein jeder Knecht steht und fällt seinem Herrn.“ — Das Schreiben lautet weiter:

Daß Wir aber diesen Paul Gerhardt, ohne daß er den Revers, Unsern Edicten gemäß sich zu bezeigen, ausstelle, bei dem Predigtamte nicht fernerhin belassen können, dessen haben Wir wichtige Ursachen. Denn was ihr sonst von seiner absonderlichen Frömmigkeit meldet, solches ist Uns zwar nicht bewußt, allein dieses wissen Wir wohl, daß er nicht allein in Unserm Consistorio, als dem Licentiaten Reinhart die Schuld dieser Widersetzlichkeit beigemessen worden, er, Paul Gerhardt, ohne einige dazu gegebene Veranlassung und zu Bezeugung seines hitzigen Gemüthes aufgestanden und gesagt: daß Solches nicht wäre, sondern daß er vielmehr Reinharten zugeredet, wenn er hätte weichen wollen, und: gleichwie er älter im Amte und an Jahren, ihm also auch Leid wäre, wenn er Andern folgen sollte; — sondern auch, daß dieser Gerhardt bei seiner ihm zugestoßenen Schwachheit die andern Prediger zu sich berufen und sie ernstlich vermahnet, den Revers nicht zu unterschreiben.“

Als Jung hier eine Pause machte, sagte eine Stimme aus der Versammlung: „Das soll verdammliches Zeugniß gegen Herrn Gerhardt sein, beweiset aber doch nur seine Treue im Glauben. Das ist eben unser Unglück, daß die Treue im Glauben als ein Ungehorsam gegen churfürstliche Gebote erachtet wird!“

„So ist es leider, Meister Schumann,“ sagte

Jung — „und in dieser unglückseligen Deutung liegt der ganze Grund solcher traurigen Spaltung. Indeß sind es zwei andere Dinge, welche in diesem churfürstlichen Antwortschreiben mich schmerzlich berühren. Zunächst daß unser große Churfürst von dem frommen, christlichen Lebenswandel unsers Paul Gerhardt nichts weiß oder nichts wissen will, da doch in ganz Berlin und Cöln nicht eine Seele sein mag, welche das nicht wüßte. Und doch mag es wohl also sein; es braucht einmal lange Zeit, ehe eines Bürgers Name die Mauer der Hofleute überspringet und vor dem Fürsten genannt wird. Und das Zweite ist die Anschuldigung Herrn Gerhardts wegen seines hitzigen Gemüthes. Das Wort kommt nicht aus unsers Churfürsten Herz und Munde, sondern Derer, welche Treue im Glauben und die Erfüllung des Befehles Christi unsers Herrn: „„Seid allezeit bereit zur Verantwortung Jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist,““ für eine hitzige Gemüthsverfassung erklären. So war es also wohl auch hitziges Gemüth, als die Apostel an den Rath zu Jerusalem auf den erhaltenen Bescheid, von dem Namen Jesu fernerhin nicht mehr zu reden, antworteten: Wir können es nicht lassen, daß wir nicht reden sollten was wir gesehen und gehört haben! Nein, von diesem Worte weiß churfürstliche Durchlaucht nichts; und darum ist's so schmerzlich, daß sich gerade darauf der weitere gnädigste Bescheid stützet. Denn es heißt nun weiter:

Dieses sein Betragen nun bezeuget gar nicht, daß er ein solcher frommer Mann sei, wie ihr ihn beschrie-

ben; sondern er wird ein Solches alsdann in der That erweisen, wenn er, seiner Schuldigkeit nach, seiner Obrigkeit in solchen Sachen, die gar nicht wider sein Gewissen laufen, sich accommodiret und durch seine Widersetzlichkeit Andern kein böses Beispiel gäbe.

„Das ist ein hartes, böses Wort," rief hier Jemand aus der Versammlung.

„Meinet Ihr, Meister Häßler?" fragte der Vorleser. „Ja allerdings sind dies schwer verklagende Worte, aus welchen für unsern theuern Seelsorger keine erfreuliche Zukunft hervorleuchtet. Wer ein böses Beispiel der Widersetzlichkeit gegen obrigkeitliche Ordnung giebt, ist im Grunde nichts Anderes, als ein Aufrührer; und Gott verhüte in Gnaden, daß die ganze Sache nicht noch einen solchen Ausgang gewinne. Das gäbe ein trauriges Ende." —

Bei diesen Worten ließ sich ein mehrfaches Hüsteln hören, wie es gewöhnlich von einem Solchen kommt, der mit einer Aeußerung unzufrieden ist, aber nicht den rechten Muth hat, dagegen aufzutreten. Meister Jung richtete seine Blicke auf den Hüsteler und sprach: „Lieber Herr Matthias, ein freundlicher Wink zu rechter Zeit ist immer Dankes werth. Denn obgleich Eure Sprache etwas fremdartig und ausländisch unter uns erklang, war sie doch sehr verständlich, besonders da wir Euren Stand über den Partheien kennen. Daher gilt Euch auch am Allerwenigsten, was nunmehr in churfürstlicher Antwort folgt:

Was ſonſt das Zeugniß, welches ihr und die Bürgerſchaft mehr beſagtem Paul Gerhardten gebt, anbelangt, werdet ihr annoch wohl wiſſen, daß ein ſolches früher dem Licentiaten Reinhart von euch auch ertheilet worden, welcher ſich aber vielmehr wider dasſelbe gerühmet und es auch in der That genugſam erwieſen, daß er die Reformirten faſt in allen Predigten durchgehechelt und verdammet, auch das vorgeweſene Colloquium durch ſeine Heftigkeit und durch ſeine Bitterkeit gegen die Reformirten zerſtöret.“

„Hier,“ unterbrach ſich Meiſter Jung — „hier liegt, lieben Mitbürger und Freunde, der Stein, an welchem unſere Hoffnung auf eine beſſere Wendung der Dinge zerſchellt iſt. Unſere Bitte und Fürſprache für Herrn Gerhardt iſt als ein verdächtiges und unglaubhaftes Zeugniß verworfen; hier liegt die ſchwere Anklage gegen Rath und Bürgerſchaft, daß es uns ein Leichtes und Geringes ſei, Jedermann zu loben und zu preiſen auch ohne Verdienſt und Würdigkeit. Hier liegt die Anklage gegen uns, daß wir fähig ſind, churfürſtliche Durchlaucht mit Lug und Trug zu umſtellen; in ſolcher Anklage iſt auch unſere letzte Hoffnung zu Schanden geworden. Lieben Freunde und Mitbürger, wer von euch iſt bereit, ſein Zeugniß für unſern theuern Seelſorger Gerhardt, den treuen Zeugen unſers lutheriſchen Glaubens, mit einem heiligen Eide, mit Gut und Blut zu erhärten?“

Als Antwort auf dieſe Frage erſchallte es laut und faſt ſtürmiſch von allen Seiten: „Wir, wir Alle! Lu-

therische Bürger schämen sich, zu lügen.“ — Und eine einzelne, Alles übertönende Stimme rief: „Wer folget mir auf's Schloß? Wir wollen unser Haupt zum Pfande bringen, daß ein lutherisches Herz mit Wissen und Willen weder lügt noch trügt.“

„Ja, auf's Schloß,“ wiederholten Andere noch stürmischer. „Ist es so weit gekommen, daß ein Zeugniß lutherischer Bürger keinen Glauben mehr verdient?“ Und dabei erhoben sich Viele von ihren Sitzen und dazwischen erklang Geräusch von Tischen und Stühlen. Das war aber zu viel für Herrn Matthias. Wie in Todesangst lief er, so weit es der Raum gestattete, auf und nieder, hielt sich die Ohren zu und verriegelte zuletzt die Thüre und verpallisadirte dieselbe mit seiner eigenen Person. Meister Jung aber erhob die Hand und rief in den Lärm hinein: „Was thut ihr?“

Da ward eine Todtenstille und Jung fuhr nun fort: „Lieben Mitbürger, ist das die Ruhe und Ordnung, die ihr versprochen habt? Wenn ich sagte: Wir wollen unser Zeugniß mit Gut und Blut erhärten, so heißt das nicht: Wir wollen ausziehen mit Schwertern und Stangen! Das ist Aufruhr, und davor bewahre uns Gott in Gnaden. Gedenket an das Wort: Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat! Wir haben keine andern Waffen, als Bitten und wiederum Bitten! Ausharren sollen wir und treu bleiben bis zum Ende, — treu unserm lutherischen Glauben, treu unsern lutherischen Predigern und koste es uns Habe und Gut und käme es, was Gott gnädig verhüten wird, so

weit, daß wir selbst an unserm Leibe Schaden nähmen. Das hieße unser Zeugniß mit Gut und Blut erhärten, aber nicht, wie ihr willens waret, wie ungehorsame, widersetzliche, aufrührerische Bürger ausziehen. Ist auch unser Schmerz groß und gerecht, daß die Ehre lutherischer Bürger verdächtigt erscheinet, so steht doch unser Lutherthum auf einem bessern Grunde, als auf unserer schwachen, ohnmächtigen Kraft; es stehet auf dem einen Grunde, der gelegt ist, und den Niemand anders legen kann, auf Jesu Christo! Und dieser Grund weichet und wanket nicht. Unser große Churfürst ist ein gottesfürchtiger, gerechter und gnädiger Regent! Er vermag, weil auch er immer ein Mensch bleibt, kein Menschenherz bis auf den Grund zu durchschauen, aber er vermag auch Niemandem ein Unrecht zu thun. Ist er nicht richtig unterrichtet worden, so ist es unsere Pflicht, in aller Unterthänigkeit ein anderes Verständniß abzulegen und unsere Bitten zu wiederholen. Das ist's, warum wir hier zusammengekommen sind. Doch ehe wir darüber berathen, höret zuvor den Schluß churfürstlichen Schreibens."

Und als nun die versammelten Männer wieder ihre Plätze eingenommen hatten und die tiefste Ruhe wiederhergestellt war, so daß selbst Herr Matthias wieder frei aufathmete und den Ausgang wieder frei gab, fuhr Meister Jung im Lesen also fort:

Ihr habet demnach diesen Paul Gerhardt, dafern ihr denselben gern in sein Amt wieder eingesetzet sehen wollt, ernstlich zu vermahnen, daß er sein Gewissen

nicht beschweren, und zu weiterer Verwirrung, deshalb er bei Gott schwere Verantwortung auf sich laden würde, nicht Anlaß geben solle. Denn Wir werden weder ihn noch andere Prediger in Unsern Landen dulden, welche solchen billig mäßigen Revers nicht unterschreiben wollen, welches denn dieser Gerhardt um so viel leichter thun kann, weil er, eurem Berichte nach, solcher Bescheidenheit sich vorher schon gebraucht haben soll. Sollte er aber sich, Solches zu thun, beständig weigern, so habt ihr auf ein anderes tüchtiges Subject, welches sich zur Unterschreibung des Reverses verstehet, zu gedenken und ohne längere Zeitverlierung zu vociren, damit Wir nicht widrigenfalls Selbst einen Andern zu vociren veranlasset werden. Wornach ihr euch zu achten habt. Sind euch übrigens in Gnaden wohl beigethan.

Cleve den 28. Februar 1666.

Ober-Präsident von Schwerin.

„Ihr sehet also, lieben Freunde und Mitbürger," fuhr nun Meister Jung fort — „es ist große Gefahr vorhanden, unsern theuern Seelsorger zu verlieren, wenn dieser nicht, was wir Alle weder hoffen noch wünschen und auch nicht hoffen können, sich zur Unterschrift des Reverses versteht. Unser durchlauchtigste Churfürst erkläret aber eben so ernstlich, daß Herr Gerhardt ohne Unterschrift nicht wieder in sein Amt eingesetzet werde! Hier ist also wenig Hoffnung für uns, und ist noch Etwas zu erringen, so kann es nur die Gnade von Seiten des Churfürsten und anhaltendes, dringliches Bitten

und Flehen von Seiten des Raths und der Bürgerschaft. Uns aber geziemet die erste Bitte. Bevor wir jedoch darüber weiter verhandeln, muß ich an euch die Frage stellen: Ist es auch euer Wunsch und Begehr, daß unser Herr Diaconus Paul Gerhardt wieder in sein Amt eingesetzet werde?"

Da erschallte ein fast überlautes, einstimmiges Ja durch das Zimmer und auf allen Gesichtern lag eine wehmüthige Freude, und selbst der Wirth, Herr Matthias, benutzte diese Gelegenheit, sich als ein guter lutherischer Bürger zu erweisen, indem er sich nicht allein damit begnügte, mit in das allgemeine Ja einzustimmen, sondern dem ehrbaren Meister Jung in das Ohr flüsterte: „So ist's recht, lieber Meister, Ihr seid doch ein wahrer Ehrenmann, der Niemandem ein Leides zufügen mag. Das ist auch mein Grundsatz: leben und leben lassen."

Meister Jung mochte aber diese menschenfreundliche Anerkennung überhört haben; denn ohne darauf zu achten, fuhr er zu der Versammlung gewendet fort: „Da wir nun in diesem Ersten einig sind, und demnach auch in dem Zweiten, nämlich daß wir uns in einem anderweiten Bittschreiben an den hochedlen Rath wenden, so werden wir zunächst darüber zu verhandeln haben, was wir in solchem Bittschreiben vorbringen wollen."

Nach einigen Augenblicken der tiefsten Ruhe und nachdem fast Alle auf den alten, ehrwürdigen Tuchmacher-Obermeister Lorenz Oerttel hinsahen, als wollten sie diesem das erste Wort in dieser Sache lassen, sprach

er: „Als vor nun faſt drei und funfzig Jahren Johann Sigismund das Glaubensbekenntniß ſeiner Väter verließ, gab es großes Klagen in den lutheriſchen Gemeinden. Ich war damals ein Burſche von zwanzig Jahren, und, daß ich es ehrlich geſtehe, meiner Religionsanſicht nach ziemlich Das, was jetzt ein Religionsmenger genannt wird, ja vielleicht noch weniger, da mir die Religion wenig Scrupel machte. Als aber unſer Landesherr zur reformirten Kirche übertrat, da war es, als ob mit einem Male ein anderer Geiſt in mich gefahren wäre, und ich nicht allein, ſondern alle jungen Leute und Solche, die bisher ſorglos dahin geglaubt und gelebt hatten, wir hielten es nun auf einmal für eine Ehrenſache, eifrig lutheriſch zu ſein. Ich konnte mir das damals nicht recht erklären, woher das kam und war deshalb gegen meinen Eifer ſelbſt mißtrauiſch. Aber jetzt ſehe ich's wohl ein; — die Religion gleicht einer köſtlichen Perle, die aber von Niemandem beſonders geachtet wird, ſo lange ſie ein Jeder ungeſtört beſitzt; kommt aber nur die geringſte Gefahr über dieſelbe, ſo hält ſie Jeder wieder lieb und werth und iſt wohl im Stande, wie es in der Schrift heißt, Alles um dieſer einen köſtlichen Perle willen zu verlaſſen und zu verkaufen. Wenn daher churfürſtliche Durchlaucht gegen das Zeugniß lutheriſcher Bürgerſchaft ein Mißtrauen geäußert hat, und dasſelbe darauf geſtützt iſt, daß wir mit gleichem Eifer für den Herrn Reinhart, wie jetzt für Herrn Gerhardt Fürbitte eingelegt, während jener dieſelbe nicht verdienet habe, ſo erſcheint es mir von churfürſtlicher Durchlaucht un-

beachtet geblieben zu ſein, daß wir nicht allein um der Perſon willen, ſondern auch und vorzüglich um unſers Glaubens ſelbſt willen und in ſchuldiger Treue gegen das lutheriſche Glaubensbekenntniß bittlich an landesherrliche Gnade gegangen ſind. Unſere Geiſtlichen ſind ja nicht Diener unſerer ſelbſt, ſondern unſeres Religionsbekenntniſſes, Vertreter unſers Glaubens. Wenn wir daher uns ihrer Perſon annehmen, ſo geſchieht das wohl aus beſonderer Liebe und Dankbarkeit gegen ſie, aber doch zumeiſt aus Liebe zu jener köſtlichen Perle überhaupt, deren Köſtlichkeit in Allen bedroht iſt, wenn ſie in Einem bedroht iſt. Ich beklage es deshalb ſehr, daß churfürſtliche Durchlaucht wider alles Verhoffen weder durch einen wohledlen Rath noch auch durch unſer bewegliches Suppliciren ſich gnädigſt hat bewegen laſſen, unſern Herrn Paul Gerhardt, den frommen und chriſtlichen Prediger, der an Lehre und Wandel Keinen in der Reſidenz hat, der ihm vorgehe, ohne Ausſtellung des Reverſes wieder in ſein Amt einzuſetzen willens iſt. Denn was iſt geſchehen? Der Churfürſt hat nicht allein unſere unterthänigſte Fürbitte gänzlich abgeſchlagen, ſondern noch dazu ernſtlich erkläret, in ſeinen Landen, alſo auch in unſerer Stadt, keinen Prediger zu dulden, der den Revers nicht unterſchreiben würde. Was haben wir nun zu erwarten? — daß uns zu St. Nicolai bald Niemand mehr bleiben wird, als der Herr Propſt, der ohnedies täglich mehr verfällt und wohl bald wird ausgekämpft haben. Muß uns ſolcher Beſcheid, ſolche Gefahr für unſere lutheriſche Kirche nicht bis ins innerſte

Herz erschrecken und bestürzt machen? Wissen wir doch kaum noch, ob wir in der Welt, oder außer der Welt leben! Haben wir bis jetzt nicht all das Unsrige, was wir um und an hatten, für unsern durchlauchtigsten Churfürsten dahin gegeben, und das Alles bereitwillig und geduldig und in allem schuldigen Gehorsam, so daß auch selbst nach unserm Tode uns Niemand den Namen der getreuen Märker wird nehmen können? Das haben wir Alles geduldig ertragen, weil wir es als unsere Bürgerpflicht erachteten; aber nunmehr, da uns das innerste Herz angegriffen wird, und uns die treuen Seelsorger und Prediger unsers lutherischen Glaubens sollen entzogen werden, muß uns das nicht so hart angehen, daß wir fast ohnmächtig darüber werden möchten? Ich bin ein alter Mann und zur Abbüßung leiblicher Strafe fast zu schwach, aber wenn ich um dieser meiner Rede willen solche Strafe leiden sollte, würde ich's mit tausend Freuden thun, und wäre das Strohlager im Gefängnisse mein Sterbebett."

Diese Rede, welche den Sprecher fast ganz erschöpft hatte, machte einen tiefen Eindruck auf die Versammlung; doch so sehr sie geeignet war, das Blut in etwas leidenschaftliche Wallung zu bringen, so war doch die Wirkung mehr eine niederschlagende. Auf allen Mienen lag eine Art stille Trostlosigkeit; und nur Herr Matthias, der Wirth, nickte unaufhörlich unter beifälligem Lächeln, als wolle er sagen, daß ihm die Haltung seiner Gäste um seiner übernommenen Verantwortlichkeit willen gar sehr gefalle.

Meister Jung nahm darauf das Wort und sagte: „Ich muß es wiederholen, es ist über alle Maßen schmerzlich, daß die Bedingung, den Revers zu unterschreiben, nicht als Gewissenssache, sondern als Widersetzlichkeit gegen churfürstliche Durchlaucht und als Feindschaft gegen die reformirte Kirche angesehen wird. Niemand von unsern Predigern hat aber jemals daran gedacht, so wenig als wir selbst. Wo auch immer über unsere Glaubensartikel verhandelt worden ist, sei es im privaten Verkehr, oder in öffentlichen Religionsgesprächen oder auf der Kanzel geschehen, da ist es nicht auf Beschimpfung, sondern auf Erforschung der Wahrheit und auf Beruhigung des Gewissens abgesehen gewesen, und Solches ist ja das Gebot Christi. So lange aber treue Verwahrung unsers Friedens mit Gott im Gewissen als ein Ungehorsam gegen den Landesherrn angesehen wird, ist kein Heil für uns zu hoffen. Auch hat der Churfürst früherhin weniger ungnädig darüber gedacht. In dem Edicte vom 2. Juni 1662 steht es als landesherrliche Verordnung, daß die schon angestellten Geistlichen und Prediger mit der Unterschrift des Reverses verschont bleiben und nur die Candidaten bei ihrer Anstellung dazu angehalten werden sollen; und im Edicte vom 16. Septbr. 1664 wird diese Verordnung dadurch, daß sie nicht aufgehoben wird, stillschweigend wiederholt. Wenn nun jetzt gewissermaßen im Widerspruch mit dem churfürstlichen Befehle auch die angestellten Geistlichen und selbst Solche, die schon mit einem Fuße im Grabe stehen, den Revers unterschreiben sollen, wo

kann da der Unterthan Vertrauen haben zu landesherrlichen Gesetzen? Müssen wir denn nicht nothwendig auf die Gedanken gerathen, daß ein landesherrliches Gebot so ausgelegt und befolgt wird, wie es dem Einzelnen eben passend ist? Auch ich verwahre mich selbst gegen den Schein einer Verletzung der Ehrfurcht gegen unsern großen Churfürsten und wollte nur so viel sagen: Gott wird richten über Die, welche die Gewissen absichtlich verwirren und gefangen halten.“

„Wir werden auch wohlthun,“ sprach jetzt Meister Christian Kuntze, der Kürschner — „wenn wir in unserm erneuerten Bittschreiben darauf hinweisen, daß unsere Prediger nicht ohne reifliche Ueberzeugung sich der Unterschrift des Reverses weigern. Sind es doch schon Jahre her, daß sie darüber mit sich zu Rathe gehen! Auch ist es ja völlig erwiesen, daß gerade unsere Prediger und vor Allen unser theure Paul Gerhardt sich alles Zankens und Scheltens gegen die Reformirten jederzeit enthalten und in der Vertheidigung unsers lutherischen Glaubens immer das rechte Maas und Ziel inne gehalten hat. Warum aber weigert sich Herr Gerhardt der Unterschrift des Reverses? Weil unsere lutherische Religion es ihm verbietet, weil sein Gewissen es ihm nicht zulässet, weil er in seinem Amte und Berufe zur besondern Treue gegen seine Kirche verbunden ist, — ist das Alles nicht Wort und Werk eines ehrlichen Mannes? Wenn nun aber das Edict gerade solche treugesinnte Männer von unsern Kanzeln vertreibt, wer soll sie ersetzen? Solche, welche den Revers unterschrieben

haben? Aber würden wir uns nicht dann selbst verdammen, wollten wir solche Prediger halten, welche ihr Predigtamt mit einer Treulosigkeit gegen die lutherische Lehre sich erworben haben? Kämen wir dann nicht mit unserm eigenen Gewissen in Widerspruch?"

„Ja gewiß!" setzte Meister Gabriel Schumann hinzu — „und es ist doch gewiß eine große Angst, das Gewissen; es läßt sich zwar weder sehen noch hören, aber lässet doch Tag und Nacht keine Ruhe und mischet sich in jeden Gedanken, in jedes Bitten und Wünschen und störet alle leibliche und geistige Ruhe. Darum hat auch churfürstliche Durchlaucht die Gewissen der Unterthanen bisher unbeschwert und ungestört gelassen. Wir haben in der Mark Katholiken, Juden, Wiedertäufer und Weigelianer, welche alle ungestört ihres Glaubens leben und ihre Prediger haben, ohne daß diesen irgend eine Unterschrift des Reverses angesonnen werde. Warum sollen nun gerade wir Lutherische, die wir in Kriegs- und Friedenszeiten für unsern gnädigsten Landesherrn Gut, Ehre und Blut dahingegeben und noch hingeben, da wir an der schweren Kriegslast und Contribution wohl noch lange tragen müssen, — warum sollen gerade unsere lutherischen Prediger, die sich doch keinerlei Untreue schuldig gemacht haben, weniger gelten, als Wiedertäufer und Juden, als Katholiken und Weigelianer?"

„Das ist Alles sehr wahr," sagte Meister Joachim Liebrecht, der Bäcker — „aber doch scheint mir die Erfüllung unserer Bitte nur Gnadensache zu sein. Unser

große Churfürſt will gewiß aus dem chriſtfreundlichſten Herzen den Kirchenfrieden wieder herſtellen; dazu ſind die Edicte gegeben. Soll nun unſer theure Paul Gerhardt von der Unterſchrift befreit werden, ſo kann dies nur beſondere churfürſtliche Gnade thun. Darum halte ich dafür, daß wir nichts Anderes zu thun haben, als churfürſtliche Durchlaucht ſo lange demüthigſt anzuflehen, bis wir erhört werden. Wir wollen daher zu unſers gnädigſten Landesherrn chriſtlichem Gemüthe, zu deſſen weit ausgebreitetem hohen Namen volles Vertrauen haben! Wir wollen unſern großen und gerechten Churfürſten um ſeiner löblichen hohen und vortrefflichen Prinzen willen, ja um Deſſen willen, was der allgewaltige Gott durch Dero hochgeliebte Gemahlin an Eheſegen in Kurzem beſcheeren wird, wir wollen ihn um Gottes Barmherzigkeit willen beſchwören, daß er unſere Bitte gnädigſt erhören wolle. Ein bittend Wort thut mehr, als zehn ungeſtüme.“

„Ja wohl thut uns Gottes Barmherzigkeit noth,“ ſagte der alte Meiſter Oerttel. „In unſern Landes-, Regierungs-, Krieges- und Hausesnöthen ſteigt wohl tägliches und ſtündliches Seufzen zum Herrn aller Herrn, zum großen und eifrigen Gott hinauf; aber doch meine ich, Gottes Barmherzigkeit und Gnade kommt deſto reichlicher über Land und Leute, wenn die Menſchen zuvor Barmherzigkeit und Gnade unter ſich ſelbſt üben. Es iſt nur chriſtlöblich, wenn wir churfürſtlicher Durchlaucht Solches in unſerm anderweiten Bittſchreiben unterthänigſt vorhalten und die Bitte ſtellen, daß nicht allein

unser theure, vielgeliebte Paul Gerhardt ohne Unterschrift des Reverses in sein Amt wieder eingesetzet, sondern daß auch allen unsern jetzigen Predigern diese Unterschrift erlassen werde. Haben auch Einige unter ihnen vielleicht in dem einen oder dem anderen Worte gefehlet, so wird der Churfürst sich erinnern, daß die höchste Macht und Gewalt eines Fürsten nicht sowohl in Bestrafung, als vielmehr in der Vergebung der Schulden bestehe. Soll Frieden kommen in unsere Kirche, so bringt ihn die Gnade und Liebe, aber nicht die Strenge und menschliche Gerechtigkeit. Nur dann werden unsere niedergeschlagenen Gemüther wieder erhoben werden und wir werden erkennen, daß churfürstliche Durchlaucht, wie in den Edicten mehrfach ausgesprochen worden ist, uns in unserer Religion nicht kränken und stören lassen will.“

Dies ernste Wort des alten, ehrwürdigen Meisters erwarb sich die Zustimmung aller Anwesenden, Herr Matthias, der Wirth, ganz besonders mit eingeschlossen, und Meister Jung erhielt wie das erste Mal den Auftrag, nach Dem, was darüber verhandelt worden war, das zweite Bittschreiben abzufassen. Nachdem Solches geschehen und Meister Jung, wie das noch heute im königlichen Ministerial-Archiv befindliche Schreiben ausweiset, seiner Aufgabe in allen Dingen treulich nachgekommen war, machte, wie vorher, das Gewerke der Tuchmacher mit der Unterschrift den Anfang und ist nur noch zu bemerken, daß sich den Gewerken, welche das erste Bittschreiben unterschrieben hatten, in diesem zweiten noch die vier Gewerke der Tischler, der Messer-

schmiede, der Waffenschmiede und der Kupferschmiede anschlossen.

Meister Jung erhielt auch diesmal wegen seiner besondern Freundschaft mit dem Bürgermeister Tieffenbach den Auftrag, das Bittschreiben auszuantworten, welches leider einen noch ungünstigeren Erfolg haben sollte, als das erste.

Cap. 8.

Der groſze Churfürſt.

> Ihr wiſſet, daß die weltlichen Fürſten herrſchen und die Oberherrn haben Gewalt. So ſoll es nicht ſein unter euch, ſondern ſo Jemand unter euch will gewaltig ſein, der ſei nur Diener.
>
> Matth. 20, v. 25. 26.

Um unſern Leſern ein möglichſt treues und lebendiges Bild der Glaubenskämpfe damaliger Zeit entwerfen zu können, müſſen wir ſie bitten, mit uns den weiten und für eine Zeit, die faſt zweihundert Jahre hinter uns liegt, gar beſchwerlichen und gefährlichen Weg von Berlin nach Cleve zu machen, wo und zwar auf dem alten Schloſſe Schwanenburg der groſze Churfürſt den Spätwinter und Frühling und einen Theil des Sommers dieſes Jahres reſidirte. Wir begleiten einen Wagen, in welchem vier Perſonen ſitzen und von welchen zwei uns noch unbekannt ſind. Dieſe ſind Herr Johann Tieffenbach, churfürſtlicher Kammergerichtsadvocat und dritter Bürgermeiſter der Reſidenz Berlin mit ſeiner Gattin

Frau Euphrosine Margaretha Reinhardt. Da nämlich der Rath zu Berlin nichts verabsäumen wollte, um zur Erfüllung der allseitigen Wünsche der Bürgerschaft um so mehr beizutragen, als er selbst diese Wünsche für Paul Gerhardt von ganzem Herzen theilte, so ward der jüngste Bürgermeister, welchen ohnedies ein dringliches Geschäft nach Cleve rief, beauftragt, die Bittschreiben der Bürgerschaft und des Rathes dem Churfürsten in Person zu überreichen, um wo möglich noch durch mündliche Fürbitte die Angelegenheit zu einem günstigen und schnellen Ende zu bringen. Die beiden andern Begleiter des Abgesandten waren Meister Jung und seine Tochter Dorothea, welche als Verwandte der Frau Bürgermeisterin Tieffenbach zu dieser Ehre gekommen waren; eine Ehre, welche Meister Jung um so freudiger annahm, als er theils dadurch seinen Eifer für Paul Gerhardt an den Tag legte, theils auch seiner Tochter ein längst gethanes Versprechen löste.

Als die Reisenden in Cleve angekommen waren und im Wirthshause zum goldnen Löwen Herberge genommen hatten, war ihnen, oder vielmehr nur der Jungfrau Dorothea ein ganz unerwarteter Besuch beschieden. Auf ein leises, schüchternes Klopfen öffnete sich nämlich die Thüre, und ein hageres, süßlächelndes Angesicht schob sich hinein, bei dessen Anblick Dorothea, wie damals beim Diaconus Gerhardt, einen Schrei des Entsetzens ausstieß. Es war der Geheimsecretär Stolpe, der leise, wie eine Schlange hereinschlich und in seiner gewohnten süßen Freundlichkeit sagte: „Ich bitte tausendmal um

gnädige Verzeihung, sintemal ich wohl weiß, daß ich des Eintritts in solche ehrenwerthe Gesellschaft nicht würdig bin, besonders da ich das Unglück habe, immer unfreundlich empfangen zu werden. Jedoch meinte ich, in der Fremde sei es eher vergönnt, daß eine Person niedern Standes, wie ich bin, solchen hochangesehenen Herren und Frauen aufwarte, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß unverhofftes Wiedersehen von Landsleuten in einer fremden Stadt allezeit viel Freude macht. Ich bitte deshalb nochmals um gnädigste Verzeihung."

„Wie kommt Ihr so plötzlich nach Cleve, Herr Stolpe?" fragte der Bürgermeister, als er sah, daß die Anderen nicht geneigt waren, das Gespräch einzuleiten.

„In Diensten meines gnädigen Herrn, des Herrn Oberpräsidenten von Schwerin," antwortete der Secretär. „Wir sind gestern abends in Begleitung des hochwürdigen Hofpredigers Herrn Stosch hier angekommen. Und obgleich Leute so geringen Standes, wie ich, selten oder nie Wissenschaft von dem Vorhaben ihres Herrn erhalten, so kann ich Euer Wohledlen doch soviel sagen, daß die leidige, schon seit so vielen Jahren obschwebende Religionsangelegenheit ein mündliches Referat des Herrn Oberpräsidenten an churfürstliche Durchlaucht nöthig gemacht hat. Ich weiß nun nicht, soll ich sagen, mein Glück oder mein Unglück wollte es, daß ich von Dero Ankunft allhier Kenntniß erhielt, und von meinem Herzen getrieben sogleich anher eilte, um meine geringen Dienste anzubieten, da ich hierorts nicht ganz fremd bin.

Ich weiß zwar nicht, welche Ursache Dero Anwesenheit allhier zu Grunde liegt —"

„Das dürfte auch nicht nöthig sein, Herr Geheimsecretär," fiel Jung schnell und verdrießlich ein; denn er hatte bisher, seinen Mienen nach, ziemlich ungeduldig auf eine Gelegenheit gewartet, seinen Groll auszuthun. „Seid Ihr vielleicht wieder einmal im Wirthshause an der langen Brücke gewesen?"

„Es sind wohl viele Wochen her," entgegnete Stolpe mit gefälliger Miene — „daß ich, meiner etwas überhäuften Geschäfte halber nicht so viel Zeit dazu gewinnen konnte."

„Da war es wohl damals das letzte Mal," fuhr Jung bittern Tones fort — „als Ihr so gütig waret, uns über einige geschichtliche Dinge in Sachen der Religion Aufklärung zu geben? Ich meine damals, wo Ihr fernerweit so gütig waret, einen gewissen Bürger, Namens Meister Jung, Gelegenheit zu einer Verantwortung auf dem Stadtgerichte zu geben?"

„Der ehrenwerthe Meister Jung scherzet mit meiner Wenigkeit," antwortete der Secretär in alter, süßer Freundlichkeit. Dorothea aber, von den peinlichsten Gefühlen gedrängt, warf ihrem Vater die bittlichsten Blicke zu, als wollte sie sagen: Vater, ich bitte Euch, erzürnet diesen Mann nicht." Jung jedoch bemerkte diese stumme Sprache nicht und fuhr fort: „Nein, Herr Geheimsecretär, ich scherze nicht mit Euch, und wollte Euch nur mein Bedauern ausdrücken, daß Ihr in diesen Tagen nicht in jenem Wirthshause zugegen waret; es sind da

allerlei Reden geführt worden, die Euch hätten ferner-weite Gelegenheit geben können, sie geeigneten Ortes mitzutheilen.“

„Lasset das, lieber Vetter,“ fiel hier der Bürgermeister ein. „Was vergangen, ist vergangen, und Herr Stolpe hat recht: in der Fremde begrüßen sich auch Diese gern, welche in der Heimath selten oder nie mit einander verkehrt haben. Darum heiße ich Euch willkommen, Herr Secretär, und würde mich allerdings freuen, wenn Ihr bei Eurer Bekanntschaft in dieser Stadt mir nützlich sein wolltet. Zunächst wisset Ihr vielleicht, ob churfürstliche Durchlaucht eben im Schlosse anwesend ist?“

„Allerdings, Euer Wohledlen,“ antwortete Stolpe — „und so ich vielleicht Euch dienen kann, stehe ich gern zu Euren Diensten.“

„Wisset Ihr vielleicht,“ fuhr der Bürgermeister fort — „ob der Herr Oberpräsident geneigt sein dürfte, mir jetzt für eine kurze Zeit Gehör zu geben?“

„O gewiß,“ versicherte der Geheimschreiber — „und so es Euer Wohledlen beliebt, eile ich sogleich, Euch anzumelden. Der Herr Oberpräsident hat seinen Wohnsitz nicht weit von hier.“

„Nun so bitte ich Euch darum,“ sagte der Bürgermeister. „Ich werde Euch bald folgen.“

So bereitwillig sich Stolpe dazu gezeigt hatte, so schien es ihm doch nicht ganz lieb zu sein, daß er sich so schnell entfernen sollte. Er hatte ja noch nicht einen einzigen Blick Dorotheens empfangen, und einzig nur um

dieſer willen war er hier eingetreten. Er wandte ſich daher an ſie mit aller ihm zu Gebote ſtehenden Freundlichkeit und ſagte: „Hochgeehrteſte Jungfer Dorothea, wenn auch Ihr, wie ich zu verhoffen wage, in dieſer fremden Stadt Diejenigen gern begrüßet, welche in der Heimath Eurer viel zu gering ſind, ſo werdet Ihr mir geſtatten, Euch hierorts ein wenig bekannt zu machen; verſteht ſich in Begleitung Eures vielgeliebten Herrn Vaters, der mir im Grunde ſeines Herzens gewiß nicht ſo böſe iſt, als er wohl ſcheint. Ich werde deshalb ſpäter nachzufragen mir erlauben. Für jetzt empfehle ich mich der allſeitigen Wohlgewogenheit.“

Und mit dieſen Worten verließ der freundliche Mann das Zimmer.

„Um Gotteswillen, lieber Vetter, was habt Ihr gethan?“ fragte nun der Bürgermeiſter. „Es thut nicht gut, einen Mann, wie dieſen Stolpe, ſich zum Feinde zu machen.“

„Ich weiß es wohl, hochedler Herr Vetter,“ antwortete Meiſter Jung — „und ich wünſchte jetzt, ich hätte es nicht gethan. Aber Ihr könnt auch nicht glauben, wie der Anblick dieſes Heuchlers mein Innerſtes empört. Und da mir nichts daran liegt, in Begleitung dieſes Mannes in der Stadt umherzuziehen, ſo ſchlage ich Euch vor, daß Ihr mir Eure vielgeliebte Gattin anvertraut, um mit mir und meiner Dorothea eine kurze Wanderung anzutreten. Unterdeß werdet Ihr wohl Eure Geſchäfte beſorgen und Gott gebe Euch ſeinen Segen dazu.“

Während wir nun diese Drei für jetzt ihrem weitern Schicksale überlassen, folgen wir dem Herrn Bürgermeister auf seinem ernsten und bedeutsamen Wege. Trotz der freundlichen Zusage des Geheimschreibers Stolpe gelang es doch dem Bürgermeister nicht, mit dem Herrn Oberpräsidenten Rücksprache zu nehmen, weil dieser beim Churfürsten war. Tieffenbach entschloß sich also kurz, ohne weitere Einleitung eine Audienz bei churfürstlicher Durchlaucht nachzusuchen. Als er ins Vorzimmer eingetreten war, traf er auf den Oberpräsident und den Hofprediger Stosch, welche ohne Zweifel aus den innern Gemächern kamen, und das Schloß verlassen wollten.

„Ihr, Herr Bürgermeister?“ rief der Präsident diesem verwundert zu. „Was führt Euch hierher?“

„Der Beruf meines Amtes, Eure Excellenz,“ antwortete Tieffenbach. „Ich komme im Namen und Auftrag des Rathes und der Bürgerschaft zu Berlin, bei churfürstlicher Durchlaucht ein schriftlich und mündlich Bittwort für unsern lieben Diaconus Paul Gerhardt einzulegen. Und daß mir Solches gelingen werde, hoffe ich um deswillen, weil ich so glücklich bin, gerade jetzt Ew. Gnaden zu treffen. Wenn der Herr Oberpräsident bei churfürstlicher Durchlaucht nur ein Wort für mich redet, so werde ich nicht vergebens hieher gekommen sein.“

So artig und gewinnend diese Rede auch sein sollte, so verfehlte sie doch ziemlich ganz ihres Zweckes. Kaum hatte der Bürgermeister den Namen Paul Gerhardt ausgesprochen, als sich auch die Stirn des Präsidenten um-

zog. Indeß antwortete dieser doch: „Es sind erst drei Tage, daß ein abschläglicher Bescheid auf ein ähnliches Bittgesuch an den Rath zu Berlin ergangen ist. Ich meine doch, es wäre dies deutlich und bestimmt genug gewesen und ließe sich wohl daraus erkennen, wie unabänderlich vest churfürstlicher Durchlaucht Meinung und Wille in solcher Sache steht. Ich kann Euch, Herr Bürgermeister, im Voraus die Versicherung geben, daß alle Eure Schritte für den Diaconus Gerhardt vergeblich sind, wenn dieser selbst nicht zum schuldigen Gehorsam zurückkehrt.“

„Da stellt mir Eure Excellenz eine traurige Zukunft,“ sagte Tieffenbach. — „Indeß wird ein zweites Bittwort doch wenigstens in Gnaden verstattet sein. Das menschliche Herz ist unermüdlich im Wohlthun und oft dränget sich wider alles Erwarten die Gnade hinein und hält Gericht statt der Gerechtigkeit. Darum zunächst an Euer Hochwürden-Gnaden die unterthänige Bitte, mir bei churfürstlicher Durchlaucht wenn auch nur auf einige Minuten Audienz gnädig auszuwirken.“

„Das will ich wohl gern thun,“ sprach der Freiherr etwas freundlicher — „ob ich gleich wünschte, daß Ihr angemessenere Botschaft überbrächtet, als dies unerwartete zweite Bittwort. Uebergebet mir Euer Schreiben und wartet hier auf meine Zurückkunft. Herr Stosch wird sich freuen, unterdeß mit Euch zu conversiren.“

Der Bürgermeister übergab die beiden Bittschreiben dem Präsidenten, der nun in die innern Gemächer zurückging. Es dauerte aber ziemliche Zeit, ehe unter den

beiden Männern die Unterhaltung fließend wurde. Der Hofprediger Stosch war als persönlicher Widersacher der Lutherischen zu sehr bekannt, als daß Tieffenbach, der seinerseits dem strengsten Lutherthum anhing, offen und vertrauensvoll hätte mit ihm verkehren können, so freundlich auch der Hofprediger das Gespräch einleitete. Da nun Tieffenbach absichtlich auch die leiseste Andeutung über den kirchlichen Zwiespalt vermied und so oft Stosch das Gespräch darauf zu bringen suchte, nicht im Geringsten darauf einging, so kam es, daß diese beiden Männer über eine halbe Stunde lang sich gegenseitig in den gewöhnlichsten Fragen und Antworten abquälten und der Bürgermeister wahre Pein litt. Schon hatte er der Befürchtung Raum gegeben, daß er wohl gar nicht würde vorgelassen werden, als endlich ein Diener eintrat, der den Bürgermeister vor churfürstliche Durchlaucht beschied.

Nicht ohne Bangen folgte Tieffenbach dem Diener durch mehrere glänzende Gemächer, bis er, angekommen in einem kleinen Zimmer, aufgefordert wurde, auf den Eintritt des Churfürsten zu warten. Durch eine Seitenthür nahm der Diener seinen Austritt. Nachdem Tieffenbach auch hier eine geraume Zeit zwischen peinigender Furcht und Hoffnung zugebracht hatte, öffnete sich eine Thüre und der Churfürst trat ein, begleitet vom Präsidenten. Schon der Eintritt verkündete nichts Gutes.

Friedrich Wilhelm, der große Churfürst, damals sechs und vierzig Jahre alt, hatte ohnedies für Alle, die sich ihm nahten, ein zur Ehrfurcht zwingendes Wesen.

Zwiſchen den kleinen, von breiten, buſchigen Augenbraunen überdeckten Augen, die einen ſtechenden, faſt verächtlichen Blick um ſich warfen, trat die gebogene Adlernaſe kühn hervor. Ein wohlgepflegter Bart bedeckte die Oberlippe, dagegen Wange und Kinn bis auf ein kleines Bärtchen auf der Unterlippe glatt geſchoren waren. Während der Churfürſt bisher ſein eignes ſchönes, volles Haupthaar getragen hatte, fing er jetzt an, der immer mehr ſich ausbreitenden Sitte ſeiner Zeit zu huldigen, und ſein ſchönes und ehrwürdiges Haupt mit einem Walde von künſtlich zugerichteten und hochaufgekräuſelten fremden Haaren zu ſchmücken. Eine gewaltige Perücke, welche ſelbſt ſeine hohe, edle Stirn zur Hälfte bedeckte, fiel zu beiden Seiten des Hauptes, die Ohren völlig verbergend, in dichten Locken herab, breitete ſich auf den Schultern aus und umſchloß das Geſicht von den äußerſten Augenwinkeln an bis hinab zu beiden Seiten des Kinns, ſo daß nur die fleiſchige Unterkehle frei heraustrat. Mit dieſem, dem franzöſiſchen Geſchmacke entlehnten Kopfſchmuck wollte ſich die holländiſche Tracht ſeiner Kleidung, die er in Friedenszeiten trug, nicht wohl vereinigen; auch unterwarf er ſich ſpäter völlig den franzöſiſchen Moden.

Friedrich Wilhelm, ohnedies alſo ein Mann von tiefem, Ehrfurcht gebietenden Ernſte, zeigte dem Bürgermeiſter eine umwölkte Stirn; der Ausdruck der Erbitterung lag in ſeinen Leben funkelnden Augen. In der Hand hielt er die beiden ihm überreichten Bittſchreiben. Ohne die tiefe Verbeugung des Bürgermeiſters nur im

Geringsten zu beachten, redete er ihn finster und hastig an: „Ihr dienet keiner guten Sache! Wir hätten an Euch, als Bürgermeister Unserer Residenz, Uns einer geziemendern Ursache versehen, die Euch zu Uns führet. Könnet Ihr für jedes Wort Rede stehen, was hier geschrieben ist?“

„Ich verhoffe es,“ antwortete Tieffenbach. „Mit Wissen und Willen ist wenigstens in diesem Schreiben nichts enthalten, was dem unterthänigsten Gehorsam gegen Eure churfürstliche Durchlaucht zuwider wäre.“

„Ihr führt eine kühne Sprache, Herr Bürgermeister,“ sagte der Churfürst bittern Tones. „Wer sind diese Verordnete der Bürgerschaft? Kennt Ihr sie?“

„Es sind Alles Ew. churfürstliche Gnaden getreueste Unterthanen,“ erwiderte der Bürgermeister — „und treue Anhänger ihrer Religion.“

„Ja sie sollten es sein,“ setzte der Churfürst schnell hinzu — „aber sie sind es nicht. Es sind unruhige Leute, welche den Kirchenfrieden hassen und lieber in Zwiespalt leben. Wir sind versichert, daß diese Verordnete nicht von sich selbst, sondern blos aus Antrieb einiger Friedensstörer diese Schrift haben abfassen und bei Euch eingeben lassen. Wenn ein Jeder derselben absonderlich befragt werden sollte, würde gewiß nichts anderes herauskommen, als daß sie von solchen wenigen zankſüchtigen, unruhigen Leuten zur Unterschrift und Siegelung überredet und veranlaßt worden. Wisset Ihr, wer dies Supplicat der Bürgerschaft verfasset hat?“

Als der Bürgermeister einige Augenblicke schwieg, weil er mit seinem Gewissen nicht einig werden konnte,

den Namen seines Vetters zu nennen, fiel der Oberpräsident ein: „Form und Inhalt dieses Supplicates sind dem ersten völlig gleich, und da, wie mir versichert worden, der Tuchmachermeister Jung das erste abgefaßt hat, wird er wohl auch Verfasser dieses zweiten sein.“

„Dieserselbe Jung?“ wiederholte der Churfürst — „der Uns bereits seit langem als der friedhässigste und vornehmste Anstifter und Anführer solcher Tumultuanten bekannt ist? Ich befehle Euch, Schwerin, daß Ihr diesen Mann zur besondern Rechenschaft ziehen lasset. — Wie vermag ein solcher Mann zu schreiben“ — fuhr der Churfürst in ungnädigem Tone und mit dem Blick auf die Schreiben fort — „wie die Bürger über unsere Resolution in Sachen Eures ungehorsamen Predigers Gerhardt dergestalt bestürzt worden, daß sie nicht wüßten, ob sie in der Welt, oder außer der Welt lebten, daß sie Alles Ihrige, was sie um- und angehabt, fast dahin gegeben, daß ihnen jetzt das Herz angegriffen und die treuen Seelsorger und Prediger ihrer Religion wollten entzogen werden, daß Niemand von allen Predigern sich wider Uns oder Unsere Religion unverantwortlicher Weise aufgelehnt, und was dergleichen unbesonnene Worte und die sich in der Wahrheit ganz anders befinden, mehr sind? Nun, Herr Bürgermeister, wie wollt Ihr diese Unziemlichkeiten und Unwahrheiten Eures Meisters Jung verantworten?“

Tieffenbach, obgleich durch des Churfürsten strenges und bitteres Wort eingeschüchtert, ermannte sich doch

wieder und sagte: „Wenn der Verfasser dieser Bittschrift in solchen Worten sich Unziemlichkeiten hat zu Schulden kommen lassen, so hat er nicht aus bösem Herzen gefehlet, sondern aus christlichem Mitleide mit dem allerdings traurigen Schicksale des removirten Predigers Gerhardt, und Eure churfürstliche Durchlaucht möge um dieses so natürlichen Herzeleids willen gnädigst über solche Mängel hinwegsehen.“

„Und wenn Ihr Solches zugestehen müsset,“ fuhr Friedrich Wilhelm in demselben ungnädigen Tone fort — „war es denn nicht Eure, des Raths zu Berlin Schuldigkeit, solches Schreiben zurückzuweisen? Aber was schreibet Ihr darüber? „Wir befinden so viele Motive und Rationes in diesem inliegenden Bittschreiben, daß wir unnöthig erachten, denselben noch einige mehr hinzu zu thun.“ — So urtheilet Ihr, der Rath zu Berlin! Wahrhaftig, Uns wundert nicht wenig, daß Ihr nicht allein der Bürgerschaft hierauf, der Gebühr nach, nicht begegnet, sondern auch solche unziemliche und ungegründete Dinge, die Ihr sogar Euch noch erlaubet Motive zu nennen, in Eurem Schreiben gleichsam approbiren, dieselben für genugsam zureichend erkennen könnet. Ihr machet Euch also solcher Unziemlichkeiten und Unwahrheiten mit theilhaftig, indem Ihr sie in Schutz nehmet und sie Uns zuschicket.“

„Durchlauchtigster Churfürst,“ antwortete der Bürgermeister — „Gott ist unser Zeuge, daß weder Rath noch Bürgerschaft Dero Residenz in diesen beiden unterthänigsten Bittschreiben auch nur mit einem Wörtlein hat

gegen die Ehrfurcht und den Gehorsam gegen Ew. churfürstliche Gnaden noch gegen die Wahrheit verstoßen wollen, sondern das Alles ist nur die Sprache demüthig Bittender, deren ganzes Seelenheil und Frieden von dem Verlaufe dieser gehorsamsten Supplik abhängt. Denn, mein gnädigster Herr möge mir zu Gnaden halten, es hat die ganze Bürgerschaft mit uns sich über alle Maßen sehr entsetzet und betrübet, als wir vernommen, daß weder der Prediger Paul Gerhardt ohne Unterschrift des Reverses in sein Amt wieder eingesetzet, noch auch Einer in diesem Lande, und also auch in unserer Stadt soll geduldet werden, der nicht unterschrieben hätte. Nur deshalb hat die Bürgerschaft und namentlich die Gemeinde zu St. Nicolai ein bewegliches und demüthiges Supplicat anderweit uns überreicht, damit wir, der Rath zu Berlin, zugleich mit Eure churfürstliche Durchlaucht erbitten und zur Gnade bewegen möchten.“

Die Gnade des Churfürsten wurde aber durch solche Worte nichts weniger als erbeten; vielmehr warf der Fürst die beiden Schreiben unmuthig auf einen Tisch und ging einige Male heftig bewegt auf und nieder. Dann nahm er das Schreiben der Bürgerschaft abermals zur Hand und sagte: „Wir behalten uns vor, den Concipienten dieses Schreibens ernstlich zu bestrafen, und Ihr, Schwerin, werdet Uns darüber, daß und wie Solches geschehen ist, getreuen Bericht erstatten. Es ist unerhört,“ fuhr der Fürst dann fort — „wie unziemlich dieser Supplicant seine ungegründete Sache führt! Was soll das heißen, daß die Bürgerschaft nicht wisse,

ob sie in der Welt oder außer der Welt lebe? Und ist der Rath Unserer Residenz wirklich so kurzsichtig und unverständig, Solches zu glauben?"

„Gnädigster Herr," antwortete Tieffenbach nicht ohne einen Anflug von Empfindlichkeit — „wo das Herz für die heiligsten Angelegenheiten des Erdenlebens entbrannt ist, kann wohl ein Ausdruck —"

„Versuchet keine Verantwortung, Herr Bürgermeister," gebot der Fürst. „Wir wollen Euch sagen, was in diesem Ausdrucke der Bürgerschaft liegt: eine gräuliche Uebertreibung und Unwahrheit, von dem Verfasser dieses Schreibens erdacht, um Aufruhr zu erregen, wofür er allerdings seine verdiente Züchtigung erhalten soll. Sollte die gesammte Bürgerschaft, wie Wir jedoch nicht hoffen, mit dem Concipienten gleicher Meinung sein, so möge sie wohl zusehen, daß sie sich durch dergleichen unnöthiges Klagen und Lamentiren nicht versündige und Gott den Herrn reize, daß er dann ernstlich solche schwere Zeiten über sie schicken und Das, was sie jetzt fälschlich angegeben, an ihr dann in der That wahr machen müsse."

Die so sehr aufgeregte, ungnädige Stimmung des Churfürsten schlug wenigstens für den Augenblick den Muth des Bürgermeisters völlig nieder, und er stand stumm und mit gesenkten Augen vor seinem Landesherrn. Dieser jedoch wurde durch das stillschweigende Aufnehmen der gemachten Vorwürfe und Anklagen nicht besänftigt, vielmehr nahm er das unglückliche Bittschreiben wieder zur Hand und fuhr fort: „Und was soll das

heißen, daß die Bürgerschaft alles Ihrige, was sie um- und angehabt, fast dahin gegeben habe?"

„Eure churfürstliche Durchlaucht wolle doch gnädigst beherzigen," antwortete nun Tieffenbach — „wie die Bürgerschaft Dero Residenz und alle Lutheraner jederzeit und auch bei den allergrößten und gefährlichsten Zeiten des letzten langjährigen blutigen Krieges doch getreu, gehorsam und beständig geblieben, und sich bis heute also gehalten haben. Eure churfürstliche Durchlaucht hat gnädigst versprochen, die Bürgerschaft einmal von der schweren Kriegslast und Contribution zu befreien; weil aber Solches bis jetzt hat unerfüllt bleiben müssen und genannte schwere Contribution noch immer fortgeht, so hat die Bürgerschaft darauf hinzudeuten sich unterfangen, aber nur, wie ich versichern darf, um dadurch Eure churfürstliche Durchlaucht zu bewegen, sie wolle dafür, weil jene Hoffnung bis jetzt unerfüllt geblieben, in diesem einen Puncte, nämlich der Erlassung der Unterschrift für ihre Prediger, sie gnädigst erhören."

„Also sollte man meinen," sagte der Fürst spöttisch — „die Bürgerschaft Unserer Residenz sei in großer leiblicher Noth? Aber lehrt nicht das tägliche Leben der Bürgerschaft gerade das Gegentheil? Habt Ihr, der Rath zu Berlin, nicht selbst zum Oefteren darüber geklaget, wie unter den Bürgern so großer Luxus und Pracht vorgehe, daß denselben zu steuern höchst nöthig sei? Wird nicht selbst von andern Ländern her oft genug ausgesprochen, daß nirgends größere Pracht und größerer Luxus herrsche, als in den beiden Residenzen Berlin und

Cöln? Und wenn die Einwohner derselben bei den schweren Kriegszeiten zu den allgemeinen Lasten das Ihrige beigetragen haben und jetzt noch beitragen müssen, weil die Wunde des dreißigjährigen Krieges noch lange nicht geheilet ist, so ist das Andern ebenso ergangen. Ja wir hätten Euch, Herr Bürgermeister, nicht erst daran erinnern sollen, daß in der Zeit Unserer Regierung die beiden Städte Berlin und Cöln in größere Aufnahme gekommen sind, als es vor diesem gewesen, und daß, wie der Augenschein genugsam darthut, der Wohlstand Unserer Residenzen sich täglich vermehrt."

„Rath und Bürgerschaft," sagte der Bürgermeister — „erkennen dies jederzeit mit unterthänigstem Danke an. Wir wissen, daß Dero hoher Name der ganzen Welt bekannt ist und weithin in allen Ländern Eure churfürstliche Durchlaucht der große Churfürst genannt wird. Wir sind auch stolz darauf, unter solchem Regimente zu leben, und sollte es, was Gott in Gnaden verhüte, so weit kommen, Eurer churfürstlichen Durchlaucht Regiment gegen auswärtige Feinde zu schützen, so würde keine Hand sich zurückziehen und Alle mit Freuden Gut, Blut und Leben daran setzen. Aber wolle mein gnädigster Herr nur bedenken, daß die Amtsentsetzung gerade des treuesten Seelsorgers einer Gemeinde wohl ans Herz greifen müsse, und daß —"

„Es ist gut," unterbrach der Fürst den Sprecher noch in demselben ungnädigen Tone, wie zuvor — „daß Ihr Uns an diesen fernern Klagepunct in diesem Schreiben erinnert. Daß die Bürgerschaft vorgiebt, wie ihr

jetzt ans Herz gegriffen werde, dadurch, daß ihre treuen Prediger und Seelsorger ihr wollten entzogen werden, Solches ist ebenmäßig falsch. Wir begehren ihnen ihre Prediger nicht zu entziehen, sondern Wir wollen nur, daß sie sich, Unsern Edicten gemäß, des Schmähens, Lästerns, Verketzerns und Verdammens der Reformirten und deren Religion enthalten sollen. Denn Wir werden und können Solches nimmermehr leiden. Ganz falsch aber ist es, wenn der Concipient dieses Schreibens sagt, daß Niemand sich solches Lästerns und Schmähens unserer Religion habe zu Schulden kommen lassen. Denn Ihr wisset gar wohl, wie die berlinischen Prediger selbst Ursach gegeben haben, daß Wir den Revers von ihnen fordern mußten. Denn hätten sich Eure Prediger in Maaß und Grenzen gehalten, so hätten Wir sie wohl gern damit verschont. Das Alles wußtet Ihr, der Rath zu Berlin, und anstatt solche unzeitige und einfältige Supplicanten zurückzuweisen, sie und ihre ungehorsamen Prediger eines Bessern zu belehren, müssen Wir mit schwerem Mißfallen wahrnehmen, daß Ihr, der Rath zu Berlin, solchen Leuten noch beistimmet.“

„Gnädigster Herr,“ sagte nun Tieffenbach. „Es muß uns Allen innigst leid thun, daß wir durch ein Supplicat das ernste Mißfallen churfürstlicher Durchlaucht erregt haben. Wir baten um Gnade und Bittende sind immer Unglückliche; denn unser Erlöser hat gesagt: „Geben ist seliger, denn Nehmen.“ Daß nun durch die begehrte Unterschrift des Reverses unter den luthe-

rischen Gemeinden und ihren Predigern Irrungen entstanden sind, daß die Prediger in ihren Gewissen und die Gemeinden an ihren Predigern irre werden, wird Eure churfürstliche Gnaden ohne mein unziemliches Erinnern wissen. Sollte es nun den also bedrängten lutherischen Gemeinden nur zum Uebeln ausgelegt werden müssen, wenn sie fürchten, es möchte ihnen zuletzt gar die freie Ausübung ihres lutherischen Gottesdienstes entzogen werden?"

„Also auch Ihr, der Rath zu Berlin, theilt solche thörichte Meinung?" fragte Friedrich Wilhelm mit bitterem, fast verächtlichem Lächeln. „Wahrhaftig, da wundert Uns fast nicht mehr, daß Ihr den Leuten diese Scrupel nicht benommen habt. So beliebt uns denn zu sagen, Herr Bürgermeister, was Wir noch gar nicht wissen. Wo und wie wird denn der Bürgerschaft die freie Ausübung ihres lutherischen Gottesdienstes entzogen? Sind ihnen ihre Kirchen zugeschlossen worden? Hat die lutherische Lehre Anfechtung erlitten? Seid Ihr etwa gezwungen worden, den reformirten Glauben anzunehmen? Oder vielleicht habt Ihr, der Rath zu Berlin und die Bürgerschaft eine ganz eigene Meinung von lutherischer Religionsfreiheit! Vielleicht versteht Ihr darunter, daß Eure lutherischen Prediger freie Macht behalten sollen, die Reformirten und ihre Religion nach ihrem Gutdünken zu verlästern, zu verketzern und zu verdammen? Haben Wir denn nicht in Unsern Edicten auch den Reformirten alles Verketzern und Verdammen der Lutherischen untersagt? Haben Wir nicht Allen volle

Freiheit gelassen, daß ein jeder Theil seine Lehre öffentlich bekennen und mit dem Evangelio streitende Lehren widerlegen könne, wenn es nur mit christlicher Bescheidenheit geschieht, wenn nur dem andern Theile nichts aufgebürdet wird, wozu sich dieser nicht versteht? Das Alles wisset Ihr, und doch setzet Ihr Euch in Worten und Werken dagegen.“

Obgleich der Bürgermeister nun schon völlig überzeugt war, daß er nichts ausrichten, sondern vielmehr die ganze Ungnade des Churfürsten mit sich nehmen würde, so wollte er doch noch einmal das Wort der Bitte versuchen und sprach: „Durchlauchtigster Churfürst, haben wir in solchem Vorbringen, obgleich gewiß mehr den Worten, als den Gedanken nach, gefehlet, so bitten wir unterthänigst und gehorsamst um Vergebung. Die nächste Ursache zu diesem erneuerten Bittschreiben war die Amtsentsetzung unseres Predigers Paul Gerhardt. Da nun Eure churfürstliche Durchlaucht die Enthaltung alles Scheltens und Schmähens der reformirten Lehre als die Bedingung setzet, unter welcher allein die Prediger uns erhalten bleiben sollen und ich und die ganze Bürgerschaft in aller Wahrheit versichern können, daß dieser Paul Gerhardt sich dieses Vergehens nie und nimmer schuldig gemacht hat und nach dem christlichen Gemüthe dieses Mannes sicherlich zu hoffen steht, daß er auch ohne Unterschrift des Reverses den Edicten treulich nachkommen werde, so wollte ich Eurer churfürstlichen Durchlaucht in aller Unterthänigkeit nochmals die Bitte ans Herz zu legen mich unterstehen, diesen

Paul Gerhardt gnädigst wieder in sein Amt einzusetzen.“

„Und ohne Unterschrift des Reverses?“ fragte der Churfürst rasch.

„Ja, gnädigster Herr,“ antwortete Tieffenbach. „Der Prediger Gerhardt ist nun einmal durch sein Gewissen gebunden; und seine Freudigkeit im Amte und in der Lehre würde verloren gehen, wäre sein Gewissen gestört. Und —“

„Redet nicht weiter!“ gebot der Churfürst streng. „Wir haben ohnedies Euch schon zu große Geduld erwiesen. Wir verbleiben bei Unserer vorigen Resolution und können Euren Paul Gerhardt ohne Ausstellung des Reverses nicht wieder einsetzen. Es ist Uns ohnedies zu Ohren gekommen, daß dieser Prediger Gerhardt trotzdem, daß er seines Amtes entsetzet ist, in seinem Hause Gottesdienst gehalten hat und somit fortfährt, Uns zum Trotze seines Amtes zu warten und nun im Geheimen desto mehr Unsern Glauben zu schmähen. Wir behalten Uns darüber weitere Untersuchung vor.“ —

Nach einer Weile, in welcher der Churfürst mit Zornesblicken auf und ab schritt, fuhr er fort: „Gleichwie Wir Euch bei der Freiheit Eurer lutherischen Religion allezeit zu lassen gnädigst gemeint sind, so können Wir auch dagegen in Unsern Landen Unsere reformirte Religion von Euren lutherischen Predigern durchaus nicht verlästern, verketzern, verdammen und dadurch allerhand Streit und Zwietracht stiften lassen. Und wer sich Solchem nicht bequemen und gehorsamen will, der

mag in ſolche Länder ziehen, wo ihm Solches verſtattet wird. Eurer Bürgerſchaft aber befehlen Wir Euch anzudeuten, daß ſie ſich um Unſere Edicte, welche nicht die Gemeinden, ſondern nur die Prediger angehen, nicht zu bekümmern noch darein zu miſchen habe, ſondern daß ſie lieber ihres Handwerkes und ihrer Nahrung abwarten ſolle. Euch aber, dem Rath zu Berlin, befehlen Wir, künftig dergleichen Supplicate abzuweiſen und Eure Prediger zur Ausſtellung des Reverſes anzumahnen, und dieſelben durch Euer unnöthiges Einſchreiten in ihren unbefugten und muthwilligen Klagen nicht zu verſtärken. Ihr ſeid entlaſſen.“

Tieffenbach, obgleich von dieſer ſchweren Ungnade belaſtet, wollte doch noch einmal ſeine Bitte für Paul Gerhardt wiederholen, allein als er den ernſten und ſtrenggebietenden Blick des Churfürſten gewahrte, entſank ihm der Muth und mit tiefer Verbeugung verließ er das fürſtliche Gemach.

Cap. 9.

Der Verhaftsbefehl.

Was wollen wir denn hiezu sagen? Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?

Röm. 8, v. 31.

Als Tieffenbach aus der Schwanenburg in seine Herberge zurückkehrte, war seine Seele mit Schmerz und Trauer erfüllt, darüber, daß die gethane Fürbitte eine gar so ungünstige Aufnahme gefunden hatte, und somit für Paul Gerhardt nichts mehr zu hoffen war. Zu gleicher Zeit mußte Tieffenbach um seinen Vetter, den Meister Jung, ernstlich besorgt sein; denn der Churfürst hatte zu bestimmt und wiederholt die Bestrafung des Concipienten jenes unglücklichen Bittschreibens ausgesprochen; und obgleich Jungs Autorschaft bis jetzt nur vom Oberpräsidenten gemuthmaßet wurde, so wußte der Bürgermeister doch zu gut, daß darüber bald völlige Gewißheit würde ausgemittelt werden. Und bei dem erregten Zorne des großen Churfürsten war es nicht abzusehen, welche schwere Folgen dies für den armen

Meister bringen könne. Tieffenbach war gesonnen, augenblicklich wieder abzureisen; aber unglücklicher Weise fand er seine Reisebegleiter nicht zu Hause. Das ungewöhnlich freundliche Wetter eines zeitigen Frühlingstages hatte die Drei auf ihrer Wanderung in der Umgegend der Stadt länger zurückgehalten, als sie anfangs dachten, und als sie endlich zurückkehrten, war der Abend so nahe herangerückt, daß für heute an eine Abreise nicht zu denken war. Meister Jung war übrigens auf den Gedanken gekommen, kurz vor dem Wirthshause sich von den beiden Frauen zu trennen, um noch eine kleine Wanderung durch die Straßen und Märkte der Stadt zu machen; und da die Frau Bürgermeisterin sich zu ihrem Gatten ins Zimmer begab, traf es sich, daß Dorothea in dem ihrigen allein war und die Rückkunft ihres Vaters abwartete.

Da nahten sich bald darauf Tritte gegen die Thüre; schon wollte Dorothea, in der Ueberzeugung, es sei ihr Vater, diesem entgegeneilen, als ein leises Klopfen sie eines Andern belehrte. Und noch ehe sie die nöthige Fassung gewinnen konnte, schob sich durch die Thürspalte das hagere, süßlächelnde Angesicht des Geheimschreibers Stolpe. „Ich weiß, ehrsame Jungfer Dorothea," hub er an, „daß mein Eintritt Euch unwillkommen ist, auch mag es sich nicht geziemen, daß ein Mann zu so später Abendstunde bei einer ehrbaren Jungfrau einen Besuch macht. Indeß konnte ich theils nicht ahnen, daß Ihr allein seid, theils möchte auch in der freundschaftlichen Sorge um Euren Vater die Entschul-

digung meines unziemlichen Besuches von Euch freundlichst angenommen werden.“

„Um meinen Vater?“ wiederholte die Jungfrau zitternd, und doch gewissermaßen froh, daß sie ihre eigene Angst in der Besorgniß um ihren Vater verbergen konnte. — „Ist ihm irgend ein Unglück geschehen?“

„Das wohl noch nicht,“ tröstete Stolpe — „indeß wäre es möglich.“

„Und das sagt Ihr mir so ruhig?“ rief Dorothea aus. „Wo ist mein Vater? Wo ist der Herr Bürgermeister?“ Und dabei wollte sie das Zimmer verlassen.

„Wenn Ihr von hinnen geht,“ sagte der Geheimschreiber ganz ruhig — „so könntet Ihr leicht das Unglück unabänderlich herbeiführen. Nur wenn Ihr bleibet und mir einige Augenblicke geneigtes Gehör geben wollt, könnte das fragliche Unglück vermieden werden.“

„Ihr täuscht mich,“ sagte das Mädchen. „Ihr seid unbarmherzig, das Herz einer Tochter in solchen Zwiespalt zwischen Furcht und Angst zu setzen. Gestehet mir, daß Ihr mich täuschet, und ich will Euch Euren allerdings unziemlichen Eintritt vergeben und unter der Bedingung, daß Ihr mich augenblicklich wieder verlasset.“

„Das wäre zu viel gefordert,“ entgegnete Stolpe. „Denn das Erste wäre ein Vergehen gegen die Wahrheit, die mir stets heilig ist, und das Zweite eine unverdiente Strafe meiner freundlichen Gesinnung gegen Euch.“

„Nun, wenn Ihr bleiben wollt, so werde ich

gehen,“ sprach Dorothea entschieden und schritt nach der Thüre.

„Ich kann Euch Solches allerdings nicht hindern,“ sagte Stolpe ruhig und lächelnd. „Indeß eben so gewiß, als Ihr mich kalt und lieblos zurückstoßet, eben so gewiß kann ich Euch sagen, daß Euer Vater unrettbar verloren ist, wenn Ihr gehet.“

„Ihr seid ein Lügner,“ schalt das Mädchen — „und seid herzlos genug, nun die Angst eines Weibes zu Eurem Vortheile zu benutzen.“

„Selbst wenn Ihr scheltet, kann ich Euch nicht zürnen,“ entgegnete der Geheimschreiber. — „Indeß um Euch das scheinbare Räthsel zu lösen, darf ich Euch nur sagen, was sich ereignet hat. Ich habe so eben von meinem gnädigen Herrn Oberpräsidenten den Auftrag erhalten, den Namen Eures Vaters, des Meisters Jung, in ein gewisses Buch aufzuzeichnen; und wessen Namen darinnen steht, dem ist eben keine freundliche Zukunft beschieden. In den nächsten Tagen kehren wir nach Berlin zurück, und dort wird mein erstes Geschäft sein, die Ausfertigung eines Verhaftsbefehles des Meisters Jung, Eures Herrn Vaters.“

„Ihr seid ein herzloser, grausamer Lügner,“ wiederholte Dorothea in ihrer Angst. — „Was könnte mein armer Vater verbrochen haben, daß er sollte ins Gefängniß geworfen werden?“

„Ich bin allerdings,“ antwortete Stolpe — „um es Euch nochmals zu versichern, ein zu niedriger Diener meines gnädigen Herrn, als daß ich dessen Amtsgeheim-

niſſe zu erfahren würdig wäre; indeß iſt mir doch ſo viel mitgetheilt worden, daß die Sache mit dem Beſuche Eures Vaters in jenem Wirthshauſe an der langen Brücke zu Berlin und mit Dem zuſammenhängt, was daſelbſt in Betreff des Predigers Gerhardt geſprochen und geſchrieben worden iſt. Euer Vater muß doch dabei Aeußerungen gethan und niedergeſchrieben haben, welche einen Verhaftsbefehl gegen ihn rechtfertigen."

Dorothea mußte, ſo ſehr ſie dem heuchleriſchen Weſen des ihr verhaßten Mannes mißtraute, doch in ihrem Herzen zugeben, daß bei dem Eifer ihres Vaters für die lutheriſche Sache die Mittheilung Stolpe's auf Wahrheit beruhen könne. Darum ſagte ſie: „Wenn es alſo wäre, was Gott gnädig verhüten mag, ſo ſprecht, wie wäre es möglich, meinen Vater zu retten?"

„Das könnte auf mannigfache Weiſe geſchehen," ſagte der Geheimſchreiber. „Das Allernatürlichſte wäre, daß Euer Vater dafür ſorgt, daß er nicht aufzufinden iſt. Er könnte entweder in Berlin einen ſichern Verſteck aufſuchen, oder noch ſicherer eine Zeit lang in einem fremden Lande ſich aufhalten, bis ſich der Zorn unſers großen Churfürſten gelegt hat."

„Und das," fragte Dorothea, die ihre Faſſung bald wieder gewonnen hatte, ſchnell und mit dem Ausdruck der Geringſchätzung — „das würdet Ihr wirklich meinem Vater rathen? Wer vor dem Gerichte flieht, vor das er geladen iſt, iſt der nicht ſchuldig und feig zugleich? Mein Vater kann aber weder das Eine noch das Andere ſein. Aber ſelbſt dann, wenn mein Vater viel-

leicht aus Mißtrauen gegen ein partheiisches Gericht Berlin eine Zeit lang verlassen könnte, so sehe ich nicht ein, Herr Secretär, wie diese Rettung auf Eure Rechnung geschrieben werden könnte.“

„Es schmerzt mich sehr tief,“ entgegnete Stolpe in schmerzlichem Tone — „welche Freude es Euch zu machen scheint, ehrsame Jungfer, mich auch des kleinsten Ruhmes zu entkleiden, den ich etwa vor Euch haben könnte. Indeß dürfte doch hierbei noch ein Umstand Berücksichtigung verdienen, der von einiger Bedeutung zu sein scheint. Wäre der Gedanke an eine Rettung durch die Flucht etwa von Euch, Jungfer Dorothea, Eurem Vater gegeben und augenblicklich ausgeführt worden, so hätte ich allerdings die Gelegenheit verloren, Euch zu dienen. Allein eine Anzahl zufälliger Umstände, nämlich, daß Euer Vater die Gefahr, in der er schwebt, noch nicht ahnet, daß der gnädige Herr Oberpräsident ebenfalls noch nicht weiß, daß Euer Vater in Cleve anwesend ist, daß aber diese Mittheilung von mir natürlich in Kurzem gemacht werden kann, daß dann es leicht möglich ist, daß Euer Vater entweder sogleich hier in Cleve seinen unfreiwilligen Aufenthalt nehmen, oder daß er auf seiner Rückreise nach Berlin sich die allerdings etwas unangenehme Begleitung zweier Gerichtsdiener gefallen lassen müßte, dazu der zufällige Umstand, daß ich, obgleich mit widerstrebendem Herzen, doch in schuldiger Amtstreue bereits Einleitung dahin getroffen habe, daß Euer Herr Vater nicht unbewacht dieses Haus verlassen kann, und zuletzt, daß es nur von meiner geringen Per-

son abhängt, diese geheimen und unangenehmen Wächter zu entfernen. — diese kleinen zufälligen Umstände dürften doch von einiger Bedeutung sein.“

„Und das zählt Ihr mir so ruhig auf,“ sagte die Jungfrau mit verächtlicher Geberde — „als handle es sich um ein Kinderspiel! Gott schütze meinen armen Vater vor der Schmach, Euch seine Rettung zu verdanken, wenn anders Eure ganze Erzählung nicht ein Gewebe von Lug und Trug ist.“

Der Geheimschreiber, welcher zu der seltenen Classe von Menschen zu gehören schien, die gar nicht beleidigt werden können, antwortete in aller Freundlichkeit: „Ihr beliebt zu scherzen, wertheste Jungfrau Dorothea, und falls Ihr bei dieser Ansicht beharrtet, wäre es allerdings beklagenswerth, daß eine liebende und gehorsame Tochter nur deshalb ihren Vater nicht rettete, weil sie den wohlgemeinten guten Rath eines ihr verhaßten Mannes verschmähte. Da ich nun das Unglück haben soll, für meine Freundlichkeit nur Schmähung zu empfangen, so erlaubt, daß ich Euch verlasse und nur den beiden Männern, welche in der Hausflur meiner Befehle harren, die nöthige Instruction ertheile.“

Und dabei schickte Stolpe sich an, in aller Ruhe und Freundlichkeit das Zimmer zu verlassen. Dieser wahrhaft entsetzliche Gleichmuth erschütterte aber Dorotheens Seele. Die verzögerte Rückkehr ihres Vaters erschien ihr plötzlich als Unheil verkündend; und, wie das menschliche Herz in seiner Schwachheit ist — hat nur

einmal die geringste Furcht darin Raum genommen, so schreitet die Aengstlichkeit mit Riesenschritten vorwärts und Glied an Glied setzt sich unaufhaltsam an die schwere Kette, welche die arme Seele in Fesseln schlägt. Dorothea dachte an den allerdings großen und unvorsichtigen Eifer ihres Vaters für die lutherische Sache, an den ihr bekannten ernsten Willen des Churfürsten, selbst durch Hilfe äußerer Gewalt den Kirchenfrieden zu erzwingen, sie dachte an die liebloſe und unbarmherzige Vertreibung des Archidiaconus Reinhart, an die Absetzung ihres geliebten Gerhardt, sie dachte daran, wie ihr Vater allerdings schon wegen seiner Aeußerung vor Gericht gestanden und gewarnt worden war, bei Vermeidung ernstlicher Ahndung seinen lutherischen Eifer zu zügeln — sie dachte an die heimtückische Gewalt des Mannes, der vor ihr stand — und so füllte sich mit einem Male ihre Seele mit einer Angst und Bangigkeit, der sie nicht Herr werden konnte und der Vorwurf Stolpe's, daß sie den ihr gebotenen Weg der Rettung ihres Vaters verschmähe, lastete schwer auf ihrem Gewissen. „Bleibet," rief sie dem Geheimschreiber in aller Angst ihres Herzens zu — „bleibet noch! Ihr seid ein entsetzlicher Mann, Herr Stolpe! Wenn es wirklich so wäre, wie Ihr saget," wenn meinem armen Vater wirklich eine Gefahr drohete, die Ihr von ihm abwenden könntet, warum thut Ihr es nicht?"

„Warum ich es nicht thue?" wiederholte Stolpe zurückkehrend und in seiner süßen Freundlichkeit. „Wertheste Jungfer, die Menschen sind schwache Wesen. Wer

da säet, der will doch auch gern ärnten; wo Mühe und Arbeit ist, da darf der Lohn nicht fehlen.“

„Schweigt,“ rief ihm schnell die Jungfrau zu. „Das ist also Eure Absicht? Pfui über Euch, daß Ihr für ein Wort der Menschenfreundlichkeit Lohn verlanget!“

„Ihr verstehet mich ohne Zweifel nicht recht,“ entgegnete Stolpe mit unerschütterlicher Ruhe. „Und falls Ihr mir anders noch einige Augenblicke zu bleiben verstattet, möchte ich wohl Euch eine nähere Erklärung geben. Aus dem Tone Eurer Worte und aus den Mienen Eures im Zorne so lieblichen Angesichts schließe ich gewiß nicht mit Unrecht, daß Ihr mir böse und schändliche Gedanken zutrauet. Da kränket Ihr mich tief, wertheste Jungfrau. Es ist wahr, ich liebe Euch, und diese Liebe ist mein Unglück. Seitdem ich Euch das erste Mal sah, habe ich meine Ruhe und meinen Frieden verloren. Ihr habt, wie man spricht, mir es angethan. Dies ist nun aber für mich um so schmerzlicher, als ich leider weiß, daß Ihr mich hasset, und daß Ihr in diesem Hasse Alles zusammensuchet, was Eure Verachtung gegen mich nähren und vermehren kann. Wenn ich nun trotzdem meine Seele, die in Euren Banden gefangen liegt, nicht befreien kann und, wie Ihr doch wohl werdet bemerkt haben, alle Bitterkeit und Schmähung von Euch ruhig und ohne alle Wiedervergeltung hingenommen habe, so möget Ihr zunächst daraus absehen, daß meine Liebe zu Euch keine flüchtige Neigung ist, sondern daß sie meine ganze Seele umfasset. Werdet mir nicht böse darüber, liebe Jungfer; denn indem ich Solches

Euch auseinanderſetze, bin ich doch eben nicht beneidenswerth.“

„Ihr könnt mir nun nichts Neues mehr ſagen,“ ſprach Dorothea mit Würde — „und da Ihr meine Geſinnung in dieſer Angelegenheit kennt, ſo möget Ihr jetzt Euren Abſchied nehmen. Möge nun kommen über mich und meinen armen Vater, was uns bereitet iſt, Gott wird uns doch wohl nicht verlaſſen. Gehet, Herr Secretär, und thut, was Euch Euer Amt gebietet.“

„Ihr habt mich nicht ausreden laſſen,“ fuhr Stolpe ruhig fort — „darum bitte ich Euch nur noch um einige Augenblicke Gehör. In der Geſchichte des menſchlichen Herzens giebt es zahlreiche Beiſpiele, daß die Gefühle und Empfindungen wechſeln, daß ſich eben ſo gut Liebe in Haß, als Haß in Liebe verkehren kann. Warum ſollte alſo dies nicht auch bei Euch möglich ſein? Ich bitte für jetzt um nichts, als daß Ihr dieſe meine Hoffnung nicht für alle Ewigkeit zu Schanden machen möget, daß Ihr die Möglichkeit einer freundlichen Geſinnung für mich nicht völlig in Abrede ſtellet. Denn wahre Liebe iſt geduldig und langmüthig. Ich bitte um nichts, als daß Ihr mir dieſe Möglichkeit zugeſtehet, und daß Ihr mir in deren Folge erlauben möget, Euch von Zeit zu Zeit in aller Ehrbarkeit aufzuwarten. Und wenn mir auch erſt nach Jahresfriſt das erſte Wort, der erſte Blick von Euch zu Theil würde, der mir ſagte, daß Euer Haß gegen mich nur um ein Weniges abgenommen hat, ſo wäre ich überreichlich belohnt.“

„Es iſt nun genug,“ ſagte Dorothea ernſt und veſt.

„Ich habe zur Wahrung meiner Ehre Euch schon zu lange Gehör gegeben. Wisset, Herr Geheimsecretär, die Liebe ist kein Menschenwerk, sondern der Hauch Gottes in unserm Herzen. Was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden, was aber Gott geschieden hat, das soll der Mensch nicht zusammenfügen wollen. Gehet nun, wenn Ihr noch Achtung vor einem Weibe habt, welches zu einer solchen Sprache gegen Euch gezwungen wird. Gehet und thut, was Eures Amtes ist. Gott wird unser Schutz und Trost sein.“ —

„Wie schön seid Ihr, wenn Ihr zürnet und strafet,“ sagte Stolpe in schmeichelndem Tone. Doch schnell, als er gewahrte, wie diese Aeußerung den Unwillen der Jungfrau erhöhte, und fast ärgerlich über sich selbst, auch nur für einen Augenblick aus seiner Rolle gefallen zu sein, lenkte er wieder ein und fuhr fort: „Wüßtet Ihr, wie schmerzlich mich die Erinnerung an die Pflichten meines Amtes berührt, Ihr würdet dies nicht so ruhig thun können. Ich bin der willenlose Diener eines mächtigen Herrn, der seinerseits wieder des Churfürsten Diener, obgleich auch einflußreicher Rathgeber ist und sich sogar der besondern Freundschaft desselben rühmen kann. Was aber mir geboten wird, muß ich in Ausführung bringen, und wenn dabei mein Herz blutete. Will ich Andern dienen, so ist dies nur möglich durch Ungehorsam gegen meinen Herrn, und die Folge davon würde sein, daß ich meines Amtes entsetzt werde. Und doch wie gern würde ich dies Opfer bringen, wie gern mich weit größern Gefahren aussetzen — um Euret-

willen. Der Herr Oberpräsident weiß nicht, daß Euer Vater hier in Cleve anwesend ist, er hat eben — und die Achtung und Liebe zu Euch möge diese meine Verletzung eines Amtsgeheimnisses entschuldigen — bereits den Befehl unterzeichnet, der Euren Vater sogleich nach seiner Rückkunft in Berlin zur Haft bringt. Dieser Befehl ist in meinen Händen — und hier mögt Ihr ihn lesen.“

Gegen ihren Willen, dem Secretär noch weitere Aufmerksamkeit zu schenken, richteten sich Dorotheens Blicke auf das vorgehaltene Papier; und als sie wirklich darauf den Namen ihres Vaters, das große churfürstliche Siegel und den ihr bekannten Namenszug des Oberpräsidenten gewahrte, erschrack sie durch und durch. Bisher hatte sie immer noch an der Wahrheit der ihr gemachten Mittheilungen gezweifelt, und da sie die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit nicht leugnen konnte, Alles für das trügerische Gewebe des ihr verhaßten Mannes gehalten; aber diese Ueberzeugung von der Wirklichkeit war zu schlagend und niederdrückend, als daß sie sich noch mit falschen Hoffnungen täuschen konnte. In der Angst ihres Herzens rief sie aus: „Entsetzlicher Mann, was wollt Ihr nun thun?“

„Hättet Ihr gefragt,“ sagte Stolpe — „was ich thun muß, so würde ich Euch antworten müssen: Euren Vater hier in Cleve zur Haft bringen, von der geschehenen Verhaftung Anzeige machen und abwarten, ob Meister Jung hier vor Gericht gestellt, oder gefangen nach Berlin gebracht werden soll.“ —

„Haltet ein,“ unterbrach die Jungfrau den Geheimschreiber, und an der Unruhe und Angst ihrer Stimme gab sich der volle kindliche Schmerz um den theuern Vater kund, so daß mit einem Male all' ihr früherer Muth dahin war. „Haltet ein,“ sprach sie — „Euch ist es ein Geringes und Kleines, ein Menschenherz zu durchbohren. Ihr nähret Euch von dem Hasse und der Angst, die Ihr einflößet, Euch ist es Seelenweide, zu vernichten und zu zerstören.“

„Ich verzeihe Euch diese bittern Worte,“ antwortete Stolpe ruhig. „Es ist der Schmerz eines Kindes um den Vater, und solcher Schmerz hat besondere Vorrechte. Auch habe ich Euch, ehrsame Jungfer, nur gesagt, was ich thun müßte, wenn Ihr mich darum gefragt hättet. Da Ihr aber fraget, was ich thun will, so antworte ich Euch: Euren Vater retten! Meister Jung kehrt entweder eiligst nach Berlin zurück und bezieht dort für eine Zeitlang ein verborgenes Quartier, oder er begibt sich sogleich von hier aus über die Landesgrenze, was in wenigen Stunden zu bewerkstelligen ist. Komme ich nach Berlin zurück und ich finde Meister Jung in seiner Behausung nicht, nun, wer weiß denn, wo er sich aufhält? Abwesende Personen können nicht verhaftet werden.“

„Wahrhaftig, Euer Rath ist gut,“ rief Dorothea aus, welche in der Angst und Besorgniß um die Freiheit ihres Vaters ganz vergaß, mit wem sie redete. — „Ja, Ihr habt Recht, das muß mein armer Vater thun. Ich werde mit ihm gehen, und ging er an das äußerste Meer.“

„Wie freut mich diese Kindesliebe," sprach der Geheimsecretär. „Indeß muß ich mir doch erlauben, noch hinzuzusetzen, daß diese von mir angedeutete Rettung Eures Vaters an gewisse Bedingungen geknüpft ist, die ich Euch schon mitzutheilen erlaubte. Rettung um Rettung, liebe Jungfer, Wohlthat um Wohlthat, — Liebe um Liebe." —

„Schweiget, Elender," gebot Dorothea, die durch diese Worte ihre vorige Fassung wieder gewonnen hatte. „Jetzt verstehe ich Eure niedre Seele. Ich Verblendete, daß ich nur einen Augenblick vergessen konnte, wer mit mir redet! Wollt Ihr Seelen retten um solchen Preis? Gilt Euch die Liebe für die Waare eines Mäklers, um die man handelt und feilscht? Weichet von mir! Eher den Tod, ja eher noch vermag ich den Anblick meines Vaters in Ketten und Banden zu ertragen, als daß ich nur die leiseste Berührung Eurer Hand zu dulden vermöchte."

„Nun, wie Ihr wollt," sprach Stolpe ruhig, und dabei öffnete er die Thür und rief zweien Männern, die vor derselben standen, zu: „Gehet hinab vor's Haus, und wartet dort meiner Befehle! Ehrsame Jungfer Dorothea," — wandte er sich dann ruhig an diese — „ich habe die Ehre, Euch zu grüßen." Und mit diesen Worten nahm er unter tiefer, süß-freundlicher Verbeugung seinen Abschied.

Die Seele des armen Mädchens ward von tausend Qualen durchschnitten; Haß und Liebe, Furcht und Hoffnung, Angst und Ergebung kämpften mit ein-

ander. Der Vorwurf Stolpe's, die Rettung ihres Vaters verschmäht zu haben, belastete aber doch ihr Kindesherz mehr als alles Andere; ja sie mußte sich jetzt sogar zugestehen, daß nur die Sorge für das eigene Wohl sie hatte an der Liebe zu ihrem Vater sündigen lassen. Und so wie dieser Gedanke in ihrer Seele laut geworden war, breitete sich die volle Pein folternd über sie aus, und Schaam, Schmerz und Reue zwangen sie zu dem Ausrufe: „Schmach über mich, ich habe gesündigt.“ Und fast in verzweifelnder Hast stürzte sie durch die Thüre; noch war es Zeit, den Secretär zurückzurufen — sie sah, wie Stolpe mit den beiden Männern die Treppe hinabging. Sie wollte rufen: „Herr Stolpe,“ aber das Wort wollte nicht über ihre Lippen; ihr ganzer Leib zitterte und ein Angstschrei drängte sich aus der Beklommenheit ihres Herzens. Als Stolpe dies hörte, und beim Zurückschauen die Jungfrau gewahrte, wie sie bleich und zitternd das Treppengeländer umfaßte, um nicht zusammenzubrechen, eilte er schnell die Treppe wieder hinauf. Dorothea hatte nur noch die Kraft, auszurufen: „Rührt mich nicht an!“ — aber auch im selben Augenblicke tönte eine Stimme in der Hausflur: „Was ist denn geschehen?“

„Barmherziger Gott,“ rief Dorothea aus — „das ist mein Vater!“ — und diese veränderte Scene gab ihrer wankenden Seele die volle Kraft zurück. Mit wenig Schritten war Meister Jung die Treppe hinan und die Tochter in seine Arme fassend und den Blick auf Stolpe gerichtet, sprach er im Tone wilden Zornes:

„Gott sei Eurer Seele gnädig, wenn Ihr meinem Kinde ein Leides gethan habt.“

„Nein, lieber Vater,“ sagte Dorothea — „mir nicht, aber Dir will er ein Leides thun.“

„Meister Jung,“ sprach nun der Secretär und auf dessen Wink zogen sich die beiden Männer in die Hausflur hinab — „vielleicht gefällt es Euch, mir auf wenige Augenblicke den Wiedereintritt in Euer Zimmer zu gestatten. Ich hoffe, Eure Tochter wird Dem nicht entgegen sein.“

Als Dorothea in der erneuerten Hoffnung auf die Rettung ihres Vaters auch auf keinerlei Weise die zuletzt gesprochenen Worte Stolpe's Lügen strafte und ins Zimmer voranschritt, lud Meister Jung den Secretär, wenn auch mit sichtbarem Widerstreben seiner Seele, zum Eintritt ein. „Was wollt Ihr, Herr Geheimschreiber?“ fragte er fast barsch.

Der Secretär zog ein Papier hervor, überreichte es dem Meister und sprach: „Kennt Ihr das? Im Namen des Churfürsten — Ihr seid ein Gefangener!“

„Warum?“ rief Jung aus. „Welches Verbrechens klagt man mich an?“

„Antwort darauf liegt nicht in meinem Auftrage,“ entgegnete Stolpe. „Vor Gericht werdet Ihr Solches erfahren, wenn Ihr es anders nicht selber wisset.“

Der Meister prüfte streng und genau den Verhaftsbefehl, und da er an der Aechtheit desselben nicht zweifeln konnte, gab er ihn dem Secretär zurück und sprach:

„Ich unterwerfe mich diesem Befehle. Sagt, wohin soll ich gehen?“

Da warf sich Dorothea an des Vaters Brust und sprach unter lautem Weinen: „Du willst gehen? Vater, kannst Du so ruhig Dein Kind verlassen? Kannst Du wirklich hier in fremder Stadt Dein Kind dem Jammer, der Schmach, der Verzweiflung preisgeben?“

„Mein Kind,“ antwortete Jung vest und ernst, „die Schrift sagt: Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat. Es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott geordnet. — Da wird auch dieser selbe Gott, mit dessen Zulassung ich von Dir getrennt werde, Dich nicht verlassen und versäumen. Du bist nicht allein hier; unser hochedler Vetter Tieffenbach und seine gute Gattin werden sich Deiner annehmen. Sagt, Herr Secretär, wohin habt Ihr Befehl, mich zu führen?“

Nach einigem Zögern antwortete Stolpe: „Meister Jung, ich weiß, Ihr glaubet mir in keinem Worte, Ihr gefallt Euch darin, unter bittern Vorwürfen meinem Herzen und Gewissen Das aufzubürden, was allein mein Amt von mir fordert. Mögt Ihr nun jetzt Dies oder Jenes aufs Neue thun, — genug ich sage Euch: Ihr könnt noch gerettet werden.“

„Und wie?“ fragte Jung verächtlich — „und durch wen?“

„Durch mich“ — antwortete der Secretär.

„Durch Euch?“ wiederholte der Meister unter spöttischem Lächeln. „Die Hilfe, die Ihr anbietet und bringt, kann kein ehrlicher Mann, kann besonders kein

lutherischer Bürger annehmen. Bin ich schuldig, so will und muß ich meine Strafe leiden, bin ich unschuldig, so werde ich gerettet werden ohne Euch.“

So wenig diese Aeußerungen den Secretär willig und gütig stimmen konnten, so sehr unterdrückte er den aufwallenden Ingrimm und sprach: „Meister Jung, ich kann Euch so viel sagen, daß Eure Theilnahme an den Versammlungen der lutherischen Bürger zu Gunsten Eures Predigers Gerhardt, und was Ihr dabei möget gesprochen oder geschrieben haben, die nächste Ursache Eurer Verhaftung ist. Es steht zu befürchten, daß die Strenge unsers Churfürsten in dieser Kirchensache Euch auf lange Zeit Eurer Freiheit berauben dürfte. Eure Verhaftung ist ein Unglück für die Bürgerschaft, die in Euch ihre besondere Stütze erkennt. Es ist Eure Schuldigkeit, Euch zu retten, wo Ihr noch könnt. Und das könnt Ihr! Niemand in Cleve weiß, daß Ihr hier seid, außer mir allein; ich habe selbst den beiden Männern, die Ihr in der Hausflur gesehen habt, verschwiegen, welchen Auftrag ich habe, und wer Ihr seid. Gehet jetzt mit Eurer Tochter frei von hinnen, haltet Euch, wo Ihr wollt, eine Zeit lang im Verborgenen auf und ich werde meinem gnädigen Herrn, dem Oberpräsidenten, die Mittheilung machen, daß Ihr nirgends aufzufinden seid.“

„Und welchen Preis verlangt Ihr dafür?“ fragte Meister Jung spöttisch. — „Denn ohne Euren besondern Nutzen thut Ihr doch Nichts.“

„Ja, ich leugne es nicht,“ antwortete Stolpe.

„Gerade für dieſes Liebeswerk möchte ich nicht ohne Lohn bleiben. Ich verlange nichts, als daß Ihr aufhöret, mir feindlich geſinnt zu ſein und daß Ihr mir die Hoffnung ausſprechet, zu einer beſſern, wenn auch ſpätern Zeit, in Eurem Hauſe eine freundliche Aufnahme zu finden.“

„Nimmermehr!“ rief Jung heftig aus. „Ein Mann wie Ihr, der mich ſchon einmal verrathen hat, verräth mich auch das zweite Mal, wenn der Lohn dafür annehmlich erſcheint! Warum ſoll ich flüchten? Nur der Feige, den ſein Gewiſſen verklagt, entzieht ſich ſeinen Richtern. Mein Gewiſſen aber iſt frei. Was ich gethan, geſprochen und geſchrieben habe, werde ich vor Gott und der Welt verantworten. Ich habe nichts gethan, als was die Treue im Evangelio von jedem lutheriſchen Bürger in dieſer traurigen Zeit fordert. Werde ich deshalb von partheiiſchen oder irregeleiteten Richtern für ſchuldig und ſtrafbar erkannt, ſo will ich willig und gern meine Strafe büßen. Zu einer Zeit, wo lutheriſche Prediger, wo fromme und gerechte Männer, wo treue Diener Jeſu, wie unſer Paul Gerhardt, um ihres Glaubens willen Spott, Schmach und Verfolgung erleiden und ſogar ihres Leibes Nahrung und Nothdurft beraubt werden, da iſt es für einen lutheriſchen Bürger eine Ehre, wenn er um ſeines Glaubens willen in den Kerker geworfen wird. Kann aber, wie ich verhoffe, mir nichts bewieſen werden, was der Wahrheit in Sachen Gottes und dem Gehorſam gegen Fürſt und Obrigkeit zuwider wäre, ſo brauche ich zu meiner Rettung nicht Euch, und

werde nicht der Schuldner eines Mannes, deſſen niedrige Seele ſich an Verrath und Hinterliſt weidet.“

„Ich vergebe Euch gern dieſe Schmähung meiner Perſon und meines Amtes,“ erwiderte der Secretär mit erzwungener Ruhe. „Es iſt dieſelbe Sprache, welche Ihr in dem ſogenannten Bittſchreiben zu Gunſten Eures Herrn Paul Gerhardt redet. Und darüber richte nicht ich, ſondern churfürſtliche Durchlaucht.“

„Wie armſelig würde ich mir vorkommen,“ ſagte Meiſter Jung verächtlich — „wenn in Dem, was ich in dem genannten Bittſchreiben der Bürgerſchaft niedergeſchrieben habe, Ihr, Herr Geheimſchreiber, mein Richter ſein ſolltet.“

„Es iſt doch wenigſtens noch erfreulich“ — ſprach nun der Secretär mit dem Lächeln der Bosheit — „daß Ihr, Meiſter Jung, Euch als Concipient jener Bittſchrift nicht verleugnet. Durch dieſes freiwillige Zugeſtändniß werden manche, ſonſt nöthig gewordene Weiterungen abgeſchnitten. Zwar habe ich zum Zeugen Eures Zugeſtändniſſes Niemanden, als Eure ehrſame Tochter, Jungfer Dorothea; indeß ſeid Ihr viel zu wahrheitsliebend, als daß Ihr eine gethane Ausſage ableugnen könntet. Ehe ich jedoch mich beehre, meinen Abſchied von Euch bis auf Wiederſehen in Berlin zu nehmen, erlaube ich mir nur noch, Euch mitzutheilen, daß Ihr auf Eurer Rückreiſe die Begleitung zweier Männer annehmen werdet, welche den ſtrengſten Befehl haben, Euch alle mögliche Aufmerkſamkeit zu ſchenken und im wahren Sinne des Wortes, Euch nicht aus den Augen

zu lassen. In Berlin angekommen, würdet Ihr dann, Meister Jung, gut thun, den beiden Männern freundlichst zu folgen, wohin sie Euch führen, ohne erst großes und Euch doch gewiß nicht ganz angenehmes Aufsehen zu erregen. Und nunmehr noch einmal: Auf Wiedersehen in Berlin.“ Und somit schritt Stolpe zur Thür hinaus, wo er den beiden Männern noch Einiges ins Ohr flüsterte und dann süßlächelnd seines Weges ging.

„Um Gotteswillen, lieber Vater, was soll da geschehen?“ rief nun Dorothea unter Klagen aus.

„Beruhige Dich, mein Kind,“ antwortete Meister Jung. „Was kann mir geschehen? Nichts, das mich und Dich bekümmern könnte. Sie werden allerdings suchen, Dies oder Jenes auf mich zu bringen; denn wo Männer, wie jener Stolpe, mit thätig sind, da haben Wahrheit und Gerechtigkeit wenig dabei zu thun. Aber bange deshalb nicht um mich! Hat mich der Herr wirklich berufen, ein Zeugniß von ihm abzulegen vor der Welt, so wird er mich auch stärken und schützen. Tröste Dich mit mir durch unseres lieben Paul Gerhardts Trost- und Freudenlied:

Ist Gott für mich, so trete
Gleich Alles wider mich!
So oft ich ruf' und bete,
Weicht Alles hinter sich.

Hab ich das Haupt zum Freunde,
Und bin geliebt bei Gott,
Was kann mir thun der Feinde
Und Widersacher Rott'?

Jetzt nahten sich Männerschritte der Thür. Dorothea erzitterte und flüchtete sich zum Vater; sie mochte den Wiedereintritt des entsetzlichen Stolpe fürchten. Indeß es war der Herr Bürgermeister Tieffenbach, der mit den Worten eintrat: „Endlich finde ich Euch hier, lieber Vetter! Wie eifrig habe ich Euch überall gesucht und suchen lassen, um Euch wo möglich noch zu rechter Zeit einen guten Rath zu geben. Jetzt ist es leider, wie ich sehe, zu spät. Eure Anwesenheit ist verrathen und mein Wille, Euch zu helfen, gebrochen.“

„Vielen freundlichen Dank, hochedler Herr Vetter, für diesen Euren guten Willen,“ antwortete Meister Jung. „Hättet Ihr mir auch zu rechter Zeit rathen können, mich etwa durch die Flucht der Gefangenschaft zu entziehen, glaubet mir, ich wäre doch hier geblieben. Ich werde nun die besondere Ehre haben, von zwei Gerichtsdienern nach Berlin begleitet zu werden. Sollte dies so geschehen, daß meine Dorothea von mir getrennt würde, so bitte ich Euch, nehmt Euch ihrer gütigst an.“

„Ich hätte es nicht gedacht,“ sagte Tieffenbach ernst den Kopf schüttelnd — „daß meine Sendung hierher einen so traurigen Ausgang haben würde. Beladen mit der vollen Ungnade des Churfürsten kehre ich zurück, betrogen in jeder Hoffnung für eine glücklichere Wendung der Dinge, und erfüllt mit gerechter Besorgniß um das Wohl unserer lutherischen Kirche. Wenn der Herr selbst seine Kirche nicht schützt, so sind wir verloren.“

„Ja, gewiß,“ setzte Jung schnell hinzu. „Mit

unſerer Macht iſt nichts gethan, wir ſind gar bald verloren. Indeß, theurer Herr Vetter, der rechte Mann ſtreitet mit uns und für uns; darum laſſet uns muthig und ſtark bleiben: Die Welt" — ſo redet unſer liebe Gerhard zu unſerm Gott —"

Die Welt, die mag zerbrechen,
Du ſtehſt mir ewiglich.
Kein Brennen, Hauen, Stechen
Soll trennen mich und dich.
Kein Hunger und kein Dürſten,
Kein' Armuth, keine Pein,
Kein Zorn des großen Fürſten
Soll mir ein' Hind'rung ſein.

Getröſtet und geſtärket durch ſolche Worte ſchickten ſich die Reiſenden zur Rückkehr nach Berlin an. Gegen Wiſſen und Willen ſeines Vetters brachte es Tieffenbach bei dem Oberpräſidenten wenigſtens noch dahin, daß Meiſter Jung ohne Begleitung der beiden Gerichtsdiener reiſen konnte, indem er ſelbſt, der Bürgermeiſter, Bürgſchaft dafür leiſtete, daß Meiſter Jung nicht allein keinen Verſuch zur Flucht machen, ſondern auch jeder Zeit und Stunde bereit ſein würde, vor ſeinen Richtern zu erſcheinen. Und ſo fuhren die Vier mit ganz andern Empfindungen in die Reſidenz zurück, als mit welchen ſie dieſe verlaſſen hatten.

Cap. 10.

Das Geständniß.

Herr, sei nicht ferne von mir, denn Angst ist nahe. Denn es ist hier kein Helfer!

Psalm 22, v. 12.

Seit mehreren Tagen war der Frühling nicht allein im Calender, sondern auch wirklich in der Natur angebrochen. Eine milde laue Luft wehte über das frische Grün, das aller Orten hervorbrach und das sandigen Gegenden, wie denen der Churmark, einen doppelten Reiz verleiht. Freude und neues Leben herrschte überall, nur nicht unter der lutherischen Bürgerschaft Berlins und Cölns. Die Strenge des Churfürsten gegen die Geistlichen, welche sich der Unterschrift des Reverses weigerten und die Ungnade desselben, welche fühlbar auf Rath und Bürgerschaft lastete, hatten einen trüben, traurigen Geist in der Gemeinde erzeugt und den Segen des Evangeliums vielen schwachen Seelen hinweggenommen.

Im Hause Dessen, der die nächste Ursache dazu war, des Diaconus Paul Gerhardt, sah es nicht viel besser aus, obgleich aus anderer Ursache. Frau Maria, die schon seit Langem kränkelte, war in eine ernstliche Krankheit verfallen und lag zu Bette. Bei seinem letzten Besuche hatte der Arzt dem Eheherrn zwar erklärt, daß die Krankheit nicht sogleich zum Tode sei, hatte aber die gegründete Befürchtung ausgesprochen, daß das Leben der armen, schwergeprüften Frau sichtbar, wenn auch langsam der Auflösung entgegengehe und eine wirkliche Abzehrung schon begonnen habe. Wo ist ein Ehemann, der bei aufrichtiger Liebe zu dem Weibe seines Herzens, zu der Mutter seiner Kinder, eine solche Botschaft nicht mit der tiefsten Betrübniß aufnähme? Selbst eine in der Gottesfurcht gewurzelte Seele ist nicht stark genug, um den Gram darüber zu besiegen. So auch unser Gerhardt, der, wie die menschliche Natur überhaupt, stärker und getroster war, wenn er mitten im Kampfe, mitten in der Ertragung des herbeigekommenen Schicksals sich befand, als wenn die Gefahr erst drohend herannahte.

Wir finden ihn am Bette der kranken Gattin, der es wenigstens nicht an leiblicher Pflege fehlte, denn nicht allein Dorothea kam Tag und Nacht nicht von der geliebten Frau Pathe fort, auch die Schwester der Hausfrau, die Wittwe des vor neun Jahren verstorbenen Archidiaconus Joachim Fromm, eines entfernten Verwandten des Propstes Fromm zu St. Petri, wartete mit schwesterlicher Liebe der armen Kranken.

„Ihr seid so traurig, lieber Herr," sprach die Kranke zu ihrem Gatten. „Ich fürchte doch nicht, daß Euch meine Krankheit so sehr besorgt macht."

„Nein, mein gutes Weib," antwortete Gerhardt und die Lüge, zu welcher ihn die Gutmüthigkeit verführte, drückte sich in dem Blicke seiner Augen ab. Deshalb setzte er sogleich hinzu: „Das heißt, ich will damit nicht eben sagen, daß mich Deine Niederlage nicht schmerzte; denn wie könnte ich ruhig und fröhlich sein, wenn Du leidest. Ich wollte nur sagen, daß ich um des Ausgangs Deiner Krankheit willen nicht besorgt bin. Gott ist ja allmächtig und allbarmherzig; was bei Menschen nicht möglich ist, ist möglich bei ihm."

„Ist das Euer Ernst, mein Gerhardt?" fragte Maria mit wehmüthigem Lächeln. „Scheint es mir doch fast, als wenn Ihr Euch bemühtet, Anders zu reden, als Ihr fühlet."

„Wie das?" fragte Gerhardt schnell und in sichtbarer Verlegenheit.

„Ihr täuscht mich nicht," sagte die Kranke ruhig. „Ich weiß zu gut, daß der Wurm des Todes an meinen Gebeinen naget, und daß meine Stunde vielleicht nahe ist."

„Maria," rief Gerhardt aus — „das sagst Du mir so ruhig? Das sprichst Du im Blicke auf unser Söhnlein? Maria, möchtest Du denn so gern sterben?"

„Und würde es Euch denn erschrecken," antwortete die Hausfrau — „wenn ich mit Sanct Paulo sagte: Ich habe Lust, abzuscheiden und bei Jesu Christo zu

sein? Mein theurer Paul,“ fuhr sie fort und reichte dem Gatten die Hand — „weiß doch auf Erden Niemand besser, als Ihr, wie glücklich ich bin, wie gern ich unter Euch lebe; aber wo der Herr zu meinem Erdenleben gesagt hat: Bis hierher und nicht weiter! da ziemt mir ja nichts, als stilles, williges Unterwerfen. Habe ich nicht auch Vater und Mutter und vier Kindlein bei dem Herrn, die mich erwarten? Nein, nein, mein Gerhardt, Ihr denket und fühlet eben so wie ich; aber gestehet mir es nur, Eure Liebe zu mir, vielleicht auch wohl die Besorgniß, die Ankündigung meines nahen Todes möchte mich kleinmüthig und verzagt machen, leget Euch andere Worte auf die Lippen. Doch vertraue ich herzlich und gern mit Euch der Macht und Barmherzigkeit unseres Gottes, der mich retten kann, wenn er will. Und so lasset uns denn mit Ruhe und Ergebung des Willens unsers himmlischen Vaters warten! Aber, lieber Mann, thut die Traurigkeit von Eurem Angesichte; ein in Gott fröhliches Herz und Angesicht ist dem Kranken eine Erquickung.“

„Maria, wie beschämst Du mich!“ sprach Gerhardt und drückte der Gattin Hand. „Ja, ich will es Dir gestehen, ich selbst war so schwach und kleinmüthig, als ich es von Dir fürchtete. Ich erkenne aber auf's Neue, daß das Herz des Weibes demüthiger ist vor Gott, als des Mannes unstäter Geist. Wohl Dir, Du treue, liebe Seele, daß Du den Frieden hast, den uns der Herr gelassen hat, und den die Welt nicht geben und nicht nehmen kann. Für jetzt aber ist, wie mir der Arzt mit-

theilte, noch keine Gefahr für Dich, und ehe wirkliche Gefahr eintritt, kann Gott große Dinge an Dir und uns Allen gethan haben. Darum laß uns, wie der Prophet sagt, still und geduldig sein, damit wir stark werden. Euch aber, liebe Schwägerin und Dir, liebe Dorothea, lohne es Gott, was Ihr bisher gethan habt; vermag ich es nicht, weil vielleicht auch mein Leben nicht zu hoch mehr laufen mag, so wird unser Fritz es Euch einst in Werken beweisen, was Ihr seiner Mutter Gutes gethan habt.“

„Sprecht nicht davon, lieber Herr Pathe,“ sagte Dorothea. „Wäre unsere Pflege nicht Zöllner- und Pharisäerliebe, wenn wir auch nur im Geringsten daran dächten? Aber die Frau Pathe hat recht, Ihr seid heute ungewöhnlich trüb und traurig; ist Euch etwa ein besonderes Leid widerfahren?

„Ein seines Amtes entsetzter Prediger,“ antwortete Gerhardt schmerzlich-lächelnd, „hat allerdings sein besonderes Leid zu tragen. Dem Pfarrer, welchen der Glaube zum Reden treibt, Solches wehren und ihm verbieten, daß er in seiner Gemeinde Gott diene, ist ein hartes Gesetz und ist nicht viel besser, als einem Vater verbieten, daß er seine Kinder liebe und für sie sorge. Es mag ein Leichtes sein, im hohen Consistorio mit einem Worte oder einem Federzuge die ganze Amtsthätigkeit eines Seelsorgers auszustreichen, es mag auch billig sein, daß dabei nicht gefragt werde, ob der aus seiner Gemeinde herausgerissene und bei Seite geworfene Seelsorger sein täglich Brot habe oder nicht; denn

hat es der Pfarrer verschuldet, so mag er seiner Schuld Strafe leiden. Aber daß man nicht an das bittere Herzeleid denkt, welches einem Diener Gottes am Leben nagt, wenn er den Tempel sieht, in welchem er nicht mehr reden darf, wenn er den Gliedern seiner Gemeinde begegnet, um deren Seelenheil er sich nicht mehr bekümmern darf, wenn er die Glocken zum Gotteshause rufen hört und Alle dürfen gehen, weil Allen die Glocken zurufen: Kommet her! und nur dem armen, vertriebenen Pfarrer rufen sie zu: Du darfst nicht herkommen! — daß man im hohen Consistorio daran nicht denkt und also gar nicht weiß, wie bitterlich man gestrafet hat, das ist's, was mich trüb' und traurig macht."

„Aber," entgegnete Dorothea leise, weil sie bemerkte, daß die kranke Frau Gerhardt eben die Augen zu einem längst erbetenen Schlummer geschlossen hatte, — „aber bedenkt Ihr nicht, lieber Herr Pathe, was Euch bei diesem Leide getröstet? Gibt es nur ein fühlend Herz in der Gemeinde, das nicht in seinem Gebete zu Gott Eurer gedächte? Herrscht nicht allgemeine Sorge und Unruhe um Euch und für Euch? Ist Euer Leid nicht ein Leid der ganzen Gemeinde?"

„Du gutes Kind," sagte Paul Gerhardt mit mildem Vorwurfe — „Du willst Wunden heilen, und schlägst sie nur größer! Eben daß in der Gemeinde Sorge und Unruhe herrschen, daß der Friede des Wortes Gottes gestöret ist, daß im Hause Gottes keine Eintracht regieret, und daß ich zu diesem Allen, wenn auch nicht einzig und allein, doch, wie ich mir's nicht leugnen

kann, eine nicht geringe Ursache bin, das ist's ja, was mich nicht fröhlich werden läßt, auch wenn ich mein eigenes Leid völlig vergesse. Und denkst Du nicht an Deinen armen Vater, Dorothea? Wer ist die Ursache, daß er nun so viele Wochen schon gefangen gehalten wird und daß es scheint, als wolle man dem treuen, lieben Manne alle mögliche Schuld und Strafe aufbürden? Leidet er nicht um meinetwillen? Sitzt er nicht im Gefängniß, weil er mich aus den Banden churfürstlicher Ungnade befreien wollte? Dorothea, denkst Du nicht an Deinen Vater?"

Diese wiederholte Frage machte auf die Jungfrau einen tiefen, schmerzlichen Eindruck. Gerhardt ahnete freilich nicht, daß Dorothea absichtlich jede Erinnerung an ihren Vater vermied, weil sie schon wußte, wie sehr ihr Herr Pathe sich darüber anklagte, daß er allein die Schuld an Allem trage. Als nun aber Gerhardt diese zarte Rücksicht in eine tadelnswerthe Vergeßlichkeit zu verwandeln schien, da fiel der Schein von Kraft und Seelenstärke, mit der sie bisher ihren kindlichen Schmerz getragen hatte. Die hellen Thränen stürzten aus ihren Augen, als sie antwortete: „Ich armes Mädchen, daß ich nur an meinen Vater denken, aber zu seiner Befreiung nichts thun kann. Meiner Aeltern Haus ist nun verödet, Vater und Mutter im Grabe; — denn ein Gefängniß ist doch nur ein Grab für die Lebendigen. Wie eine heimathlose Fremde gehe ich im Hause meiner Kindheit aus und ein und auf und ab, und fände ich hier nicht bei Euch so liebreiche Aufnahme, ich müßte

vergehen in meiner Einsamkeit. Lieber Herr Pathe, kann dieser trostlose Zustand noch lange dauern?"

„Das Ende weiß nur Gott," sagte Gerhardt mit schmerzlichen Mienen. „Wir sind Alle in der Menschen Gewalt, der wir uns nicht entziehen können, wollen wir uns nicht zugleich von Gott wenden. Sonst gewinnt sich wohl der Verbrecher seine Freiheit, wenn er zu Gott zurückkehrt, aber hier ist Freiheit nur möglich, wenn das Herz von Gott abfällt. Wüßte ich nicht, daß Dein Vater, Dorothea, wie einst die Apostel, fröhlich von des Raths Angesicht gegangen wäre, darum, daß er würdig gefunden worden, Schmach zu leiden um des Namens des Herrn Jesu willen, seine Gefangenschaft würde mir schmerzhafter sein, als läge ich selbst in Ketten und Banden. Doch das tröstet mich noch und gibt mir und Dir veste Zuversicht auf den Herrn, daß die Zeit nahe sei, wo er uns Alle erlösen wird von allen Uebeln."

„Das wolle Gott," sprach Dorothea und legte ihre gefalteten Hände über die Brust. „Denn die Angst meines Herzens ist groß, da ich meinen armen Vater hätte retten können, hätte ich mich selbst nicht so hoch gehalten. Ich fühle es immer mehr, ich hätte das Opfer sein sollen, und nicht mein guter, lieber Vater. Denn meinen Leib konnte ich verlieren, aber meine Seele nicht."

„Es gefällt mir nicht, Dorothea," entgegnete Gerhardt vest — „daß Du solche Gedanken wieder äußerst, nachdem ich hoffte, du würdest sie für immer besiegt

haben. Glaube mir, liebes Kind, — das leibliche und zeitliche Wohl, das Du in Verbindung mit jenem Stolpe verloren hätteſt, war das Wenigſte. Aber es handelte ſich um der Seele Heil, um des Glaubens Macht, um der Kirche Veſtigkeit. Ein lutheriſches Mädchen, welches mit einem Manne, wie dieſer Stolpe, der unſers lutheriſchen Glaubens böswilliger Feind und Widerſacher iſt, ein Ehebündniß einzugehen vermöchte, fällt von ihrem Glauben ab, und wenn ſie damit das leibliche Wohl ihres Vaters erkaufen könnte. Dorothea, hätteſt Du anders gehandelt, als Du gehandelt haſt, Du wäreſt nicht meines treuen Freundes Jung ehrſame Tochter geweſen. Ja Dein eigner Vater hätte es Dir weder in Zeit noch in Ewigkeit gedankt, wenn Du ihn um ſolchen Preis hätteſt retten wollen. Ja, wollen, ſage ich; denn Meiſter Jung hätte ſich nicht alſo retten laſſen. Hat Dir Dein Vater darüber Vorwürfe gemacht? Hat er Dich nicht vielmehr unter Freudenthränen an ſein Herz gedrückt, daß Du Deinem Glauben treu geblieben biſt? Iſt er nicht mit Freuden vor ſeine Richter und ins Gefängniß gegangen, weil er nach ſolchen herrlichen Proben Deines lutheriſchen Herzens auch für die Zeit um Dich ohne Furcht iſt, wo er von Dir getrennt bleibt? Nein Dorothea, darüber klagen iſt faſt nicht viel beſſer, als bereuen, daß Du ſtandhaft in der Verſuchung geweſen biſt.“

„Zürnet mir nicht, lieber Herr Pathe,“ ſagte Dorothea bittend; denn ſo ernſtliche Belehrung hatte ſie noch nicht von ihm gehört. „Ich weiß, daß ich ein

armes, schwaches Mädchen bin; aber vergesset wenigstens nicht, daß nur die Liebe zu meinem Vater mir zuweilen solche Vorwürfe macht. Ach, Christo treulich nachfolgen, ist wahrlich nicht leicht.“

„Und doch ist's nur, was der Herr geboten hat,“ setzte Paul Gerhardt hinzu, — „Er spricht: Wer nicht um meines Namens willen verlässet Vater und Mutter, Haus und Hof, der ist mein nicht werth. Der Herr meint dies zunächst in solchen Fällen, wo zwischen Aeltern und Kindern das Reich Gottes ein Hinderniß wird; danke Du aber Gott, mein liebes Kind, daß eine solche Trennung zwischen Dir und Deinem Vater nicht stattfindet, und daß es sich hier nur handelt, den Vater zu verlassen für eine kurze Zeit irdischen Leidens, die bald wird vorüber sein.“

Gerhardt wollte in seinen Tröstungen noch weiter fortfahren, aber er wurde durch ziemlich laute Männerschritte, welche der Thüre sich näherten, daran gehindert. Die Thüre öffnete sich und Meister Gabriel Schumann trat in Begleitung des Meisters Joachim Liebrecht ein. Ein Blick auf die schlummernde Frau Gerhardt machte sie zweifelhaft, ob ihr Eintritt erwünscht sei oder nicht. Gerhardt aber überließ die Sorge für die Kranke der getreuen Dorothea, und ging mit den beiden Männern in das anstoßende Gemach. „Was bringt Ihr mir, lieben Freunde?“ fragte er hier.

„Ehrwürdiger, lieber Herr, nicht viel Gutes,“ antwortete Meister Schumann in etwas aufgeregtem Tone. „Wenn der traurige Zustand in unserer Stadt und

Gemeinde noch lange fortdauert, das kann nicht zum Guten führen.“

„Ist Euch irgend ein Unfall begegnet, lieber Meister,“ fragte der Diaconus.

„Mir nicht allein, lieber Herr,“ war die Antwort. „Der ganzen Gemeinde, der ganzen lutherischen Kirche! Wandert von Haus zu Haus, Ihr höret überall Klagen und Seufzen. Es fehlt die Freudigkeit zur Arbeit, es fehlt der Muth zu tragen und zu dulden, es fehlt der Trost in unsern Leiden. Wir haben die Kirche, aber sie ist uns nicht viel besser, als verschlossen, wir haben Kanzel und Altar, aber Niemanden, der von da uns segnete — wir haben die Sacramente, aber Niemanden, der sie verwaltet. In der ganzen Bürgerschaft ist Unruhe und Spannung, es ist, als ob selbst das tägliche Brot uns verkümmert wäre. Im Rath der Stadt herrscht Muthlosigkeit, weil des Churfürsten Ungnade ihn getroffen hat; die Reformirten sind fröhlich und jubiliren, und wir Lutherischen gehen einher wie eine geschlagene und zerstreute Heerde ohne Hirten. Ehrwürdiger Herr, dieser Zustand kann nicht lange dauern, — er kann nichts Gutes bringen.“

„Das ist allerdings eine traurige Schilderung,“ sagte Gerhardt mit niedergeschlagenen Augen — „und für mich um so schmerzlicher, da es scheint, als klagtet Ihr mich darüber an.“

„Davor behüte uns Gott,“ fiel Meister Schumann schnell ein. „Das fehlte noch zu unserm geistigen und leiblichen Elende, daß Ihr, ehrwürdiger, lieber Herr,

in Unfreundlichkeit unſerer gedächtet. Wäre ich hierher gekommen, Euch anzuklagen, ich verdiente dann, daß ich aus der Bürgerſchaft geſtoßen würde. Ich kam zu Euch, um zu klagen, um Euch mein bedrängtes Herz auszuſchütten und Euch um Beirath anzugehen. Durch die ganze Gemeinde geht eine große und gerechte Furcht, daß das Kleinod unſeres lutheriſchen Glaubens, die Bekenntnißſchriften unſerer Kirche, wirklich in Gefahr ſeien. Es geht das Gerücht, daß unſer Churfürſt durchaus nicht mehr geſtatten will, daß unſere Prediger auf unſere ſymboliſchen Bücher verpflichtet werden; das Kennzeichen unſerer Kirche ſoll hinweggenommen werden, und Gott verhüte in Gnaden, daß Solches geſchehe. Das kann nicht zum Guten führen.“

„Ihr fürchtet doch wohl zu viel,“ entgegnete Paul Gerhardt. „Das wird und kann der Churfürſt nicht thun. Die Bekenntnißſchriften ſind nicht das Werk eines einzelnen Menſchen; ſie ſind von der geſammten lutheriſchen Kirche als der eine köſtliche Schatz angenommen worden, in welchem die Summa unſeres Glaubens enthalten iſt. Fürſten und Völker haben ſie genehmigt; ſie ſind der theuer errungene Kampfpreis der Reformation und durch das in dreißig Kriegsjahren vergoſſene Blut beſiegelt und geheiligt. Was die geſammte lutheriſche Kirche zur Grundlage ihres Glaubens gemacht hat, das kann der Einzelne, und wäre es unſer große Churfürſt ſelbſt, nicht aufheben und hinwegnehmen. Er hat die Macht, die lutheriſchen Prediger ihres Amtes zu entſetzen, ja er kann mit Gewalt der

Waffen die Lutherischen aus seinem Lande vertreiben, aber er kann nicht einer einzigen Seele, die im Glauben verharren will, das köstliche Kleinod entreißen. Doch dahin wird es nicht kommen.“

„Auch ich habe diese veste Hoffnung,“ sagte Meister Liebrecht — „obgleich nicht zu leugnen ist, daß nach Dem, was bereits geschehen ist, wohl Manches noch zu befürchten steht. Unsere lutherischen Prediger, welche sich der Unterschrift des Reverses weigern, werden Einer nach dem Andern ihres Amtes entsetzt; die Bürgerschaft, die sich ihrer Prediger annimmt, trifft eben so gut, wie den Rath der Stadt, die churfürstliche Ungnade; der einzelne Bürger, der ein Wort zur Vertheidigung unseres Glaubens redet, wird von heimlichen Spähern bewacht und in Ketten und Banden gelegt, das giebt allerdings keine erfreuliche Aussicht für die Zukunft der lutherischen Kirche.“

„Ja, lieber Herr,“ setzte Meister Schumann schnell hinzu — „das traurige Schicksal unseres Mitbürgers Jung läßt uns das Schlimmste fürchten. Es sind nun drei Wochen her, daß er wie ein Verbrecher im Thurme sitzt. Und was hat er gethan? Er hat im Namen der gesammten Bürgerschaft eine Bittschrift abgefaßt und dabei, das können wir Alle mit einem heiligen Eide belegen, nur niedergeschrieben, was zwar von Einzelnen geäußert, aber von Allen gebilligt worden ist. Ist Meister Jung schuldig, so sind wir es Alle, und wenn wir es ruhig mit ansehen, daß der Einzelne dafür gestraft wird, was Alle verschuldet haben, so sind wir ungetreue

Mitbürger und bedecken uns mit Schmach und Schande. Darum sind wir Willens, irgend einen entscheidenden Schritt zur Befreiung des Meisters Jung zu thun, und ich gestehe es Euch, ehrwürdiger Herr, daß wir Beide als Abgesandte der Bürgerschaft hier erscheinen, um mit Euch darüber zu berathen."

„Meister Schumann," antwortete Paul Gerhardt ernst — „das scheint mir kein guter Geist zu sein, der aus Euch redet; das lautet ja fast, als wolltet Ihr offene Gewalt brauchen."

„Solche letzte Mittel wird Gott abwenden," sagte Meister Schumann. — „Die Greuel des Krieges liegen zu kurze Zeit hinter uns, als daß wir nicht vor jeder äußeren Gewalt erschrecken und zurückbeben sollten. Aber um desto niederschlagender ist es, wenn wir von Andern Gewalt leiden sollen. Ich meine nicht blos jenen unglücklichen Revers überhaupt, der uns einen Prediger nach dem andern vertreiben wird, bis wir völlig verwaiset stehen, sondern auch ganz besonders, was unserm Mitbürger Jung geschehen ist. Es mag sein, daß er gefänglich eingezogen wurde, obgleich ein Ehrenmann, wie Jung, sich seinen Richtern nicht entzieht, und könnte er dadurch dem Tode entfliehen. Aber wisset Ihr denn, ehrwürdiger Herr, was sich begeben hat?"

Als Gerhardt, mehr mit sich als mit der Erzählung beschäftigt, diese Frage mit Stillschweigen beantwortete, fuhr Meister Schumann fort: „Weil in unserer Bittschrift die Worte niedergeschrieben sind, daß wir bei so ungnädiger Resolution, bei solcher unbarmherzigen Ver-

treibung unſerer Seelſorger nicht mehr wüßten, ob wir in oder außer der Welt lebten, daß wir alles das Unſere, was wir um und angehabt, faſt dahin gegeben und daß uns nun auch das Herz angegriffen werde, da unſere treuen Seelſorger und Prediger um der Religion willen uns ſollen entzogen werden, — weil dieſe Worte darin niedergeſchrieben ſind, ſo ſoll uns dies gar ſehr zum Uebeln gedeutet werden, und namentlich ſoll unſer theure Jung darunter leiden.“

„Wahrſcheinlich, weil er der Verfaſſer der Bittſchrift iſt,“ warf Gerhardt traurig hin.

„Ja, das iſt er allerdings,“ fuhr Meiſter Schimann ſchnell fort. — „Meiſter Jung hat die erſte, wie die zweite Bittſchrift abgefaßt, weil er der einzige Mann unter uns ſchlichten, ungelehrten Bürgern ſein dürfte, der Solches zu thun im Stande iſt. Aber wenn auch Jung die Bittſchrift niedergeſchrieben hat, ſo hat er ſie doch nicht erſonnen und für ſich ſelbſt erdacht, ſondern nur getreulich zuſammengeſtellt, was in unſerer Verſammlung von Einzelnen geſprochen worden iſt. Und gerade jene unglücklichen Gedanken, welche bei dem Churfürſt ſo viel Anſtoß erlitten haben, ſind nicht von Jung, ſondern von einem andern ehrbaren und von uns Allen hochgeliebten Meiſter ausgeſprochen worden. Dies hat Jung vor dem Oberpräſidenten auf Befragen ausgeſagt, aber ganz beſtimmt und beharrlich den Namen des Bürgers zu nennen ſich geweigert, dem er dieſe Worte nachgeſchrieben hat. Dieſe Weigerung nun wird ihm ſo zum Uebeln ausgelegt und Alles hervorgeſucht,

um seine Schuld gröſser und strafbarer zu machen. Und wie ist Solches geschehen? Denkt Euch, ehrwürdiger Herr, was die offenbare Bosheit ersonnen hat. Der Geheimschreiber Stolpe hat eine ganze Liste voll Reden und Aeuſserungen vorgelegt, welche Meister Jung bald öffentlich, bald im Geheimen soll gethan haben, und woraus sich ergeben soll, daſs Meister Jung die Bürgerschaft zum Aufruhr gegen Obrigkeit und den Landesherrn habe aufwiegeln wollen; ja es wird ihm nichts weniger, als ein Majestätsverbrechen angedichtet! Und da der treue, ehrbare Mann bei seinem Verhöre nicht kleinmüthig und verzagt erscheint, sondern frei, vest und offen von der Wahrheit des Evangelii und der Gerechtigkeit unserer Bitte Zeugniſs gibt, so wird gerade diese Treue und Vestigkeit ihm zum Beweise seiner Schuld gedeutet, und es hat den Anschein, als sollte der treue Bürger und getreue lutherische Christ dies sein Zeugniſs mit ewigem Gefängnisse büſsen.“

„Das wende Gott von ihm ab,“ sagte Paul Gerhardt ernst. „Aber sprecht, was gedachtet Ihr denn nun in dieser traurigen Angelegenheit zu thun?“

„Ehrwürdiger Herr,“ antwortete Meister Liebrecht, als Schumann mit der Antwort zögerte — „dies ist's eben, was uns zu Euch führt. Wir wollen, wie wir es auch in unserm Bittschreiben unterzeichnet haben, in allen Stücken *getreue Märker* bleiben; wir wollen nichts thun, was gegen Gesetz und Obrigkeit verstieſse. Bei unserer Berathung darüber sind mancherlei Vorschläge, und daſs ich es Euch offen gestehe, auch einige

böse gethan worden, die jedoch nur von einigen jungen und unerfahrenen Bürgern ausgingen und sogleich zurückgewiesen wurden. Einige wollten die Stände unseres märkischen Vaterlandes um Vermittelung angehen und hatten namentlich auf den hochedlen Herrn von Rochow ihr Vertrauen gesetzt. Andere stimmten dafür, daß wir an den Magistrat ein drittes Bittschreiben erlassen sollten; aber wie verlautet, würde der Rath schwerlich darauf eingehen, da er bei der Ungnade, die jetzt auf ihm ruht, von seiner Vermittelung bei dem Churfürsten wenig hofft. Einige dachten an den Heren Oberpräsidenten, in dessen Hand allerdings das Ganze gelegt zu sein scheint. Denn er kann züchtigen und kann lossagen, je nachdem es ihm gefällt. Da es aber schwer hält, vor dem Herrn Oberpräsidenten zu erscheinen, ohne durch seinen Geheimschreiber Stolpe eingeführt zu werden, und dieser Mann als ein offener Feind des lutherischen Glaubens und, ohne daß wir eigentlich wissen, warum, — als ein persönlicher Feind des Meisters Jung uns sattsam bekannt ist, so wurde von diesem Schritte wenig Ersprießliches gehofft. Ich selbst that den Vorschlag, unmittelbar an unsern großen Churfürsten selbst ein Bittgesuch um Befreiung des Meisters Jung abzugeben; aber da ich es doch auch für unmöglich halten muß, daß ein schlichter Bürger bei churfürstlicher Durchlaucht Audienz erlange, so bin ich von diesem Vorschlage zurückgekommen. Es bleibt nun noch einer übrig, — doch das ist Eure Sache, Meister Schumann.“ —

„Bitten fruchtet wenig,“ fuhr nun Meister Schumann fort. — „Wer bittet, der gesteht zu, daß er von der Gerechtigkeit nichts erwarten darf, weil seine Sache keine gerechte ist. Nun sind wir doch in vollem Rechte, — wir haben nichts gethan, was durch irgend ein Gesetz verboten wäre. Vielmehr erleiden wir Gewalt und Unrecht! In solchen Fällen ist uns Bürgern Schutz und Gerechtigkeit verheißen. Darum meinte ich, wir wollen eine Klage einreichen, und die gesammte Bürgerschaft soll sie unterschreiben. Wir wollen darin nichts erwähnen von dem Drucke der Gesetze gegen unsere lutherische Kirche und Prediger, sondern lediglich, was an Meister Jung geschehen ist. Wir wollen auf strenge Untersuchung antragen, ob in den genannten Worten in unserer Bittschrift ein Verbrechen liege oder nicht, und wir wollen sogleich bekennen, daß wir Alle den Inhalt unserer Bittschrift verantworten, und, falls er strafbar ist, wir Alle die Strafe tragen und nicht dulden wollen, daß der Einzelne unverschuldet für Alle leide und dazu noch eines Verbrechens verdächtig gemacht werde, an welches Keiner von uns gedacht hat.“

„Klagen wolltet Ihr?“ fragte Gerhardt. — „Und gegen wen?“

Diese Frage schien die beiden Bürger zu überraschen; denn sie schwiegen einige Augenblicke still. Endlich antwortete Schumann: „Wir wissen, daß unser Churfürst zu gerecht ist, als daß er eine Ungerechtigkeit begünstigen sollte; wir wissen auch, daß der Herr Oberpräsident bei aller seiner Treue gegen die reformirte Lehre

doch nicht fähig ist, mit Wissen und Willen auch nur dem Geringsten unter uns Unrecht zu thun. Aber darin liegt es eben, er weiß nicht, auf welche hinterlistige Weise der arme Meister Jung ihm verdächtig gemacht wird; und das soll durch eine strenge Untersuchung ihm zu wissen gethan werden. Wir können nur gegen Einen klagen, und das ist der Geheimschreiber Stolpe.“

„Und wolltet Ihr diesen Mann bei Eurer Obrigkeit verklagen, die keine Gewalt über ihn hat?“ fragte Paul Gerhardt weiter; und fuhr dann beim Stillschweigen der Beiden fort: „Nein, lieben Meister und Freunde, auf diesem Wege kommt Ihr nicht zum Ziele. Wenn Ihr, und das mit vollem Rechte, Vertrauen zu der Gerechtigkeit unseres durchlauchtigsten Churfürsten und seiner Geheimen Räthe habt, so wartet das Ende ab. Daß Meister Jung dabei leidet und für Euch Alle leidet, und besonders um meinetwillen leidet, thut mir in der innersten Seele weh. Aber die Zeit der Prüfung wird vorübergehen, und ich hoffe zu dem Herrn, dem Könige der Könige, daß Alles sich noch friedlich ende dadurch, daß Jedem sein Recht ungeschmälert behalten bleibt. Wollt Ihr Etwas dazu thun, so habt Ihr nur Zweierlei, nämlich Gebet und Bitte; das Gebet zu Gott, und die Bitte an die Menschen. In so schweren Zeiten, welche für unsere lutherische Kirche heraufgekommen sind, ist es eines jeden Lutherischen Gewissenssache, nicht das Geringste zu thun, was auch nur den Schein einer Ungesetzlichkeit, eines Ungehorsams vertrüge. Wird aber unsere Treue im Bekenntnisse als ein Ungehorsam ge-

deutet, so gehört dies zum Kreuze Jesu Christi, welches Keiner mit Murren tragen darf, der Christo nachfolgen will. Gehet jetzt, lieben Freunde und beruhigt Euch. Was mich selbst betrifft, so überlasset den Ausgang meiner Prüfung dem allweisen, allgerechten und allgnädigen Gott, dem Schützer und Erhalter seiner Kirche. Thut für mich keinen Schritt mehr, darum bitte ich Euch in aller Freundlichkeit; denn Alles, was Ihr um meinetwillen leidet, trifft mich in doppelter Pein. Will der Herr mich noch lassen in seinen Diensten, so wird er das Herz Derer leiten und regieren, welchen er Gewalt auf Erden gegeben hat. Wollt Ihr aber für unsern lieben Meister Jung ein demüthiges Bittwort einlegen, so thut es, und thut es bald. Thut es in des Herrn Namen; denn wer in Seinem Namen den Vater um Etwas bittet, dem wird er es geben. Und so sei Gott mit Euch.“

Mit diesen Worten entließ Paul Gerhardt die beiden Bürger, die aber ihren Mienen zufolge eben nicht sehr getröstet von hinnen gingen. Sie hatten allerdings schmerzlich erfahren, wie wenig ein Wort der Bitte bis jetzt gefruchtet hatte. Ihr Unmuth aber hatte darin seinen Grund, daß sie die Zeit, wo Gott ihnen zu helfen beschlossen hatte, nicht geduldig genug erwarten mochten.

Als Gerhardt in das Zimmer seines kranken Weibes zurücktrat, fand er zwar diese zu seiner Freude noch in ruhigem Schlummer, aber als er nach Dorotheen sich umsah, erblickte er diese im Winkel des Fensters still weinend. „Was fehlt Dir, mein Kind?“ fragte er theilnehmend. Das Mädchen schwieg und blickte ihn mit

weitgeöffneten Augen ſtumm und ſchmerzlich fragend an. „Mein Kind, fuhr Gerhardt etwas ängſtlich fort, — „was iſt Dir denn geſchehen? Willſt Du nun nicht ſagen, was Dir fehlt?“

Dorothea antwortete mit erzwungener Ruhe: „Lieber Herr Pathe, ich habe etwas Unziemliches gethan, ich habe an der Thüre geſtanden und Eurem Geſpräche mit den beiden Bürgern zugehört.“

„Und was haſt Du gehört?“ fragte Gerhardt, dem die ſo ungewöhnliche kalte und berechnete Ruhe des Mädchens ſehr auffiel. „Haſt Du auch recht gehört, mein Kind?“

„Ja,“ antwortete die Jungfrau. — „Mein Vater ſitzt im Thurme, eines Verbrechens angeklagt, auf welches Todesſtrafe geſetzt iſt. Er leidet dies Alles, nicht weil er ein getreuer lutheriſcher Chriſt und Bürger iſt, ſondern allein, weil ich ſeine unglückliche, undankbare und feige Tochter bin.“

„Was willſt Du damit ſagen, Dorothea?“ fragte Gerhardt erſtaunt.“

„Es muß Etwas geſchehen, das dieſe entſetzliche Laſt von meinem Herzen nimmt,“ fuhr Dorothea fort. „Wie ſehr auch eine falſche Ruhe mich in den Gewiſſensſchlaf wiegen will, der Geiſt Gottes züchtiget mich doch und hält mir die Sünde vor, die ich an meinem Vater gethan habe. Kann ich hier nicht wieder gut machen, was ich Uebels gethan, ſo iſt mein Frieden für dieſes Leben dahin.“

Eben als Gerhardt nach einigen Augenblicken der

schmerzlichsten Verwunderung über das räthselhafte Wesen Dorotheens weitere Fragen thun wollte, öffnete sich die Thüre, und Herr Ebeling trat ein. „Gott sendet Euch hierher!“ rief ihm Dorothea entgegen und setzte, ohne dem Eintretenden Zeit zu lassen, seine Grüße anzubringen, dann hinzu: „Herr Ebeling, ich weiß, Ihr liebet mich. Je mehr Ihr mir dies zu verbergen gesucht habt, desto mehr habe ich es gesehen. Ist es also?“

Der Musikdirector schrack zusammen, wie Einer, der ein Geheimniß, das er vor aller Welt verborgen glaubt, plötzlich verrathen sieht. Unfähig, Red' und Antwort zu geben, schlug er die Augen nieder, richtete sie dann wieder bald auf Dorothea, bald auf den Diaconus, bald auf die Kranke und verrieth alle Zeichen der peinlichsten Verlegenheit. Dorothea aber fuhr fort: „Ich bitte Euch, Herr Ebeling, antwortet mir. Reißet mich aus meiner Angst. Es wäre entsetzlich, wenn ich mich täuschte! Sprecht, Herr Ebeling, liebt Ihr mich? Ist es wirklich Eures Herzens Wunsch, daß ich Euer Weib werden möchte?“

„Dorothea,“ antwortete nun der Musikdirector „wisset Ihr auch, welche tiefe Wunde Ihr durch solche Fragen meinem Herzen schlaget, wenn Ihr über mich spotten solltet.“

„Nein,“ rief die Jungfrau im heiligen Ernste aus. „Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht spotte. Keine Drohung, keine Gewalt, kein Leiden hätte dies mein Geständniß mir entrissen; ich hätte es mit mir in mein Grab genommen' wenn Ihr, Herr Ebeling, nicht zuerst

geredet hättet. Ich weiß auch, daß ich durch solche unziemliche Rede in Eurer Achtung verlieren muß, ich weiß, daß ich die Würde jungfräulicher Schaam und Ehre verletze und muß es ruhig und verdient tragen, wenn Ihr nun über mich spottet. Aber die Angst meines Herzens ist groß. Vor dem allgegenwärtigen Gott, vor diesem ehrwürdigen Diener unsers Herrn, vor dieser kranken Frau, in deren Herzen allein mein stiller Schmerz begraben liegt, bekenne ich Euch, daß ich Euch innig und treulich liebe, daß ich Euer Weib werden will, daß ich Euch angehöre, seit der Zeit, wo Ihr mich die Lieder dieses Mannes, dieses frommen Sängers der Liebe unseres Herrn verstehen und singen lehrtet. Nun redet, Herr Ebeling, mehr kann ich Euch nicht gestehen, denn ich habe kein Geheimniß mehr."

„Dorothea!" rief nun Ebeling aus. „Ach, wenn Ihr mich nicht täuschtet mit dieser süßen, holdseligen Rede! Wenn Ihr wirklich Mitleid hättet mit einem armen Manne, der allein und verlassen da gestanden und den Schmerz seiner Einsamkeit hoffnungslos bisher getragen hat, wenn Ihr wirklich den ersten und letzten heißen Wunsch meines Herzens, den ich mit in mein Grab genommen, da ich es nie gewagt hätte, um den köstlichen Schatz Eures Herzens zu werben — wenn Ihr wirklich dies mein einzig Sehnen und Verlangen erfüllen wolltet — nein, ich kann es nicht glauben — so glücklich kann ich armer Mann nicht werden."

„Es ist Gottes Wille, daß es also sein sollte," sagte Dorothea. „Hier meine Hand, ich bin Euer

Weib. Aber erfahret nun auch den Preis, um welchen ich mich Euch gebe. Ich gehe zum Herrn Oberpräsidenten, wollt Ihr mich begleiten? Oder wollt Ihr Euch mit dem stummen Segen eines gefangenen Mannes begnügen?"

„Mein Kind," rief hier Paul Gerhardt aus — „was willst Du thun?"

„Meinen Vater befreien," antwortete die Jungfrau vest und ernst. „Eher sollen sich diese meine Augen nicht zum Schlummer schließen, eher sollt Ihr, Herr Ebeling, mich nicht als Eure wahre, verlobte Braut betrachten, bis auch mein Vater wieder frei ist. Wollt Ihr mir dazu behilflich sein?"

„Ja, das will ich," sagte Ebeling. „Um den Preis Eurer Liebe ginge ich selbst in den Tod!"

„Nun so kommt," fuhr Dorothea fort. „Wo es sich um Freiheit handelt, ist jeder verzögerte Augenblick eine Sünde an Gott und Menschen. Doch, ehrwürdiger, lieber Herr Pathe," — wandte sie sich nun an Paul Gerhardt — „ist mein Vater frei und hat seine Hand mich und diesen Mann gesegnet, dann wird das volle, gedrängte Herz zu Euch flüchten und sprechen: Segne auch Du uns."

„Du willst also wirklich diesen kühnen Schritt thun?" fragte Gerhardt verwundert.

„Ich muß, lieber Herr Pathe," antwortete sie. „Ich habe es nicht vergessen, wie Ihr mich in dieser Sache getröstet und mein Gewissen als frei erklärt habt. Aber es gibt Selbstanklagen, gegen welche kein anderer

Troſt aufkommen kann, als der des gebrachten Schuldopfers. Segnet meinen Gang, lieber Herr Pathe.“

„Du liebes, gutes, getreues Kind!“ rief Gerhardt aus und legte ſeine Hand auf ihre Stirne. „Des Herrn Wort ſei Deines Fußes Leuchte und ein Licht auf Deinen Wegen. Und was Du bitteſt und thueſt in unſers Herrn Namen, das geſchehe Dir.“

Dorothea nahte ſich dann leiſe dem Bette der Kranken; und als dieſe noch friedlich ſchlummerte, küßte ſie ſtill die bleichen Wangen der geliebten Dulderin, drückte den kleinen Fritz mit mütterlicher Zärtlichkeit an ihre Bruſt und verließ dann an der Hand Ebelings das Zimmer.

Cap. 11.

Die Audienz.

In der Angst rief ich den Herrn an, und der Herr erhörte mich und tröstete mich. Der Herr ist mit mir, darum fürchte ich mich nicht. Was können mir Menschen thun?

Psalm 118, v. 5. 6.

Dorothea nahm in Begleitung Ebelings ihren Weg nach der Wohnung des Oberpräsidenten, des Freiherrn Otto von Schwerin, eines Mannes, der, mit dem besondern Vertrauen seines Fürsten beehrt, für die gesammten Angelegenheiten der Churmark eine allerdings bedeutende Macht in seinen Händen trug und auf die Gesinnung und Willensmeinung des großen Churfürsten in der streitigen Kirchensache einen unleugbaren bedeutenden Einfluß ausübte.

Als Dorothea in den großen Vorsaal, der zu dem Zimmer des Oberpräsidenten führte, eingetreten war, fühlte sie doch, daß ihr früherer Muth etwas gebrochen sei. „Gott stärke mein schwaches Herz," sprach sie für

sich hin. „Was kann ich armes, geringes und unwissendes Mädchen einem so großen Herrn gegenüber ausrichten! Ebeling, auf Euch setze ich, nächst Gott, mein Vertrauen! Lasset uns Beide nicht vergessen, daß es gilt, einen lieben, treuen Vater aus seinem Gefängnisse zu befreien.“

Der Musikdirector verrieth in seinen Mienen freilich eben nicht den größten Muth; ihm wurde es auch wohl leichter, die Geiger, Pfeifer und Sänger nach seinem Willen zu leiten, als die Gedanken und Sinne eines vornehmen, mächtigen Herrn. Indeß fühlte er doch wohl, daß er vor dem Mädchen nicht muthlos erscheinen dürfe und sagte deshalb: „Liebe Jungfer, lasset uns auf Gottes Hilfe vertrauen, der die Herzen der Menschen leitet wie Wasserbäche. Ist das Werk, das Ihr thun wollt, Ihm angenehm, so werdet Ihr es hinausführen! Doch, liebe Jungfer, zunächst wird es allerdings nöthig sein, uns zu vergewissern, daß der Herr Oberpräsident anwesend und sodann, ob Hochderselbe geneigt sei, uns, oder auch wohl nur Euch, eine Audienz gnädig zu bewilligen. Und da es sich ferner nicht geziemen will, daß wir ohne Anmeldung weiter vorschreiten, so wird es auch wohl nöthig sein, dies durch Jemanden thun zu lassen. Es ist deshalb sehr unangenehm, daß sich auch nirgends eine Seele zeigt, an welche wir uns wenden könnten. Dies Haus ist ja wie ausgestorben.“ —

Der gute Musikdirector ahnete freilich nicht, daß dies nicht Zufall, sondern schlaue Berechnung eines Mannes war, der keine Gelegenheit, die ihm nutzbar

erschien, ungenützt vorübergehen ließ. Der Geheimschreiber Stolpe hatte die Beiden sich dem Hause nähern sehen, und, als er von ihrem wirklichen Eintritt in dasselbe sich überzeugt hatte, sogleich der sämmtlichen Dienerschaft befohlen, sich ruhig auf ihrem Zimmer zu verhalten, und ihm die Verhandlung mit den Ankommenden allein zu überlassen. Nachdem Ebeling und Dorothea noch eine Zeit lang, unentschlossen, wohin sie sich eigentlich wenden sollten, geharrt, öffnete sich eine der vielen Thüren und das süßfreundlich lächelnde Angesicht des Geheimschreibers Stolpe trat mit den beiden kleinen durchdringenden Augen hervor.

„Ist es möglich," rief er aus — „die ehrsame Jungfer Dorothea Jung und der wohlgelahrte Herr Musikdirector Ebeling, Meister und Schülerin, — Freund und Freundin! Wie glücklich macht mich dieser Anblick!"

Dorothea, obgleich auf die Zusammenkunft mit diesem Manne vorbereitet und, wie sie meinte, sattsam mit Muth bewaffnet, ihm gegenüber zu erscheinen, vermochte doch bei dem Tone seiner Stimme, die wie ein vergifteter Pfeil Leib und Seele ihr durchbohrte, nicht ruhig zu bleiben. Ein leises Zittern bewegte ihre Hände und, hinter Ebeling flüchtend, forderte sie diesen dadurch auf, sich mit dem ihr in den Tod verhaßten Manne in das nöthige Vernehmen zu setzen.

„Ihr seid sehr gütig, Herr Secretär, sagte Ebeling. „Auch Euer Anblick ist uns willkommen, da wir um des Anliegens willen, das uns hierher führt, uns an

Niemanden beſſer wenden könnten, als an Euch. Wir nämlich, oder wenigſtens Jungfer Dorothea wünſcht nichts Geringeres, als die Gnade einer Audienz bei Seiner Hochwürden-Gnaden, dem Herrn Oberpräſidenten von Schwerin, und da Ihr, wie allbekannt, des gnädigen Herrn Oberpräſidenten beſondere Gunſt und Freundſchaft genießt, ſo dürfte die Erfüllung unſerer Bitte wohl in Eurer Hand liegen. Und wir bitten Euch geziemend darum.“

„Ei, ei, Herr Muſikdirector,“ entgegnete Stolpe lächelnd — „ſeit wann verſteht Ihr denn ſo artig zu ſchmeicheln? Ihr wiſſet eben ſo gut, wie ich, daß ich meines gnädigen Herrn machtloſer Diener bin und daß ich, meinem Stande überhaupt nach, gar tief unter dem Euren ſtehe. Indeß macht jede Herablaſſung einen freundlichen Eindruck und gewinnt ſich Zuneigung und Vertrauen. Ich wiederhole Euch, Euer Anblick macht mich glücklich.“

„Dürfte auch ich meine Bitte wiederholen?“ fragte Ebeling. „Die Jungfer Jung wünſcht gar dringend mit Seiner Hochwürden-Gnaden wenn auch nur wenige Worte zu ſprechen.“

„Die Jungfer Jung?“ rief Stolpe aus. — „Dann thut es mir doppelt leid, daß ich zur Erfüllung dieſer Bitte nicht beitragen kann.“

„Und warum nicht?“ fragte Ebeling beſtürzt.

„Zunächſt,“ lautete Stolpe's Antwort — „glaube ich kaum, daß der Herr Oberpräſident anweſend iſt; und dann, ſollte mein gnädiger Herr auch anweſend

sein, so habt Ihr jedenfalls eine üble Stunde gewählt, wo selbst ich, bei aller schmeichelhaften Auszeichnung, die Ihr mir beizulegen beliebtet, nicht wagen darf, in sein Cabinet zu treten.“

„Aber,“ fragte der Musikdirector — „sollte der gnädige Herr in so dringenden Angelegenheiten nicht gern eine Ausnahme machen? Wir haben einen so weiten Weg gemacht, und wenn der gnädige Herr erfährt, daß ein armes und bedrängtes Mädchen ihn sprechen will, sollte er da nicht Gehör schenken?“

„Ein armes, bedrängtes Mädchen?“ wiederholte der Geheimschreiber. „Gott weiß es, wie sehr diese Worte mein ohnedies so weiches Herz erschüttern. Ich halte es für des Mannes schönste Aufgabe, sich eines bedrängten Weibes anzunehmen, und demgemäß würde ich selbst zu jedem Opfer bereit sein, um dieser Schuldigkeit eines Mannes nachzukommen. Aber nehmet mir's nicht übel, Herr Musikdirector, wenn ich an der Wahrheit Eurer Rede einigen Zweifel mir erlaube. Das bedrängte Herz eines Weibes pflegt nicht stumm zu sein. Wenn ich nun auch annehmen muß, daß die ehrsame Jungfer Jung sich darin gefällt, gerade mir allein zu mißtrauen, und ich daraus, daß die genannte Jungfer nicht allein ihre schönen Augen vor mir verschließt, sondern auch hinter Euch, als ihren Schützer, sich verbirgt, mit Recht schließen muß, daß mein Anblick sie eben so unglücklich, als der ihrige mich glücklich macht, so werdet Ihr doch einsehen, Herr Musikdirector, daß ein in Wahrheit bedrängtes weibliches Herz weder die

Decke vor die Augen, noch das Schloß vor den Mund legt. Ich bin ein billiger Mann, Herr Ebeling; ich könnte zum Beispiel Euch beneiden, daß Ihr die Ehre habt, dieser ehrsamen Jungfer Schützer und Führer zu sein, ja ein anderer Mann, als ich, würde Euch darum hassen. Aber mein weiches Herz ist solcher Gesinnungen unfähig, ich bin Euch in aller Freundlichkeit entgegengekommen.“

„Herr Secretär,“ fiel Ebeling ein.

Stolpe aber ließ ihn nicht weiter reden und fuhr fort: „Ich sagte Euch also, ich bin ein billiger Mann; Ihr habt, scheint es, das ganze Vertrauen dieser ehrsamen Jungfer, ja ich bin selbst stark genug auszusprechen, — Ihr besitzt, scheint es, das ganze Herz dieser ehrsamen Jungfer! Ich verlange nichts, als einen freundlichen Blick ihrer Augen, und ein freundliches Wort ihrer Lippen. Kann Jemand billiger sein, Herr Musikdirector?“

Ebeling, von des Mannes eiserner Kälte im Tone, welche mit dem süßen Lächeln seines bleichen, abgemagerten Gesichtes in fast schauerlichem Widerspruche stand, in die peinlichste Verlegenheit gesetzt, zögerte einige Augenblicke, ehe er antwortete: „Erlaubt mir, Herr Secretär, Euch zu erinnern, warum wir eigentlich hier erschienen sind, und welche Bitte wir an Euch gestellt haben.“

„Sehr richtig,“ antwortete Stolpe und sein Lächeln nahm den Ausdruck der Bosheit an. — „Ihr verstehet es wohl, da auszuweichen, wo Euch der Muth zur ehrlichen Antwort fehlt. Ihr kommt als Bittende hierher,

aber nicht, wie es Bittenden geziemt. Daß die ehrsame Jungfer Jung zur Wahrung ihrer jungfräulichen Würde nicht allein, sondern unter Eurem Schutze hier eintrat, möchte man wohl nicht tadeln, obgleich ich mich erinnere, aus dem Munde dieser ehrsamen Jungfrau so strenge Ansichten von weiblicher Würde und Ehre gehört zu haben, daß es mich fast Wunder nimmt, dieselbe an der Hand eines unverheiratheten Mannes durch die Straßen der Residenz wandern zu sehen. Geschähe dies unter dem Schleier der Nacht, so bliebe es doch wenigstens den menschlichen Augen verborgen, aber am hellen Tage —"

Bis hierher hatte es Dorothea über sich vermocht, den mannigfachen Anreizungen des Secretärs standhaft auszuweichen und ihm ein verächtliches Stillschweigen entgegen zu setzen. Aber jetzt, wo dieser Elende die Reinheit ihres Herzens und Wandels anzutasten wagte, vermochte sie nicht länger zu schweigen. Hervortretend unterbrach sie die Rede des Schreibers und sagte im lauten, durchdringenden Tone gekränkter Ehre: „Pfui über Euch, die Ihr den Nothstand eines bedrängten Weibes mit Schmach und Hohn zu bedecken den Muth habet. Wenn Ihr es unbegreiflich findet, daß ein ehrbares Bürgermädchen in Begleitung dieses Mannes als eine Bittende in diesem Hause erscheint, so wisset, ich bin dieses Mannes verlobte Braut. Und nun thut Eure Schuldigkeit und meldet mich bei Eurem Herrn."

So sehr nun Stolpe Meister seiner Empfindungen war, so wirkte doch diese Eröffnung Dorotheens so

erschütternd auf seine Seele, daß er den Schreck darüber nicht augenblicklich beherrschen und verdecken konnte. Indeß schnell berechnend, welche Folgen diese unerwartete Niederlage für ihn haben müßte, sammelte er, wie durch einen zauberhaften Schlag, sich wieder und dasselbe süß-freundliche Lächeln lagerte sich auf seine vertrockneten Wangen. Eben wollte er darauf, jedenfalls glückwünschend antworten, als eine andere Thüre sich öffnete und der Herr Oberpräsident selbst heraustrat.

„Was gibt es hier?" fragte er rasch und unfreundlich.

„Gnädiger Herr," antwortete Stolpe in der demüthigsten Verbeugung — „eben wollte ich Eurer Gnaden das unterthänige Gesuch dieser ehrenwerthen Jungfrau vortragen. Es ist die Tochter des Tuchmachermeistens Jung, die Eure Excellenz um eine kurze Audienz bittet, und durch mich die freundliche Hoffnung auf die gnädige Erfüllung ihrer Bitte Eurer Excellenz an das Herz legt."

„Tretet ein," sagte nun der Präsident freundlicher, und Dorothea ging mit klopfendem Herzen in das geöffnete Gemach; der Präsident folgte und schloß die Thüre. Stolpe aber eilte auf Ebeling zu und sagte: „Nur flüchtig kann ich Euch, lieber Herr Musikdirector, meinen Glückwunsch abstatten, da mich mein Amt jetzt von hier entfernt. Indeß bitte ich Euch, zu verweilen, bis ich zurück sein werde." — Und mit diesen Worten trat Stolpe durch eine andere Thür in das dem Audienzzimmer zunächst gelegene Gemach. Ohne Zweifel lag ihm jetzt mehr daran, heimlicher Zeuge der Unterredung Dorotheens mit dem Präsidenten zu sein, als seine Freude

über den Bräutigamsstand dem Herrn Musikdirector in Weiterm auszudrücken. So blieb Ebeling im Vorsaale allein. Wir aber folgen dem zitternden Mädchen.

„Ihr seid also die Tochter des Meisters Jung?“ fragte der Präsident. „Was ist Euer Anliegen?“

„Gnädiger Herr,“ antwortete die Jungfrau und der Ton ihrer Stimme verrieth die Gewalt, mit welcher sie die Angst und Beklommenheit ihrer Seele zu bemeistern suchte — „gnädiger Herr, ich bin ein armes, unwissendes Mädchen, unbekannt und unerfahren in Sprache und Sitte, wie es sich geziemen mag, vor großen Herren Alles im rechten Ausdrucke zu reden. Mich führt die Liebe zu meinem armen Vater, der Drang eines gestörten Gewissens und das Vertrauen auf Eurer Gnaden Freundlichkeit und Gerechtigkeit hierher und um deswillen hoffe ich auf gnädiges Gehör.“

„Wenn Ihr, wie ich merke,“ sagte der Präsident — „eine Fürbitte für Euren Vater einlegen wollt, so muß ich Euch gleich zur Erspatniß Eurer Mühen bemerken, daß Ihr Euch nicht mit falschen Hoffnungen täuschet. Die Angelegenheit des Meisters Jung geht auf höchsten Befehl churfürstlicher Durchlaucht den Weg gesetzlicher Prüfung und Gerechtigkeit. Trägt es aber Etwas zu Eurer Beruhigung bei, so kann ich Euch versichern, daß ich von ganzem Herzen wünsche, Euer Vater möge unschuldig erfunden werden.“

„Das wird er,“ sagte Dorothea mit vester Stimme — „das muß er. Gnädiger Herr Präsident, mein

armer Vater ist des Verbrechens nicht schuldig, dessen er angeklagt wird.“

„Nun, das wird sich finden,“ war die Antwort. — „Und wenn Ihr sonst nichts weiter, als diese Versicherung abzugeben habt —“ der Präsident vollendete den Satz seiner Rede dadurch, daß er mit der Hand nach der Thüre wies.

„Nein,“ rief Dorothea aus — „Eure Gnaden wird mich noch einige Augenblicke anhören. Man hat mir gesagt, ein aufrichtiger und gewissenhafter Zeuge könne zur Freisprechung eines Angeklagten Viel, ja wohl Alles beitragen. Und ich will ein Zeugniß für meinen Vater ablegen.“

„Liebes Kind,“ unterbrach sie der Präsident mit einem Lächeln, in welchem sich Mitleid mit der Unwissenheit und dem Unverstande aussprach — „liebes Kind, Du weißt natürlich nicht, daß Du ein gar sehr verdächtiger Zeuge bist, und überdies zur Ablegung eines Zeugnisses nicht fähig.“

„Eure Gnaden möge mir nicht böse werden,“ fuhr Dorothea mit festerer Stimme fort. — „Ueber einen Vater kann Niemand besseres Zeugniß geben, als das Kind. Das menschliche Herz ist schwach und läßt sich nur allzu oft von äußeren Reizungen zu Gedanken und Worten verführen, die nicht aus der Tiefe kommen. Aber im Hause, im Kreise der Seinen, im täglichen Verkehr solcher Menschen, die Gott zusammengeführt hat für das irdische Leben, da redet der Mund, wie das Herz in Wahrheit fühlt und denkt. Ich weiß, mein

armer Vater ist angeklagt, in Worten und Werken gegen den Gehorsam gesündigt zu haben, welchen die Unterthanen der Obrigkeit schuldig sind; ja ich weiß, daß er sogar des strafbaren Vorhabens angeklagt ist, die Bürgerschaft zum Aufruhr gegen unsern gnädigsten Churfürsten zu verführen. Gnädiger Herr, solches entsetzliche Vorhaben kommt nicht von Ungefähr und ist nicht das Werk eines Augenblickes, und ist nicht, je nachdem die Umgebung ist, ein anderes. Was mein Vater zu thun beschlossen hat, das führt er aus, so weit menschliche Kraft es vermag, und redet davon gegen Jedermann; denn mein Vater hat keine Menschenfurcht, er weiß, daß Gott mit ihm ist, wenn er auf Gottes Wegen geht. Nun aber weiß ich, und bezeuge es vor dem allgegenwärtigen Gott und vor Euch, gnädiger Herr Präsident, daß ich auch nie und nimmermehr aus dem Munde meines Vaters ein Wort gehört habe, welches sich auf ein solches Verbrechen deuten ließe. Vielmehr hat mein Vater jederzeit mit aller schuldigen Ehrfurcht und Unterthänigkeit von unserm durchlauchtigsten Churfürsten geredet, und mir von Kindheit an das Wort der Schrift eingeprägt: Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, denn die Obrigkeit ist von Gott verordnet! Und mein Vater ist ein treuer, ehrlicher lutherischer Christ und Bürger. Mit Wissen und Willen geht keine Lüge über seine Lippen. Herr Präsident, mein Vater kann des Verbrechens nicht schuldig sein, dessen er angeklagt wird.“

„Du verstehst das nicht, mein Kind,“ entgegnete

der Präsident lächelnd, wiewohl mit mehr Wohlwollen, als vorher. — „Du kannst es nicht wissen, daß bei Untersuchung von Thatsachen, die nicht geleugnet werden können, auf sonstige Aeußerungen wenig und nur sehr vorsichtig Rücksicht genommen werden kann. Du sagst ganz recht, das menschliche Herz ist schwach; es denkt bald Gutes, bald Böses. Drücken sich aber böse Gedanken in Worten und Werken aus, so verfallen sie nach Gottes Ordnung dem menschlichen Gerichte. Du vertheidigst Deinen Vater, wie es einem Kinde zukommt, aber das Gericht richtet nicht über den Vater, sondern über den Bürger und Unterthan. Dein Vater ist seit Jahren bekannt als ein eifriger Lutherischer, der namentlich gegen die Edicte in diesem Kirchenstreite vielfach tadelnd sich ausgesprochen hat. Es ist übergenug von Zeugen bestätigt worden, welche gefährliche und aufrührerische Aeußerungen Dein Vater bald hier bald dort gethan hat. Dein Vater ist der treueste Freund und Vertheidiger jenes unruhigen Paul Gerhardt, der sich durch seinen beharrlichen Ungehorsam trotz der Milde und Gnade, die ihm von Seiten churfürstlicher Durchlaucht widerfahren ist, immer mehr als Feind und Widersacher alles Kirchenfriedens offenbaret. Dein Vater hat die Bürgerschaft aus eigener Machtvollkommenheit zusammen berufen, die Gemüther zum Widerstande gegen die Edicte erhitzt, die beiden Bittschriften für den genannten Paul Gerhardt abgefasset und gleichsam zum offnen Trotze und Hohn den weiten Weg nach Cleve gemacht, um die vermeintlichen Wirkungen seiner unge-

ziemlichen Vorstellungen mit eignen Augen zu sehen. Doch, mein Kind, ich vergesse ganz, daß Du über solche Dinge zu urtheilen unfähig bist und ich will, um Deiner Kindesliebe willen, Dir gern vergeben, daß Du mich durch Deinen Eintritt gestört hast. Gehe nun, und erwarte von der Gerechtigkeit, was Rechtens ist.“

„Gnädiger Herr Präsident, ich kann nicht gehen,“ antwortete die Jungfrau vest und entschlossen. „Eure Gnaden kann unmöglich es meinem Vater zum Vorwurfe machen, daß er ein Freund und Vertheidiger des Herrn Paul Gerhardt ist. Es wird in der ganzen Gemeinde Mariä und Nicolai nicht eine Seele geben, die nicht mit Liebe und Dankbarkeit an diesem Paul Gerhardt hinge. Gnädiger Herr Präsident, ein Mann, wie dieser Paul Gerhardt, der wie ein Apostel des Herrn das Wort vom Kreuze verkündigt, der, wenn er von heiliger Stätte herab uns die Schrift eröffnet, einen Zugang findet zu Aller Herzen, der, wenn er segnet am Altar, den Geist des Herrn in Wahrheit allen Gläubigen mittheilt, weil der Geist des Herrn sein eignes Herz erfüllt, — ein Mann, wie dieser Paul Gerhardt, der in jeder Familie seiner Gemeinde wenigstens eine Seele zählt, welche er mit dem Worte Gottes erleuchtet, gekräftigt und getröstet und aus falscher Ruhe und Sicherheit zum neuen Leben in Christo erweckt und aufgerichtet und aus des Herzens Hoffart zur Demuth unter das Kreuz gebracht hat, dieser theure Gottesmann, der zahllose Thränen des Elendes unter uns getrocknet hat, der in keiner Noth der Seinen sich zurückgezogen, an allen

Krankenbetten gesessen und die kranken Seelen geheilet, der den Sterbenden ein letzter Freund und Fürbitter bei Gott gewesen ist, — sollten wir Den nicht wieder lieben, der uns Alle so wahrhaft liebt? Ja noch mehr, Herr Präsident, ein Mann, wie dieser Paul Gerhardt, der in seinem eignen Hause Allen ein Vorbild wird, wie der Mann des Weibes treuester Freund und Führer zur Seligkeit und seiner Kinder Erzieher und Wohlthäter sein soll, der bei allem schweren Kreuz und Ungemach, das ihn und sein Haus betroffen, bei dem schmerzreichen Anblicke seines kranken, dem Tode entgegenwelkenden Weibes nicht einen Augenblick sein Ohr den Bitten des niedrigsten Bettlers verschließt, der der Wittwen und Waisen sich erbarmet und sie in seinem Hause aufnimmt, als wären sie die Seinen, — ein Mann, wie dieser theure, geliebte Paul Gerhardt, der seinem Gott und Herrn im Himmel mit derselben Treue dient, als dem Fürsten und dem Lande und der Gemeinde, wohin ihn Gott gewiesen hat, — dieser theure, liebe, fromme Sänger der Liebe unsers Erlösers, dessen Lieder und Psalmen in Aller Herzen leben, der nur mit dem einen Liede: Befiehl du deine Wege, schon Tausenden aufs Neue Stecken und Stab in die ermattete Hand gelegt, tausend niedergebeugte Gemüther wieder zu der Hoffnung erhoben hat, die nicht lässet zu Schanden werden, — gnädiger Herr Präsident, müßten wir nicht die undankbarsten Seelen sein, wollten wir diesen Mann nicht lieben?"

Als Dorothea hier schwieg, blieb der Blick des Prä-

ſidenten mit Verwunderung auf ihr ruhen, bis er im Tone aufrichtigen Wohlwollens ihr antwortete: „Mädchen, Du ſchwärmeſt für dieſen Gerhardt! Iſt das nicht Deines Vaters Geiſt, der aus Dir redet?“

„Nein, gnädiger Herr,“ entgegnete die Jungfrau. „Hat mein Vater vor Eurer Gnaden eben ſo geredet, wie ich, ſo iſt das nur der Geiſt des Glaubens und der Liebe, die aus dem Glauben kommt. Eure Gnaden wollte es meinem Vater zum Vorwurfe machen, daß er ein eifriger Lutheriſcher ſei. Nun, gnädiger Herr, ich bin unwiſſend in den Streitſätzen zwiſchen den Reformirten und den Lutheriſchen, aber wenn eifrig lutheriſch ſein ſo viel heißt, als von ganzem Herzen glauben, daß die Schrift heiliges Gottes Wort iſt und menſchlicher Verſtand und Weisheit ſich dieſem geoffenbarten Gotteswerk willig und gläubig unterwerfen muß, daß wir arme, verlorne Menſchen vor Gott nur gerechtfertigt werden durch den Verſöhnungstod unſers Heilandes, daß alle Seligkeit nur ein Geſchenk göttlicher Gnade um Jeſu Chriſti willen iſt, daß Gottes ewige Liebe und Barmherzigkeit Niemanden verſtößt, ſondern Alle zum Leben und zur Seligkeit berufen hat und auch die ärmſte Seele nicht zurückweiſet, wenn ſie noch zu Chriſto flüchtet, — wenn eifrig lutheriſch ſein heißt, das heilige Abendmahl nicht blos als ein Gedächtniß an des Herrn Tod, ſondern als ein heiliges Sacrament begehen, wo der Segen des ganzen Erlöſungswerkes Jeſu Chriſti zuſammenkommt und der feierliche Genuß des Brotes und Weines unſere Seele in wahre Gemeinſchaft mit Chriſto

ſetzet, ſo daß wir als die lebendigen Glieder an Dem, der das Haupt iſt, wahrhaft Theil haben an ſeinem Leibe und Blute, das er um unſerer Sünden willen und zu unſerer Gerechtigkeit dahingegeben und vergoſſen hat, — und wenn eifrig lutheriſch ſein heißet: dieſen Glauben treulich bewahren, ihn nicht laſſen in keiner Angſt und Noth des Lebens, ihn verkündigen und ihn vertheidigen, wo es nur ſei, und um dieſes Glaubens willen freudig hinnehmen Schmach und Spott und Hohn, Verfolgung, Kerker und Banden, dann, Herr Präſident, dann bin ich auch eine eifrige Lutheriſche, und tauſend und aber tauſend Seelen mit mir.“

„Welch ein Geiſt lebt in dieſer Seele!“ rief der Präſident voll Erſtaunen aus, als er bemerkte, wie Ton und Stimme, Blick und Miene, und ein hochglühendes Roth der Wangen allerdings von der Innigkeit und Wahrheit des Eifers eines lutheriſchen Mädchens ein unwiderlegbares Zeugniß abgaben. Er konnte ſich's auch nicht leugnen, daß die faſt verächtliche Gleichgültigkeit, mit welcher er die Tochter eines gefangenen Tuchmachers empfangen hatte, ihm unwillkührlich in eine Art von Achtung und Ehrfurcht übergeſchlagen war. „Das iſt nicht die Sprache eines niedern Weibes,“ dachte er bei ſich — „das iſt noch viel weniger die Sprache der Heuchelei und der Berechnung! Was Wunder, wenn der Vater in gleichem Maaße auftritt, da er dieſes Mädchens Lehrer und Vorbild iſt!“ Hierauf wandte er ſich an das Mädchen, blickte ſie lange und ernſtprüfend an und fragte dann: „Was willſt Du eigentlich von

mir? Was glaubst Du, daß ich zur Erfüllung Deiner Wünsche thun könnte?“

„Gnädiger Herr,“ antwortete Dorothea ruhiger und im Tone herzlichen Flehens. „Gnädiger Herr, lasset meinen Vater frei!“ —

„Nein, mein Kind, entgegnete der Präsident schnell — „diese Bitte zu erfüllen, steht außer meiner Macht. Dagegen gebe ich Dir gern das Versprechen, daß Deinem Vater, so weit es in meiner Hand liegt, kein Leid widerfahren soll. Die Haft Deines Vaters ist nöthig, weil vielfache Anklagen gegen ihn vorliegen, die, weil sie die geheiligte Person des Landesherrn betreffen, die strengste Untersuchung erfordern. Wenn ich auch zugestehe, daß das Ergebniß der Untersuchung bisher von keinem besondern Gewicht in der Waagschale der Schuld Deines Vaters ist, so ist doch auch seine jetzige Haft weniger eine Folge der gegen ihn vorgebrachten Anklagen, als vielmehr die ihm zuerkannte Strafe für Verletzung der schuldigen Unterthänigkeit und der Ehrfurcht gegen churfürstliche Durchlaucht, welche er dadurch, daß er sich als Verfasser des letzten Bittschreibens, und dadurch, daß er durchaus alle Verantwortlichkeit auf sich genommen und etwaige Schuldige nicht hat nennen wollen, zugestanden hat.“

Diese ruhige Auseinandersetzung machte auf die Jungfrau einen tiefern Eindruck, als der frühere, scharfe Ton des Präsidenten, und schlug für den Augenblick all' ihren Muth darnieder. Der Präsident schien fast Mitleid mit dem armen Mädchen zu haben, welches

troſtlos und rathlos die Augen ſenkte und im Stillſchweigen verharrte.

„Irre ich mich nicht,“ fuhr nun der Präſident fort — „ſo ſagteſt Du mir, Dich hätte der Drang eines geſtörten Gewiſſens hierher geführt. Was willſt Du damit ſagen?“

Dieſe in aufmunterndem Tone geſprochenen Worte wirkten wie ein Blitz auf die trauernde Seele Dorotheens. Sie blickte raſch auf und offenbarte die Freude eines Herzens, dem plötzlich in großer Noth ein rettender Gedanke gekommen iſt. „Gnädiger Herr,“ ſagte ſie — „darf ich hoffen, daß Eure Gnaden mir eine Frage beantwortet?“

„Warum nicht,“ antwortete der Präſident lächelnd. „Du wirſt doch nicht etwa Fragen an mich thun, die ich nicht zu beantworten wagen dürfte!“

„Eure Gnaden,“ ſprach nun Dorothea weiter — „ſagte mir, es lägen gegen meinen armen Vater ſchwere Anklagen vor. Wer iſt dieſer Ankläger? Wer hat ſo falſches Zeugniß gegen meinen Vater abgelegt?“

„Mein Kind,“ entgegnete der Präſident in ſichtbarer Verlegenheit — „das iſt allerdings eine Frage, die an einem andern Orte verhandelt wird. Doch mögeſt Du wenigſtens ſo viel wiſſen, daß das Zeugniß gegen Deinen Vater von einem glaubwürdigen Manne abgelegt worden iſt.“

„Ich kenne dieſen Mann,“ ſagte Dorothea, die nun ihren vollen Muth wieder erhalten hatte. — „Und wenn Eure Gnaden mir ein Geſtändniß abzulegen erlaubt,

wozu die höchste Noth mich treibt, so dürfte es sich zeigen, ob jener Mann ein glaubwürdiger Zeuge ist oder nicht.“

Noch ehe aber der Präsident antworten konnte, öffnete sich eine kleine, halbverborgene Seitenthür und Herr Stolpe schlich in aller Unterthänigkeit herein und sprach: „Eure Hochwürden-Gnaden erlaube ich mir erhaltenem Befehle gemäß, zu erinnern, daß die Sitzungsstunde nahe ist.“

„Gut, gut, Stolpe,“ sagte der Präsident. — „Ich komme bald.“

„Dann wollte ich mir noch erlauben,“ fuhr Stolpe demüthigst fort — „Eure Hochwürden-Gnaden um Hochdero Resolution zu bitten, da ich die nöthigen Vorlagen zur heutigen Sitzung nicht eher ausfertigen kann.“

„So?“ fragte der Präsident etwas verdrießlich — „Nun, wartet! — Doch das hat Zeit bis morgen.“

„Und dann,“ begann der unerschütterliche Secretär von Neuem. Aber diesmal sollte er nicht weiter zu Worte kommen; der Präsident wandte sich finster nach ihm um und sagte: „Ich sage Euch, es hat Zeit bis morgen. Geht jetzt, und vermeldet den Herren Räthen, daß ich bald erscheinen werde.“

Da mochte der Geheimschreiber doch keinen weitern Einwand wagen; er verbeugte sich tief und freundlichst und sprach im Abgehen für sich: „Da muß also auf andere Weise geholfen werden.“

„Nun rede,“ sagte der Präsident zu Dorotheen gewandt. „Du hast mich begierig gemacht! Doch hüte

Dich, daß Du keine Unwahrheit vorbringst! Wen hälst Du für den Ankläger Deines Vaters?"

„Den Mann," sagte Dorothea unerschrocken — „der eben dies Zimmer verließ."

„Meinen Secretär?" rief der Präsident aus. „Wie kommst Du zu dieser Vermuthung?"

„Gnädiger Herr," fuhr nun das Mädchen fort. „Es mag sich vielleicht doch nicht geziemen, daß ich solche Geständnisse hier ablege. Aber Gott wird es mir gnädig verzeihen; die höchste Noth, der noch einzige Weg, meinen armen Vater zu befreien, treibt mich dazu. — Ja, Eure Gnaden, Herr Stolpe ist der Ankläger meines Vaters, und kein anderer. — Und der Grund und Ursache seiner Anklage ist: Rache gegen mich; er will die Tochter in dem Vater verderben."

„Bedenke, was Du sprichst," sagte der Präsident ernst.

„Ja gewiß," versicherte die Jungfrau. „Von jedem Worte, das ich noch reden werde, bin ich bereit, Rechenschaft zu geben vor Gott und Menschen. Herr Stolpe wirbt seit langer Zeit um meine Liebe und das auf eine Weise, die eine ehrbare Jungfrau kränken und schmerzen muß. Ich kann diesen Mann nicht achten und lieben, weil meine ganze Seele mir sagt, daß Gott uns geschieden hat. Zudem bin ich seit Kurzem die verlobte Braut eines ehrbaren Mannes. Wenn ich Herrn Stolpe's Bewerbungen zurückwies, so that ich nur, wozu mich meine Seele antrieb. Aber er selbst achtet weder meiner Worte noch meiner Thaten; er will eine Neigung in

meinem Herzen erzwingen, die mir völlig unmöglich ist. In Cleve bot er mir die Befreiung meines Vaters an, wenn ich mich seinen Wünschen fügen wollte. Ich schwankte, nicht zwischen Liebe und Haß gegen ihn, sondern zwischen Liebe zu meinem Vater und — daß ich es gestehe, Liebe zu mir selbst. Ich wies den Antrag des Herrn Stolpe zurück und legte dadurch die Fesseln an meines Vaters Hand. Das ist die Last meines Gewissens. Jetzt weiß ich's, — um meinen Vater zu befreien, mußte ich mich selbst, mein Lebensglück, meine Hoffnungen, meine Liebe opfern; aber ich liebte mich mehr, denn meinen Vater. Gott möge mir diese Sünde verzeihen, wenn sie nicht größer ist, denn daß sie mir vergeben werden könnte."

„Mädchen," rief der Präsident aus — „redest Du die Wahrheit?"

„So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort, Jesus Christus" — antwortete Dorothea fest und legte ihre gefalteten Hände auf die Brust. — „Noch den Eintritt zu Eurer Gnaden wollte mir Herr Stolpe um denselben Preis verkaufen. Da ich nun Zeuge war, unter welchen Drohungen dieser Herr Stolpe in Cleve meinen Vater verließ, und wie mein Vater in der Aufregung vielleicht einige verletzende Aeußerungen gegen denselben gethan hat, so wird Eure Gnaden den Verdacht rechtfertigen, welchen ich gegen diesen Mann ausgesprochen habe."

„Also Du sagtest," sprach der Präsident — „daß mein Secretär die Rettung Deines Vaters unter der

von Dir angegebenen Bedingung Dir versprochen hat! — Du sagtest das, und bleibst dabei?"

„Ja, mein gnädiger Herr," versicherte Dorothea und setzte dann, als sie den finstern Blick des gestrengen Herrn gewahrte, hinzu: „Doch kann ich Eure Gnaden aus der Tiefe meines Herzens versichern, daß ich keinerlei Anklage gegen Herrn Stolpe aussprechen, sondern wo möglich nur zur Befreiung meines armen Vaters ein von der höchsten Noth mir aufgedrungenes Geständniß ablegen wollte. Darum, Eure Gnaden, verschmäht die Bitte eines armen Mädchens nicht. Ich habe weder Bruder, noch Schwester und meine Mutter schläft seit Jahren in ihrem Grabe. Seid barmherzig, gnädiger Herr, gebt einer verlassnen Tochter den nächsten Freund und Schützer, den Vater zurück, und nehmet durch das Wort der Gnade, das Ihr über einen gewiß getreuen Bürger und Unterthan aussprechet, die schwere Last von meinem Gewissen. Entlasset meinen Vater aus seinem Gefängnisse, und findet es Eure Gnaden für nöthig, daß er fernerhin zur Verantwortung bereit sei, nehmet ihm sein Wort ab, daß er erscheinen will, und wäre es zum Tode. Mein Vater wird das Wort geben und halten, so wahr ich weiß, daß er mich liebt."

Der Präsident blieb einige Augenblicke in finsterm Nachdenken versunken; dann sagte er: „Gehe jetzt, mein Kind! Du wirst Deinen Vater bald wiedersehen."

„Gott vergelte Euch dies Wort," rief die Jungfrau freudig aus, und ihre Augen standen voll Thränen. Der Präsident aber stand auf, schritt auf sie zu und

fragte im Tone herzlichen Wohlwollens: „Wie heißest Du?“

„Dorothea, gnädiger Herr,“ antwortete sie.

„Dorothea?“ wiederholte der Präsident. „Also Gottesgabe! Ja und mit Recht! Dein Vater ist ein glücklicher Mann! Wohl Dem, der Freude an seinen Kindern erlebt!“ Und mit diesen Worten wandte sich der Präsident und schritt durch die kleine Thüre. Dorothea aber kehrte mit ihrem Bräutigam in ihr väterliches Haus zurück, wo einige Freunde ihres Vaters mit Unruhe auf ihre Rückkehr warteten.

Kurze Zeit nachher, während das muthige Mädchen den Bürgern ihre Unterredung mit dem Herrn Oberpräsidenten erzählte, öffnete sich die Thüre. Da flog Dorothea von ihrem Sitze auf, stürzte dem Eintretenden entgegen und rief: „Mein Vater, mein lieber Vater!“ und sie legte ihr Haupt an seine Brust und weinte. Und Meister Jung weinte auch, als er sprach: „Mein Kind, mein liebes, theures Kind! Gott segne Dich!“

„Und segnet Diesen mit,“ setzte Dorothea hinzu und zog Ebeling an ihres Vaters Brust. „Nehmt ihn ihn auf als Euren Sohn, als Eurer Tochter Herzensfreund! Ist's Euch so recht, lieber Vater?“

„Ja, ja,“ antwortete Meister Jung mit gebrochener Stimme; — „das ist der Freude zu viel an einem Tage. Gott segne euch, lieben Kinder!“

Und die umstehenden Bürger sprachen: Amen! Amen!

Cap. 12.

Eine Consistorial-Sitzung.

> Seid allezeit bereit zur Verantwortung Jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist, und das mit Sanftmüthigkeit und Furcht, und habt ein gut Gewissen.
>
> 1 Petri 3, v. 15. 16.

Das hochwürdige churfürstliche Consistorium war versammelt. Präsident und Räthe hatten ihre Sitze eingenommen; und nur ein Stuhl war noch unbesetzt. Auf einen Wink des Präsidenten öffnete sich die Thüre und Andreas Fromm, der lutherische Propst zu St. Petri, trat ein.

„Herr Propst," redete ihn der Präsident ernst an — „nach Dem, was sich in Betreff Euret begeben hat, wird es Euch nicht auffallen, daß Ihr, statt wie bisher, Euren Platz in der Reihe der Räthe einzunehmen, heute vor churfürstlichem Consistorio nicht als Beisitzer, sondern als Pfarrer und Prediger erscheinet, um nach churfürstlicher Durchlaucht höchstem Befehle Red' und Antwort

zu geben. Ihr erinnert Euch, daß Ihr vor einiger Zeit in Gegenwart meiner und des Herrn Hofpredigers Stosch, sowie des Pfarrers zu Ribbeck, Johann Müller's, Euch unterstanden, die schweranklagende Aeußerung zu thun: die lutherische Kirche erleide von den Reformirten Gewalt. So wenig überhaupt eine solche Aeußerung gerade von Euch zu erwarten war und so sehr ich für meine Person zeither auch geneigt war, diese Eure Worte als den flüchtigen Erguß eines unbewachten Herzens zu betrachten, so hat sich doch in neuester Zeit Manches begeben, was diese gute Meinung über Euch zu Schanden macht. Es ist uns mitgetheilt worden, daß Ihr Euch zu Denen geschlagen habt, welche die Reversausstellung des Propstes Lilius als einen Verrath an der lutherischen Kirche bezeichnen und in Wort und Schrift als solchen verschreien, daß Ihr, was früher nicht geschehen, jetzt mit dem, seines Amtes entsetzten Diaconus Paul Gerhardt in nähere Freundschaft getreten seid und daß Ihr auf Eurer Kanzel seit einiger Zeit in Behandlung der Streitfragen beider Kirchen und des Elenchus nicht mehr die Mäßigung beobachtet, die Euch früher auszeichnete. Aus solchem Allen, sowie besonders daraus, daß Ihr Euch geweigert habt, den Revers zu unterschreiben, geht hervor, daß Ihr Eure Ansichten über die Maaßnehmungen churfürstlicher Durchlaucht, den Kirchenfrieden herzustellen, geändert habt. Hieraus folgt ferner, daß das gesammte Consistorium, wenn es Eure erwähnte Aeußerung: daß die lutherische Kirche von den Reformirten Gewalt erleide, für eine Beleidigung unsers

durchlauchtigsten Landesherrn erklärt, völlig begründete Ursache dazu hat. Ich fordere Euch demnach auf, Euch darüber zu vertheidigen, wenn Ihr anders es vermöget.“

Der Propst, der in seinen bisherigen Collegen jetzt seine Richter sah und noch dazu bei seinem furchtlosen Umherschauen den lauernden, höhnisch-lächelnden Blicken des Hofpredigers Stosch begegnete, konnte eine gewisse Empfindlichkeit darüber nicht ganz verleugnen, als er antwortete: „Ich bin bereit, über Alles Red' und Antwort zu geben, was churfürstliches Consistorium mir dazu vorlegen wird. Doch ist die gegen mich erhobene Anklage so vielfach, daß ich in Wahrheit nicht weiß, auf was die hochwürdigen und gnädigen Herren zuerst meine Verantwortung hören wollen.“

Als der Präsident nicht sogleich wieder antwortete, nahm der Hofprediger Stosch das Wort und sagte: „Was die geheiligte Person churfürstlicher Durchlaucht betrifft, ist natürlich das Nächste und Wichtigste und demnach werdet Ihr Euch darüber zu verantworten haben, was Seine Hochwürden und Gnaden Euch in dieser Hinsicht vorgehalten hat.“

Der Propst warf dem Hofprediger einen finstern Blick zu und sagte: „Ich kann und mag nicht leugnen, daß ich von der Gewalt geredet, welche die lutherische Kirche von der reformirten erleidet. Wer die Seelenangst lutherischer Geistlichen gesehen hat, mit welcher sie an die Unterschrift des Reverses denken und woraus so sichtbarlich hervorgeht, daß es nicht Ungehorsam gegen die landesherrlichen Edicte, sondern lautere Gewissenssache

ist, die sie davon abhält, — und wer wiederum hat mit ansehen müssen, wie dennoch solche arme, bedrängte lutherische Pfarrer durch allerlei Einreden, Vorstellungen und Drohungen zur Unterschrift getrieben wurden, der hat meines Bedünkens nicht zu viel gesagt, wenn er das Gewalt nennt.“

„Und somit gesteht Ihr zu,“ fiel Stosch schnell ein — „daß Ihr Euch einer Beleidigung churfürstlicher Durchlaucht schuldig gemacht habt?“

„Mit Nichten, Herr Hofprediger,“ antwortete Fromm. „Denn wenn es auch wahr ist, daß diese Anforderung zur Unterschrift des Reverses auf Befehl des durchlauchtigsten Landesherrn geschieht, so ist doch bekannt, daß churfürstliche Durchlaucht in solchen Kirchen- und Glaubensstreitigkeiten gern dem Rathe Anderer folgt, und zwar Derer, welche die lutherische Kirche mit wenig freundlichen Augen betrachten. Zur Ausführung eines Gesetzes bedarf es der äußern Macht, aber das Gesetz selbst kommt aus dem innern Menschen. Darum sage ich: ich habe jene Worte, auf welchen, wie es scheint, die Hauptanklage gegen mich beruht, nicht wider Seine Durchlaucht, sondern gegen die Räthe gesprochen, welche Seine churfürstliche Durchlaucht zu solchen Handlungen reizen.“

Der Hofprediger Stosch erglühte vor Zorn und wollte diesem durch eine weitere Rede Luft machen; aber der Präsident selbst nahm das Wort und sagte: „Bedenkt, Herr Propst, was Ihr redet. Wir hatten uns zu Euch der guten Hoffnung versehen, daß Ihr

jene Aeußerung dahin erläutern würdet, als hättet Ihr, von einer augenblicklichen Aufregung verführt, nicht recht überdacht, welche schwere Anklage Ihr in solchen Worten ausspreches; aber wie wir sehen, wollt Ihr Euch rechtfertigen, statt entschuldigen, und meinet, es sei leichter, uns selbst anzuklagen.“

„Gnädiger Herr Oberpräsident,“ entgegnete der Propst — „wenn ich von den Räthen redete, welche churfürstliche Durchlaucht zu solcher Strenge gegen uns Lutherische reizen, so kann ich aus treuem Herzen versichern, daß ich dabei an Eure Hochwürden-Gnaden nicht gedacht habe. Ich bin zu oft Zeuge gewesen, wie Eure Gnaden den Kirchenfrieden so herstellen will, daß Niemandes Recht und Gewissen dabei verletzt werde und die Entlassung des Meisters Jung aus seiner Haft ist ein neues Zeugniß, wie wenig Eure Gnaden gesonnen ist, Gewalt zu üben gegen Solche, die aus treuem, christlutherischem Herzen und Gewissen handeln! Ich meine vielmehr solche Räthe, welche als offene Feinde der lutherischen Lehre bekannt sind und Willens zu sein scheinen, die lutherische Kirche völlig aufzuheben. Ich meine nicht weltliche, sondern geistliche Räthe.“

Dieser allerdings offenbare Angriff gegen den Hofprediger Stosch ward von diesem auch als eine ihn persönlich treffende Beleidigung aufgenommen. „Gnädiger Herr Präsident,“ sagte er, als er bemerkte, daß dieser zu sprechen im Begriff war, — „es dürfte mir wohl gestattet sein, hierauf nach Gebühr zu antworten. Wenn Ihr, Herr Propst, Eure gegen die geheiligte Person

unſers Landesherrn gemachte Beleidigung dadurch geringer zu machen ſucht, daß Ihr ſie auf Andere übertragt, und wie es den Anſchein hat, auf mich, ſo ſeid Ihr im Allgemeinen weder gerechtfertigt, noch entſchuldigt. Denn ſchon das Zugeſtändniß, daß Ihr überhaupt habt beleidigen wollen, läßt ſich mit Amt und Würden eines lutheriſchen Propſtes, mit dem Ernſte und der leidenſchaftloſen Bedächtigkeit eines Beiſitzers des churfürſtlichen Conſiſtorii und mit der Freundlichkeit und Milde eines chriſtlichen Predigers nicht vereinigen. Sodann wenn auch darin für uns niedrige geiſtliche Räthe viel Ehre liegen mag, daß Ihr unſern Einfluß bei Seiner Durchlaucht gnädigſten Reſolutionen ſo hoch anſchlagt, ſo liegt doch vielmehr darin eine neue Beleidigung unſers großen Churfürſten, die nämlich, daß unſer durchlauchtigſte Landesherr ſo wenig Gerechtigkeit und Wahrheit übe, daß derſelbe ſich die Meinung Anderer gegen Seinen eignen Willen aufdringen laſſe. Wenn Ihr, Herr Propſt, die Ausführung gegebener allgemeiner Geſetze für eine Gewaltthätigkeit erklärt und hier vor geöffnetem churfürſtlichen Conſiſtorio den allerdings ungewöhnlichen Muth habt, zu ſagen, Seine churfürſtliche Durchlaucht ließe ſich zu ſolchen Gewaltthätigkeiten von Andern reizen, ſo werfet Ihr dadurch auf die zwölf Jahre, in welchen Ihr als Beiſitzer des Conſiſtorii Treue und Gehorſam dem Landesherrn zu halten vermöge Eures Eides verpflichtet waret, eben kein erfreuliches Licht.“

Stoſch ſchwieg hier und der ſo hart angegriffene

Propst schickte sich zu seiner Vertheidigung an; aber er bemerkte, daß der Hofprediger nur ein wenig neue Kraft habe schöpfen wollen. Denn dieser fuhr fort: „Im Uebrigen darf dieses Euer Verhalten Niemanden Wunder nehmen. Wer, wie Ihr, Herr Propst, auf der einen Seite seine eigene, lutherische Kirche so weit verleugnet, daß er die Concordienformel schmähet, daß er in einer Reihe von Briefen an mich und meinen Collegen Bergius sich für einen heimlichen Reformirten ausgibt, der nur aus Klugheit auf den Rath seiner Freunde dies nicht öffentlich zugestehe, wer, um Solches glaubhaft zu machen, allerhand Anklagen gegen die lutherischen Eiferer vorbringt, dieselben namentlich aufführt und auf deren Bestrafung anträgt — und wer doch dann wieder auf der andern Seite die Maaßnehmungen des durchlauchtigsten Landesherrn tadelt und schmähet, die Anforderung der Reversunterschrift als eine von den Reformirten an den Lutherischen geübte Gewalt verschreit und sich selbst der Unterschrift des Reverses, den er vorher gut geheißen hat, weigert, und sich dabei mit einem Male wieder erinnert, daß er des Abraham Calov zu Wittenberg Schüler sei, — wer Solches zu thun fähig ist, der beweiset allerdings, daß er weder lutherisch, noch reformirt, weder Diener der Kirche, noch des Landesherrn ist und auf Treue und Gehorsam wenig Werth legt.“

Dieser kränkende Angriff, der sich nur aus der bittern, leidenschaftlich-gehässigen Gemüthsstimmung des Hofpredigers und aus seiner persönlichen Feindschaft gegen den armen Propst erklären läßt, den er zu verderben be-

schlossen hatte, machte selbst auf den Präsidenten und die andern Consistorialräthe einen unangenehmen Eindruck. Der Präsident warf dem Hofprediger eben keinen zufriedenen Blick zu und der Consistorialrath Seidel sagte: „Ich wünschte doch, Herr College, daß es Euch gefallen haben möchte, in diese Eure Anklage weniger solche Dinge zu mischen, welche Eure Person betreffen und daß Ihr Euch daran erinnern möchtet, wie manche im Vertrauen gemachte Mittheilungen und augenblickliche Herzensregungen und Ansichten keineswegs dazu dienen können, über den wahren Werth oder Unwerth eines Mannes zu entscheiden."

Der Präsident, der allerdings seit Fromm's Weigerung, den Revers zu unterschreiben, das bisher in ihn gesetzte Vertrauen völlig zurückgenommen hatte, war doch unpartheiisch und menschenfreundlich genug, sich des so arg geschmähten Mannes anzunehmen. Er wandte sich daher an ihn und sagte: „Auch ich mag nicht Alles billigen, was der Herr Hofprediger, wenn auch vielleicht im treuen Eifer für seine Kirche, gegen Euch gesprochen hat. Indeß liegt doch Etwas klar und deutlich vor, was Euch zum gerechten Vorwurfe gemacht werden kann, nämlich das Schwankende Eurer Ansichten, daß man nicht wissen kann, ob Ihr Eurer wirklichen Ueberzeugung nach ein Lutherischer oder ein Reformirter seid, und es dürfte wohl Euch selbst räthlich erscheinen, darüber eine bestimmte Aufklärung zu geben."

Nach einigen Augenblicken der Zögerung antwortete der Propst: „Wenn es auch schwer ist, in dieser meiner

unruhigen Gemüthsstimmung, in welche mich der gehässige Angriff eines Mannes, der sich meinen Freund nannte, versetzt hat, darauf eine deutliche Antwort zu geben, so will ich's doch thun, wie ich es in diesem Augenblicke vermag. Ich habe nicht blos im Geheimen, sondern auch öffentlich ausgesprochen, daß es für den Frieden der beiden streitenden Kirchen besser wäre, wenn es keine Concordienformel gäbe, welche gleich bei ihrer Entstehung statt der Eintracht, die sie bringen sollte, Zwietracht aussäete. Ich habe zu gleicher Zeit geheim und öffentlich gesagt, daß, so lange die lutherische wie die reformirte Kirche streng und unbeugsam auf ihre Unterscheidungslehren hielten, ein Friede zwischen Beiden unmöglich sei. Da ich aber des Glaubens lebe, daß die Kirche Christi im Grunde nur eine sein kann, und, wenn sie es doch nicht ist, dies nur auf die Schuld der Kirchenglieder kommt, so ist es ferner meine Ueberzeugung, daß diese Einheit der Kirche Christi nur dann hergestellt werden kann, wenn die jetzt bestehenden Kirchen ihre Unterscheidungslehren und Streitfragen fallen lassen, und sich in den Lehrsätzen vereinigen, welche ihnen allen gemeinsam sind. Dazu ist aber nöthig, daß die jetzt von einander geschiedenen christlichen Kirchen sich zuvörderst auflösen und dann auf Grund des reinen Evangelii eine neue, eine biblische oder evangelische Kirche bilden. Daß dies möglich sei, wird Niemand bezweifeln; denn so gut, als die ersten Jünger des Herrn einmüthiglich bei einander saßen, so gut können es auch alle spätern. Aber so lange freilich jede einzelne christliche Kirche sich für die

allein rechte und wahre hält und darum ein Recht zu haben meint, die andere zu schmähen und zu verdammen, so lange wird es Streit, Zwietracht, Verketzerung und Verdammung unter den Christen geben. Ich will weder eine reformirte, noch eine lutherische Kirche, sondern eine evangelische; ich will kein anderes Concordienbuch, als die heilige Schrift, ich will kein anderes Christenthum, als das alte, ächt biblische. Wenn ich nach dieser meiner innern Ueberzeugung weder als Lutherischer, noch als Reformirter erscheine, so muß mich dies zwar tief schmerzen, wenn mir dabei das Verdammungsurtheil gesprochen wird, aber ich kann bei solcher Lage der Dinge auch auf kein milderes Urtheil hoffen."

Als der Propst hier schloß und dabei muthig und getrost auf seine Richter blickte, herrschte für einige Zeit ein tiefes Stillschweigen in der Versammlung, das allem Anschein nach für den Angeklagten günstig gedeutet werden konnte. So leicht und schnell war aber der Hofprediger Stosch nicht geneigt, sich den Sieg entreißen zu lassen. Er nahm daher das Wort und sagte mit sichtbar erzwungener Ruhe und Freundlichkeit: „Es ist uns gewiß Allen erfreulich, daß Ihr, Herr Propst, durch diese Eure Auseinandersetzung die Mißdeutung hinweggenommen habt, welche in Betreff Eurer wirklichen Ansicht von dem christlichen Religionsbekenntnisse nothwendig gemacht werden mußte. Indessen da wir leider noch nicht so weit sind, daß die reformirte und lutherische Kirche sich in eine große biblische oder evangelische Gemeinde verschmelze, vielmehr eine jede jetzt mehr als

sonst ihre Selbstständigkeit und Wahrheit vertheidigt, und Beide als solche Anerkenntniß und Recht haben, so werdet Ihr zugestehen müssen, daß es nur recht und billig sei, die geschehenen Angriffe der einen Kirche gegen die andere einer gerechten und unpartheiischen Prüfung zu unterwerfen. Und um deswillen seid Ihr, Herr Propst, hier erschienen. Es ist die Anklage gegen Euch erhoben worden, daß Ihr Euch der mittelbaren oder unmittelbaren Beleidigung unsers durchlauchtigsten Churfürsten schuldig gemacht, und daß Ihr überhaupt in neuerer Zeit durch Worte und Werke Euch als den Maaßnehmungen churfürstlicher Durchlaucht, zur Herstellung des Kirchenfriedens, feindselig und widerwärtig gezeigt habt. Dazu gehöret, daß, wie unser gnädiger Herr Oberpräsident Euch gesagt hat, Ihr Euch zu Denen haltet, welche die Reversausstellung des Propstes Lilius als einen Verrath an der lutherischen Kirche bezeichnen, daß Ihr, was früher nicht geschehen, jetzt mit dem seines Amtes entsetzten Diaconus Paul Gerhardt in nähere Freundschaft getreten seid, und daß Ihr auf Eurer Kanzel in Behandlung der Streitfragen und der Vertheidigung Eurer Kirche nicht mehr die Mäßigung beobachtet, welche Euch früher auszeichnete. Es muß dem Consistorio daran liegen, darüber von Euch Auskunft zu erhalten.“

„Was diesen letzten Punkt betrifft,“ entgegnete der Propst nicht ohne Bitterkeit des Tones und den Blick vest und stechend auf den Hofprediger gerichtet — „so würden allerdings Die, welche dem Consistorio davon Anzeige gemacht haben, besser Auskunft darüber geben

können, als ich selbst. Denn wie die Seele eines Predigers auf der Kanzel gestimmt sein soll, kann nicht vorher berechnet und abgewogen werden. Wer, wenn er auf die Kanzel geht, etwa wie ein Krämer thun könnte, der gute oder schlechte Waaren nach Ansehen der Käufer auslegt und anbietet, der thut besser, er ginge den Predigtstuhl gar nicht hinauf. Wenn der rechte Prediger aber von der Kanzel geht, so weiß er nicht, ob er sich der Mäßigung beflissen oder nicht, sondern er weiß nur so viel, ob er Alles das gesagt hat, was er hat sagen wollen. Ihr müßtet denn, Herr Hofprediger, nicht von der Mäßigung der Gedanken, sondern der Stimme und des Tones sprechen, und hier würde also körperliche Erschöpfung der Beweis einer nicht beobachteten Mäßigung sein. Was aber die Reversausstellung des Propstes Lilius betrifft, so erinnere ich mich nie gesagt zu haben, daß er damit einen Verrath an seiner Kirche begangen habe; vielmehr habe ich, so weit ich mich dessen erinnere, nur gegen eine Person, und zwar gegen den hochwürdigen Herrn Hofprediger Stosch, in einer, wie es schien, von ihm vertraulich gestellten Anfrage geantwortet, daß der Propst Lilius einen Verrath an seiner eigenen Seele begangen habe. Es ist wahr, dieser Senior des Ministerii zu St. Nicolai hat durch seine Reversausstellung den Anforderungen des churfürstlichen Consistorii ein Genüge geleistet; aber wenn ich daran denke, wie dieser alte Mann vorher in seinem Gewissen gepeinigt worden ist, wie er schwebend zwischen der doppelten Furcht, auf seine alten Tage sein tägliches Brot oder

das Vertrauen seiner Gemeinde zu verlieren, endlich mit Zittern und Zagen den Revers ausgestellt hat, wie er seit dieser Zeit in Schrift und Rede auf das Schmählichste und Schimpflichste angegriffen wird, und wie er für seine eigene große Gewissenspein durch die ihm wieder zugewandte Gnade unsers durchlauchtigsten Churfürsten keinerlei Beruhigung und Entschädigung finden kann, und, wie ich aus sicherm Munde weiß, nur Ruhe und Frieden von seinem baldigen Tode hoffet, so wiederhole ich's hier nochmals, daß der alte Mann an seiner eignen Seele einen Verrath begangen hat. Hätte er, da ihn einmal sein Gewissen davon abhielt, den Revers nicht unterschrieben, so würde er zwar seines Amtes, aber nicht seiner Seelenruhe entsetzt worden sein und die dankbare lutherische Bürgerschaft hätte den alten, treuverdienten Prediger und Seelsorger nicht leiblich verkümmern lassen. Und was zuletzt meine Freundschaft mit meinem lieben Amtsbruder, dem Herrn Paul Gerhardt betrifft, so kann ich es nur tief und schmerzlich beklagen, daß mir das freundliche Zutrauen dieses treuen und frommen Dieners unsers Herrn nicht früher erschlossen worden ist. Ein Mann, wie dieser Paul Gerhardt, der die Liebe aller seiner Gemeindeglieder besitzt, der zu den wenig wahrhaft treuen Haushaltern über Gottes Geheimnisse zu zählen ist, der das Verständniß der Schrift wie selten Einer erfaßt hat und im Bekenntnisse seines Glaubens in Gedanken, Worten und Werken bisher noch um keinen Schritt gewankt hat, der mit einem einzigen Verse seiner geistlichen und lieblichen

Lieder mehr Segen stiftet, als ich selbst mit vielen meiner Predigten, eines solchen Mannes Freundschaft ist ein köstlicher Schatz und nicht würdig genug zu halten. Wenn also auf diese von mir erläuterten Punkte das churfürstliche Consistorium meine Verurtheilung auszusprechen sich bewogen fühlt, so muß ich mich Dem unterwerfen.“

Diese Vertheidigungsrede war freilich dem Inhalte und Tone nach zu wenig darauf berechnet, die Gunst des Consistorii sich zu erwerben, und besonders war es Stosch, der während derselben in Blick und Miene sein Mißfallen mit einer höhnischen Freude zu erkennen gab, die nur darin ihren Grund haben konnte, daß er bei solcher Art sich zu vertheidigen das Verderben des ihm verhaßten Mannes unausbleiblich hielt. Indeß wurde ihm für jetzt noch nicht die Genugthuung, diese Erwartung bestätigt zu sehen. Denn der Präsident schien sogar in gewisser Hinsicht für den Angeklagten gewonnen zu sein. Denn er sagte: „Obgleich in dieser Eurer Vertheidigungsrede Einiges enthalten ist, welches mit Eurer frühern Mäßigung und Toleranz nicht vollkommen harmonirt, so bin ich doch nicht gemeint, eine offenbare Feindschaft gegen die reformirte Kirche darin zu finden. Noch viel weniger vermag ich Euch die strafbare Absicht beizulegen, daß Ihr unsern großen Churfürsten in Wahrheit hättet beleidigen wollen. In Betracht Eurer frühern getreuen Mitarbeit an der Herstellung des Kirchenfriedens ist auch churfürstliche Durchlaucht gern willig und bereit, jene Aeußerung, welche

den Reformirten Gewaltthätigkeiten gegen die Lutherischen Schuld gibt, als eine Uebereilung anzusehen, die aus keinem böswilligen Herzen gekommen ist. Denn wie sehr Ihr Euch noch bemühen würdet, darzuthun, daß Ihr jene Worte nicht wider Seine Durchlaucht, sondern wider Seiner churfürstlichen Durchlaucht Räthe gesprochen habet, es würde doch immer so ziemlich auf Eins hinauskommen, und die persönliche Betheiligung unsers gnädigsten Landesherrn nicht hinwegdisputirt werden können. Nun will churfürstliche Durchlaucht, daß Ihr, Herr Propst, diese fragliche Aeußerung vor dem versammelten Consistorio so erkläret, daß das Aergerniß hinweggenommen werde. Seid Ihr dazu bereit?"

„Ich weiß nicht," antwortete Fromm ausweichend — „auf welche Weise dies mir angemuthet wird."

Der Hofprediger Stosch fühlte sich, das sah man an dem flüchtigen Erröthen seiner Wangen und an dem stechenden Blicke seiner Augen, durch diese Aeußerung Fromm's veranlaßt, wieder einen seiner bereit gehaltenen vergifteten Pfeile gegen das Herz des Propstes abzuschießen; aber der Präsident winkte ihm Stillschweigen zu und fuhr in ungewöhnlicher Ruhe fort: „Herr Propst, daß in jenen vielfach erwähnten Worten, Ihr möget sie nun erklären, wie Ihr wollt, ein Aergerniß liegt, leidet keinen Zweifel. Sie enthalten theils eine unbillige und ungerechte Beurtheilung der so landesväterlich berechneten Rathschläge unsers Churfürsten, theils eine tiefgreifende Verletzung der billigen Rücksichten, welche Ihr gegen die Mitglieder des Consistorii zu nehmen habt.

Dies Aergerniß nehmet hinweg und erkläret hier offen und frei, daß Ihr durchaus Niemanden habt beleidigen wollen und daß es Euch überhaupt leid thut, eine solche Aeußerung gethan zu haben, zu welcher Euch keinerlei Veranlassung gegeben war und die Ihr durch nichts zu vertheidigen im Stande seid.“

Der Propst sah den Präsidenten mit ernstfragendem Blicke an und antwortete dann vest und laut: „Herr Oberpräsident, eine solche Erklärung kann ich nicht abgeben.“

„Und warum nicht?“ fragte der Präsident rasch und unwillig, während unter den gesammten Räthen ein fast lautes Murmeln umherlief und Stosch vor Eifer sich auf seinem Stuhle hin und her bewegte.

„Ich kann nicht sagen,“ fuhr nun der Propst fort — „daß ich zu solcher Aeußerung keinerlei Veranlassung gehabt habe und nicht im Stande bin, sie zu vertheidigen. Die Veranlassung war die Gewissensfolter des armen ribbecker Pfarrers, der durch Einschüchterungen und Drohungen gezwungen werden sollte, den Revers zu unterschreiben. Ich hätte müssen ein dreifaches Erz um meine Brust gehabt haben, hätte mich die Angst und Qual des armen Mannes nicht rühren sollen. Wenn ich auch gern und willig gestehe, daß ich eine persönliche Beleidigung nicht habe aussprechen wollen, so kann ich doch nicht sagen, daß es mir leid thut, jene Aeußerung gethan zu haben. Das würde dann heißen, als thäte es mir leid, mit der Gewissensqual eines armen, getreuen Pfarrers Mitleid gehabt zu haben.“

Als hier von Seiten mehrerer Consistorialräthe zu einer eben nicht freundlichen Entgegnung Miene gemacht wurde, winkte der Präsident mit der Hand und sprach: „Bisher und auch in weiterer Verhandlung folge ich den bestimmt ausgesprochenen Befehlen unsers gnädigsten Churfürsten. Herr Propst, ich mache Euch darauf aufmerksam, daß von dem Ausgange dieser Verhandlung Euer künftiges Schicksal abhängt. Ich habe bisher glimpflich Euch beurtheilt und in Rücksicht auf Eure früheren Beweise von gutem Willen für Herstellung des Kirchenfriedens Alles zum Beßten für Euch gedeutet. Aber Eure Worte nöthigen mich jetzt, diese gute Meinung von Euch aufzugeben und daran zu glauben, daß Ihr in Euren Ansichten Euch völlig geändert habt. Wie vermöget Ihr diese Doppelzüngigkeit, die einem Prediger göttlichen Wortes am Uebelsten ansteht, verantworten?“

„Ich kann nicht leugnen,“ entgegnete der Propst mit unerschütterlicher Ruhe — „daß ich seit jenem Vorfalle über diese ganze Reversangelegenheit anders denke, als vorher. Meine Mitwirkung zur Herstellung des Kirchenfriedens gründete sich auf die Hoffnung einer aufrichtigen Toleranz zwischen beiden Partheien, darauf nämlich, daß eine jede Parthei der andern willig und gern das Recht zugestehen werde, nicht allein bei der vestgestellten Kirchenlehre zu verbleiben, sondern dieselbe auch zu vertheidigen. Aber diese Hoffnung ist nicht in Erfüllung gegangen. Während es unleugbar ist, daß den Reformirten eine größere Freiheit zur Behauptung ihrer Kirchenlehren geblieben ist, ist es eben so unleugbar,

daß durch die Unterschrift des Reverses den Lutherischen vielfach Hand und Mund gebunden wird. Wäre nun zu erweisen, daß die lutherischen Prediger, welche sich der Unterschrift des Reverses weigern, dies aus Widersetzlichkeit und Ungehorsam gegen landesherrliche Gesetze thäten, so wäre jede Strenge gegen dieselben gerechtfertigt. Aber es hat sich ergeben, daß es bei Allen die untödtbare Stimme des Gewissens ist, welche gegen Unterschrift des Reverses streitet. Vormals habe ich nicht vor Augen gehabt noch vermuthet, was geschehen könne; aber jetzt, wo die Spaltung zwischen beiden Partheien immer größer geworden und die gesammte Bürgerschaft so wie der Magistrat darin verflochten ist, jetzt, wo die Prediger und die Gemeinde so vielfaches Aergerniß erleiden, wo die Gewissensnoth Derer, die unterschreiben sollen und nicht können, um Barmherzigkeit und Gerechtigkeit flehet, jetzt, wo den lutherischen Predigern nur die Wahl bleibt zwischen Belastung ihrer Gewissen und Verjagung aus dem Amte und dem Lande, jetzt sind mir die Augen geöffnet worden. Damals nöthigte ich mein Gemüth zur Ruhe und zur Hoffnung auf Frieden, so viel mein Gewissen nur zugeben wollte; aber jetzt vermag ich das nicht mehr.“

„So haltet Ihr also,“ fragte der Präsident ernst — „die Anforderung zur Unterschrift des Reverses für eine Ungerechtigkeit?“

„Ich habe,“ entgegnete der Propst ausweichend — „die ganze traurige Angelegenheit lange und reiflich erwogen, habe ohne Partheilichkeit alle Gründe für und

wider geprüft und bin nunmehr in meinem Gewissen gänzlich überzeugt, daß die begehrten Reverse, welche sich auf die drei Edicte von den Jahren 1614, 1662 und 1664 beziehen, von rechten Lutherischen mit gutem Gewissen nicht ausgestellt werden können. Ich sage: von rechten Lutherischen. Denn mit solchen Predigern, welche, wie die Schrift sagt, weder kalt noch warm sind, und die ihre Religionsansichten nach der eben herrschenden Meinung des Tages ändern und einrichten, und mit ausgestoßenen Predigern, die wieder auf- und angenommen werden, weil sie ihr Gewissen betäuben, mit Solchen kann Seiner churfürstlichen Durchlaucht in den Landen doch wohl nicht gedient sein.“

Wie ein schreckender Blitz schlug diese Rede des Propstes das Consistorium nieder. Die Erbitterung über die Kühnheit eines Mannes, der bisher mit den im Consistorio herrschenden Ansichten vollkommen übereinstimmte, legte auf alle Mienen der Anwesenden den Ausdruck des empörtesten Unwillens. Ein strafendes Murren lief von Munde zu Munde; aber der Präsident bewahrte seinen Ernst und seine eiserne Ruhe. Er wandte sich an den Angeklagten und sagte: „So weigert Ihr also auch für Eure Person die Unterschrift des Reverses?“

„Ja,“ entgegnete der Propst mit vester Stimme und fuhr dann in milderm Tone fort: „Ich bitte Eure Hochwürden-Gnaden um Gottes und so vieler armer geängstigter Gewissen willen, Seiner churfürstlichen Durchlaucht zu Herzen zu reden, daß Sie sich erbarme und sowohl die Prediger, wie Alle, die ins Predigtamt

kommen, des Reverses überhebe. Möchte doch unser gnädigster Landesherr unsern lutherischen Predigern dasselbe widerfahren lassen, was den Katholischen nicht versagt ist, welche gleichfalls keine dergleichen Reverse auszustellen gehalten sind, und was churfürstliche Durchlaucht in einem cleviſchen Edicte vom Jahre 1660 denselben auch verheißen hat. Sollen wir Lutherische vor unserm Landesherrn weniger Gnade haben, als die Katholischen? —"

„Schweiget nun," herrschte der Präsident dem Propste zu. — „Ihr habt Euer Urtheil Euch selbst gesprochen! Nach dieser Eurer Erklärung kündige ich Euch hiermit im Namen und auf Befehl unsers durchlauchtigsten Churfürsten an, daß Ihr nicht allein aus dem Consistorio entlassen, sondern auch Eures Amtes als Propst zu St. Petri entlassen seid. Was Ihr aber außerdem in dieser heutigen Verhandlung vor geöffnetem Consistorio gesprochen habt, davon werdet Ihr an einem andern Orte Rechenschaft geben. Ihr seid entlassen!"

Als der Propst diese Worte vernahm, durchdrang ein flüchtiger Schreck seine Seele; aber bald faßte er sich wieder und nur als er das höhnische Triumphlächeln des Hofpredigers Stosch gewahrte, fühlte er sich versucht, noch einmal seine Stimme zu erheben. Aber als der Präsident ihm nochmals zurief: Ihr seid entlassen! verbeugte er sich und verließ den Saal.

Und am frühen Morgen des 20. Juli desselben Jahres 1666 fuhr heimlich und in aller Stille ein von allen Seiten verschlossener Wagen aus dem Thore Berlins, das nach Wittenberg führt. Ein Mann saß darin mit Weib und Kindern. Das war der abgesetzte Propst zu St. Petri, M. Andreas Fromm, der Berlin für immer verließ.

Cap. 13.

Die Hilfe in der Noth.

Und soll geschehen, ehe sie rufen, will ich antworten; wenn sie noch reden, will ich hören.

Jesaia 65, v. 24.

So wenig auch die Ereignisse, welche theils unmittelbar theils mittelbar unsern Paul Gerhardt betrafen, geeignet waren, auf die leibliche Wiedergenesung seiner armen kranken Gattin vortheilhaft einzuwirken, so sollte dennoch ihre letzte irdische Lebenszeit bei aller äußern Trübsal nicht eine fortlaufende Kette leiblicher Noth sein. Davon völlig überzeugt, ja sogar herzlich darnach verlangend, daß ihr irdischer Leib bald zerbrechen werde, nahm sie jeden einzelnen Tag, ja jede einzelne Stunde, die sie außerhalb des Bettes in lieblicher Kühlung am geöffneten Fenster zubringen konnte, für ein Gnadengeschenk des Herrn hin, und genoß dieselbe in herzlicher Freude. Der Hausarzt suchte, entweder aus wirklicher Ueberzeugung von der möglichen Wiederherstellung seiner Patientin, oder aus zarter Schonung für sie, mit allem

Eifer in ihrer Seele diese Hoffnung zu erwecken und zu erhalten; er erhielt aber immer die Antwort: „Herr Doctor, Ihr meinet es sicherlich gut mit mir; aber ich weiß, daß mein Ende nicht mehr allzufern ist und ich folge gern dem Rufe meines Herrn.“

Der Vater trat mit dem kleinen Friedrich ins Zimmer, eben als die Mutter eine ihrer glücklichern Stunden am Fenster verlebte. „Nun, mein gutes Weib,“ rief ihr Gerhardt zu — „labst Du Dich an der lieblichen Sommerluft und trinkest neues Leben?“

„Ach ja, lieber Herr,“ antwortete sie lächelnd und zufrieden, obgleich dieses Lächeln auf den blassen, abgemagerten Wangen und aus den tiefliegenden hohlen Augen mehr Schmerz als Freude erregte — „ach ja, lieber Herr. Die milde Luft thut mir unbeschreiblich wohl und mir ist seit Langem nicht so wohl gewesen. Ich dachte eben an Euer schönes Sommerlied:

Geh aus mein Herz und suche Freud
In dieser lieben Sommerzeit
An deines Gottes Gaben!

Es ist mir, als verstände ich jetzt erst jenen Vers, den ich so oft vor mich hingesungen:

Ach, denk ich, bist du hier so schön
Und läßt du uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden,
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und goldnem Schlosse werden?

„Und willst Du denn gar so gern fort von uns?“ fragte Gerhardt im Tone schmerzlicher Bitte und hob den Knaben auf der Mutter Schoos.

Maria blickte mit ernster Wehmuth auf den Gatten, drückte den Knaben vest an ihre Brust und sagte dann: „Muß ich denn nicht gehen?“

„Ja, gewiß, zu Deiner Zeit,“ antwortete Gerhardt — „das heißt zu der Zeit, die Gott Dir ausersehen hat. Gott aber allein weiß es, ob diese nah oder fern ist; so lange nun Du uns noch bleiben sollst, so lange laß unser Haus das goldene Schloß sein, wo wir uns mit einander freuen und fröhlich sind. Und da Gott große Dinge an uns Allen thut und gethan hat, und es dem allmächtigen Gott möglich ist, selbst aus dem Tode wieder zu erwecken, so laß uns auch nichts versäumen, was dazu unsere Schuldigkeit ist. Hat Dir der Arzt nicht kräftige Suppen angerathen?“

„Er sprach davon,“ sagte die Hausfrau mit gesenkten Augen.

„Und hast Du der Magd Auftrag dazu gegeben?“ fragte Gerhardt weiter.

„Noch nicht, lieber Herr,“ berichtete sie.

„Aber, warum thust Du das nicht, Maria?“ sagte Gerhardt mit freundlichem Vorwurfe. „Gebiete ihr doch, daß sie das nöthige Fleisch dazu kaufe.“

Maria legte die Hand vor die Augen und antwortete nicht. „Was fehlt Dir, mein Kind?“ fragte Gerhardt theilnehmend. „Habe ich Dir wehgethan?“

„O nein,“ antwortete sie.

„Aber warum bist Du so traurig?“ fuhr Gerhardt theilnehmend fort. „Wie kann Dich meine Frage so traurig machen? Bitte, Maria, was ist's, das Dich betrübt?“ —

„Betrübt?“ wiederholte die Gattin mit erzwungener Freundlichkeit. „Ach nein, lieber Herr; das ist nur eine dumme Schwachheit meines Herzens. Ich bin wie ein Kind, seid mir ja nicht böse, lieber Gerhardt.“

„Aber mein Gott, Du erschreckst mich ganz,“ rief Gerhardt bestürzt aus. „Willst Du mir nicht sagen, was die Ursache dieser mir unbegreiflichen Traurigkeit ist?“

Nach einigem Zögern antwortete die arme Frau: „Ich hätte der Magd gern den Auftrag gegeben, das nöthige Fleisch einzukaufen, aber in meiner Wirthschaftscasse findet sich auch nicht ein Pfennig mehr vor.“

„Ist es das?“ rief Gerhard lächelnd aus. „Nun, diesem Uebel wollen wir abhelfen.“ Und damit griff er in seine Tasche; da er aber nichts darin fand und bei Durchsuchung der übrigen sich ein gleicher Erfolg zeigte, eilte er an sein Schreibepult und suchte alle Kästen durch; aber auch hier fand sich nirgends Etwas. Als er darauf das Auge auf seine Hausfrau richtete und diese still weinen sah, ging er auf sie zu, legte seine Hand auf ihre Stirn und sprach: „Maria, nun weiß ich, warum Du Ursache hast, betrübt zu sein. Ich hatte vergessen, daß mich der Churfürst meines Amtes entsetzt und mir dadurch mein tägliches Brot genommen hat. Doch sorge Dich darum nicht, mein armes Weib; weder Gott noch

Menſchen werden mich verlaſſen und auch ich ſelbſt kann noch arbeiten.“

„Warum dränget Ihr mich auch ſo, lieber Herr, daß ich es ſagen muß!“ ſprach die Gattin freundlich ſchmollend. „Gott weiß es, wie unrecht Ihr mir thut, wenn Ihr mich hierin des Troſtes bedürftig haltet. Auch habe ich nicht klagen wollen. Wäre ich nicht eine unwürdige Predigersfrau, wenn ich dem Schickſale grollte, welches meinen Gatten um der Treue in ſeinem Amt willen betroffen hat? Nein, lieber Paul, ich will hinter den vielen Tauſenden, die Euch wegen Eurer Treue ſegnen und auf Euch mit noch mehr Hoffnung ſehen, nicht zurückſtehen; mir ziemt es vielmehr, daß ich die Erſte bin, die ſich Eurer Treue im Evangelio freut.“

„Das thuſt Du auch, Maria,“ ſagte Gerhardt — „und haſt es treulich gethan die lange Prüfungszeit bis hierher. Weiß ich doch, wie viele Pfarrfrauen ihre Eheherren, welche von ihrem Gewiſſen abgehalten wurden, den Revers zu unterſchreiben, doch endlich dadurch zur Unterſchrift bewogen haben, daß ſie dieſelben auf den unausbleiblichen Verluſt des täglichen Brotes aufmerkſam machten. Die allerdings gerechte Furcht, daß mit dem Amte auch das tägliche Brot verloren gehe, hat dem Churfürſten manchen ſcheinbaren Gehorſam zu Wege gebracht, deſſen ſich weder er noch die Gemeinden freuen können. Aber auch der Leib hat allerdings ſeine Rechte und ich geſtehe Dir's, Maria, daß gerade jetzt, wo Deine Leibesſchwachheit eine beſondere Stärkung und Kräftigung erfordert, die Mittel dazu ſo ganz und gar

fehlen, thut mir weh. Hier muß Rath geſchafft werden, wenn anders Gott nicht ſchon ſelber Rath geſchafft hat.“

Bald darauf klingelte es an der Hausthür; bekannte Tritte und Schritte näherten ſich und Herr Ebeling mit ſeiner lieben Braut trat ins Zimmer. Dorothea nahm aus einem Körbchen, das ſie am Arme trug, einen zinnernen Krug, aus deſſen halbverſchloſſener Oeffnung leichte Dampfwölkchen luſtig emporkräuſelten. „Nun will ich doch ſehen, ob mir mein Wageſtück gelungen iſt,“ ſagte ſie, nach der Frau Gerhardt gewendet. „Von der Georgenſtraße bis hierher iſt doch mancher Schritt zu machen, aber wirklich, liebe Frau Pathe, die Suppe iſt noch heiß. Darum eſſet nur gleich! Ich hoffe, das wird Euch ſehr wohl thun.“

„Wie gut Du biſt, mein liebes Kind,“ rief Frau Gerhardt aus. „Aber ſage mir, wie kommſt Du darauf, eben jetzt eine Suppe zu bringen?“

„Eben jetzt?“ wiederholte Dorothea verwundert und ſetzte dann lächelnd hinzu: „Das kann ich Euch wahrlich nicht ſagen, liebe Frau Pathe, weil ich's nämlich ſelber nicht weiß. Eben ſo gut möchtet Ihr das Bienlein fragen, warum es Honig in ſeine Zelle trägt; ich glaube, wir Beide thun es, ohne dabei viel zu denken! Doch eſſet lieber und Gott laſſe es Euch geſegnet ſein.“

Frau Maria aber zögerte immer noch; ihr Blick wandte ſich fragend nach ihrem Gatten, der ihn wohl verſtand und zu ihr ſagte: „Ich weiß, Maria, Du denkſt an mein Wort: „Hier muß Rath geſchafft werden, wenn anders Gott nicht ſelber ſchon Rath geſchafft

hat! Nun ſieh, das Täublein, welches einſt zur Vesperzeit aus dem Kaſten flog, und mit einem Oelblatte im Schnabel zurückkam, fliegt auf des Herrn Geheiß auch heute noch aus und ein, und was Elia, dem Thisbiter, am Bache Crith Morgens und Abends begegnete (1 Kön. 17), das geſchieht auf desſelben Herrn Geheiß auch heute noch.“

„Ei, ei, lieber Herr Pathe,“ ſagte Dorothea ſchnell und mit einem Anfluge von Schaamröthe—„Ihr ſetzet die Sache zu deutlich auseinander, als daß ich ſie nicht verſtehen ſollte. Aber Ihr wiſſet auch,“ ſetzte ſie lächelnd hinzu, —„daß das ein Rabe war, der Brot und Fleiſch brachte? Wollt Ihr mich mit einem Raben vergleichen?“

„Warum nicht?“ antwortete Gerhardt lächelnd. „Erſcheint Ihr Beide doch als Gottes Boten und Diener, die ſeine Befehle ausrichten! Ja, warum ſollte ich das Räthſel nicht ganz löſen! Ich fand es auch für nöthig, daß meine liebe Maria eine ſtärkende Suppe zu ſich nehme; es fand ſich aber, daß zufällig unſere beiden Kaſſen wüſte und leer waren, und daß wir für diesmal unſern lieben Herrn im Himmel Küchenmeiſter mußten ſein laſſen.“

„Da komme ich wohl auch eben zu rechter Zeit,“ rief der Muſikdirector aus und legte ein Beutelchen mit klingender Münze auf den Tiſch, und fuhr dann fort: „Ihr wiſſet, mein theurer, ehrwürdiger Freund, daß ich vor einigen Wochen das zweite Dutzend Eurer geiſtlichen Andachtslieder herausgegeben habe. Dieſen Mor-

gen habe ich die letzten Exemplare davon verkauft, und hier bringe ich Euch Euren Ehrensold.“

„Ich weiß nicht, woher es kommt,“ sagte Gerhardt mit verdrießlicher Miene — „schon als Ihr mir meinen Antheil des Gewinnes am ersten Dutzend brachtet, machte mir das Geld keine rechte Freude; es kam mir vor wie unwürdiger Handel mit Gottes Wort. Heute erneuert sich dies Gefühl doppelt stark in mir. Gott weiß es, als ich diese Lieder sang, dachte ich an keinen andern Gewinn, als an den Frieden meines Herzens und Derer, die etwa meine Lieder mit mir singen wollten. Herr Ebeling, ich hätte es nicht zugeben sollen, daß Ihr mit meinen Liedern, die doch nur zur Ehre Gottes gesungen worden sind, einen Handel treiben dürfet.“

„Und Gott weiß es,“ setzte Ebeling schnell hinzu — „daß Ihr mir und Euch selber Unrecht thut. Wäre es mir und Euch wirklich darum zu thun, aus Euren Liedern nur zeitlichen Nutzen zu ziehen, so würde sich damit allerdings ein gar einträglicher Handel machen lassen, nicht um meiner Musik willen, die ich dazu gesetzet habe, — denn, wie ich schon oft gesagt habe, zu Euren Liedern macht sich jeder selbst Musik, und eine bessere, als die meine, — sondern um Eurer Lieder willen. Und hätte ich noch viele hundert Exemplare, ich würde sie alle verkaufen; und ließ ich mir jedes Lied mit einem Gulden bezahlen, ich würde sie dennoch alle verkaufen. Aber, nehmt mir den Ausdruck nicht übel, mein ehrwürdiger Freund, zu Händlern und Mäklern taugen wir Beide nicht, und daß ich es Euch ganz offen gestehe,

— so oft ich ein Exemplar verkaufte und mir die Bezahlung dafür auf den Tisch gelegt wurde, dachte ich immer in meinem Herzen: „Ihr armen Leute, wenn Ihr denken solltet, daß euer Geld genau so viel wiegt, als dies Dutzend Lieder. Ihr bezahlet damit nicht einen einzigen Vers! Aber weil es der Notenstecher und der Notendrucker nicht umsonst thun kann und auch der Papierhändler nichts weggiebt, es sei denn für Geld, und weil nun einmal Niemand im heiligen römischen Reiche Nahrung und Kleidung verabreicht, es sei denn wiederum für's Geld, — und weil außerdem auch der liebe Herr Paul Gerhardt solcher leiblichen Dinge für sich und sein Haus nicht entbehren kann, und weil derselbe liebe Herr Paul Gerhardt allezeit wenig irdischen Gutes in seiner Tasche vorgefunden, und weil ohnedies in jetziger Zeit der Herr Churfürst vergessen zu haben scheint, daß Einer, der seines Amtes entsetzet ist, doch immer noch um Erfüllung der vierten Bitte zu sorgen hat, — ja, so dachte ich weiter, und weil Paulus zu den Corinthern spricht: Wisset ihr nicht, daß die da opfern, essen vom Opfer? Und die des Altares pflegen, genießen des Altars? Also hat auch der Herr befohlen, daß, die das Evangelium verkündigen, sollen sich vom Evangelio nähren (1 Cor. 9, 13. 14), so meinte ich, die christlichen Leute in den guten Städten Berlin und Cöln und in der ganzen Mark Brandenburg könnten immerhin dafür, daß Ihr, lieber Herr, ihnen das geistliche Manna für ihrer Seele Leben und Seligkeit zu essen gebet, Euch das

halb sollt Ihr auch von diesem Evangelio leben. So will es der Apostel, und daß der Churfürst nicht will, daß Ihr auch auf andere Weise noch vom Evangelio Euch nähret, — nun das ist eben so gut Sache *seines* Gewissens, wie es Sache *Eures* Gewissens ist, daß Ihr Gott mehr gehorchet, als den Menschen.“

Als Paul Gerhardt auf diese deutliche und kräftige Vertheidigungsrede seines musikalischen Freundes still und ernst vor sich hinsah, fragte Ebeling noch: „Seid Ihr nun, mein lieber Herr, um dieses elenden Stückes Geldes willen, das ich Euch hier bringe, beruhigt?“

„Wie kann ich anders?“ rief Gerhardt aus. „Gott weiß es, wie weh es mir thut, daß ich mich solchen Trostes bedürftig halten muß.“ —

„Und nun noch Eins,“ setzte der Musikdirector hinzu: „Keiner von Denen, die Eure Lieder bei mir gekauft haben, hat unterlassen, mich zu fragen, wann das dritte Dutzend erscheinen würde. Ich habe dann jedes Mal geantwortet: In wenig Wochen! Habe ich daran recht gethan? Wollet Ihr mir Eure Lieder noch ferner überantworten? Oder wollt Ihr die Weissagung des Propheten wider Tyrus: Also will ich mit dem Getöne deines Gesanges ein Ende machen, daß man den Klang deiner Harfen nicht mehr hören soll (Ezechiel 26, 13), an Euch selbst in Erfüllung bringen?“

„Was ich noch habe, sollt Ihr haben, lieber Ebeling,“ antwortete Gerhardt. „Ich werde für Euch zusammen suchen, was sich noch unter meinen Papieren findet und was sonst noch unbekannt geblieben ist. Aber

ein neues Lied werde ich dem Herrn nicht mehr singen können. Wie die gefangenen Juden von sich sprachen: An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten. Unsere Harfen hingen wir an die Weiden, die darinnen sind (Psalm 137, 1. 2.), so muß ich auch jetzt von mir sprechen. Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht muthlos bin, und daß ich mich in dieser meiner äußern Trübsal von ganzem Herzen Gottes meines Heilandes freue. Aber ich bin doch ein gefangener Mann; gefangen in dem Worte der Obrigkeit, das mich aus dem Hause meines Gottes ausschließt, gefangen in meinen Schmerzen, daß ich, wenn sie am Tage des Herrn zur Kirche läuten, nicht mehr hingehen kann, an heiliger Stätte laut und öffentlich Zeugniß zu geben von Jesu Christo. Ja, lieber Ebeling, diese Kraft ist gebrochen; der gefangene Vogel verlernt auf lange Zeit, vielleicht auf immer, seine Lieder, die er in seiner Freiheit gesungen hat.“

„Wie schmerzt mich dies Euer Wort, lieber Gerhardt,“ sagte hier die Gattin, welche mit der größten Theilnahme dem Gespräche der beiden Männer zugehört hatte.

Gerhardt schrak bei diesen Worten auf, als fühle er, daß er in Gegenwart seines kranken Weibes die eigentliche Stimmung seiner Seele habe zu laut werden lassen. „Mein gutes Weib,“ antwortete er nun — „ich weiß, was Du mir damit sagen willst. Du wirfst mir meinen Kleinmuth vor, und das mit Recht. Das ist das traurige Opfer, das ich so oft der Schwachheit

meines Herzens bringe. Aber zürne mir darum nicht; solche flüchtige Augenblicke von Schwachheit und Kleinmuth werden nur zu einem kräftigen Regen, der auf die Saat des Wortes Gottes in der Seele fällt und neues Leben zurückbringt. Schon jetzt fühle ich wieder neuen Lebensmuth. Darum beruhige auch Du Dich, liebe Maria, und gedenke mit mir an das Wort der Schrift: Alle neue Sorgen werfet auf den Herrn; denn Er sorgt für euch.“

Und die Sorge des Herrn für Gerhardt und die Seinen sollte allerdings heute noch in größerem Maaße sich zeigen. Die Thüre öffnete sich und Meister Jung trat herein; als er seine Tochter Dorothea und seinen künftigen Herrn Schwiegersohn gewahrte, rief er lächelnd aus: „Ich glaube doch nicht, daß Ihr Beide hier in aller Stille habt Hochzeit machen wollen? Ist es nicht zu verwundern, Herr Gevatter“ — wandte er sich an Gerhardt — „wie sich die Liebenden immer zusammenfinden?“

„Es war wirklich Zufall, lieber Vater,“ sagte Dorothea unter Erröthen — „daß mir eben, als ich hier ins Haus eintreten will, Herr Ebeling begegnet, und dahin wollte, wohin ich ging.“

„Sie waren Beide liebe Boten des Herrn,“ sprach Gerhardt entschuldigend. — „Dorotheens Suppentöpfchen ist für unser Haus ein wahres Oelkrüglein der Wittwe von Zarpath; so oft es auch leer wird, füllt sich's doch immer wieder. Lieben Leute, ihr thut des Guten zu viel an uns. —“

„Wie?“ fragte Meister Jung verwundert. — „Könnte man Leibliches und Geistiges gegen einander abwägen und die Summe des Guten berechnen, das Ihr, lieber Herr Gevatter, an uns Allen gethan habt, so stehen wir doch als arme Bettler Euch gegenüber, und es ist fast schmerzlich für uns, daß wir die himmlischen Schätze, mit welchen Ihr uns reich macht, nur mit irdischem Gute Euch vergelten können. Doch erlaubt, daß ich mich einer Last entledige, die mir ungewohnt zu tragen ist.“ Und dabei zog er zwei schwere Rollen Geldes aus der Tasche, legte sie auf den Tisch und sagte: „Eure treue Gemeinde grüßt Euch durch mich, mein ehrwürdiger Herr und Freund und gibt Euch die herzliche Zusage, daß Ihr jedes Mal zu rechter Zeit diese Steuer empfangen sollt.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ fragte Gerhardt in Bestürzung.

„Nur das wollte ich noch hinzusetzen,“ antwortete der Meister — „daß Ihr unten in Eurer Hausflur zwei Körbe finden werdet, den einen von Meister Liebrecht, dem Bäcker, und den andern von Meister Starke, dem Schlächter; doch das ist eigentlich Küchenangelegenheit und somit für Eure liebe Hausfrau.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ wiederholte Gerhardt. „Ihr wollt doch nicht etwa, daß ich ärnten soll, wo ich nicht gesäet habe?“

„Nein, das wollen wir nicht,“ entgegnete Jung. „Wir wollen nur unsere Schuldigkeit thun und Euch bringen, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört.“

„Lieber Meiſter,“ rief Gerhardt aus — „ich weiß, daß aus Euch Allen das gute Herz redet, aber was Ihr da bringet, kann ich nicht annehmen! Darum ſtecket nur dieſe Rollen wieder zu Euch!“

„Herr Diaconus,“ ſagte Jung mit Ernſt und Würde — „Ihr trauet mir gewiß zu, daß ich dem Mammon nicht das Wort rede und daß ich unter allen irdiſchen Gütern Geld und Gut für das Unwürdigſte halte, mit dem man geiſtige Arbeit bezahlt. Aber ich ſage Euch, auf dieſe zwei Packete bin ich ſtolz, daß ich ſie Euch bringe.“

„Ich verſtehe Euch nicht,“ ſagte Gerhardt in ſichtbarer Verwirrung.

„Nun ſo erlaubt, lieber Herr Gevatter,“ fuhr Jung fort — „daß ich mich deutlicher erkläre. Unlängſt waren wir Bürger im Wirthshauſe an der langen Brücke zuſammen; es war das erſte Mal wieder, nachdem ich meiner Haft entlaſſen worden war. Daß wir den ganzen Abend hindurch von nichts Anderm geredet, als von Euch und den Gefahren, die unſern lutheriſchen Glauben bedrohen, könnt Ihr wohl denken. Da trat plötzlich Einer auf und ſagte: Habt Ihr auch daran gedacht, daß ein abgeſetzter Prediger auch ſein täglich Brot verliert? Ja, antworteten wir. Und am Morgen darauf wird mein Haus eine wahre geiſtliche Rentkammer. Nicht allein die wohlhabenden Bürger, ſelbſt die Aermſten in der Gemeinde kamen und brachten ihr Scherflein. Herr Gevatter, ich habe im Grunde ein hartes Herz, und gebe nicht viel auf Thränen und allerlei Rührſpiel;

aber ich schäme mich nicht, Euch zu gestehen — es hat mich doch im Grunde der Seele angegriffen, als ich die Worte und Reden hörte, mit welchen die Leute mir ihren Beitrag aushändigten. Gebt das unserm Herrn Gerhardt, sagten sie, so lange wir selber noch einen Bissen Brotes haben, soll er nicht hungern! Ihr kennt die alte Mutter Rhewald in der Brüderstraße; Ihr wisset, das arme Weib weiß oft früh nicht, wovon sie sich mittags sättigen soll. Und sie kam, und brachte ihre Gabe. Ich wollte sie nicht annehmen und wies sie zurück. Aber ich habe es herzlich bereut und von dieser Mutter Rhewald es am Gründlichsten gelernt, daß Geben seliger ist, denn Nehmen. Ja, Herr Gevatter, ich sage es Euch nochmals, auf dieses Geld bin ich stolz! Der Churfürst nimmt die Steuern und Abgaben seiner Unterthanen ein; wenn auch der größte Theil der Bürger dieselben willig und pünktlich zahlt, weil er weiß, daß sie zur Ordnung des Ganzen nöthig sind, so gibt er sie doch nicht immer gern, und auf einem guten Theile dieses Geldes ruht mancher Seufzer, manche Klage, manche Anklage, mancher Vorwurf und vielleicht auch wohl mancher böse Gedanke, den der Unverstand, die Unwissenheit und die Bosheit denkt. Aber wisset Ihr, was auf diesem Gelde ruhet? Der Segen von tausend Seelen, die Euch lieben, der Dank von Tausenden, die in Euch ihren geistlichen Vater verehren, die Freudenthränen zahlloser Herzen, die Ihr getröstet und aufgerichtet durch Euer Wort! Herr Gevatter, was die Liebe gibt, gibt sie gern! Ich muß es noch einmal sagen —

ich bin ſtolz auf dieſes Geld; dieſes an ſich nichtswürdige Gut iſt doch das Zeugniß dankbarer Chriſtenſeelen, das Zeugniß der Wahrheit unſers lutheriſchen Glaubens. Wir haben kein anderes Mittel, Euch zu danken, als dieſes! Und ich bin ſtolz darauf, daß ich Euch dieſe Steuer bringen kann, weil ich daraus ſehe, daß es die Leute für eine wahre Ehre halten, daß ich in Eurem Hauſe als ein alter Freund aus- und eingehen darf. Herr Gevatter, wollt Ihr das Geld nun nehmen?"

Gerhardt ſchwieg; an ſeinen Mienen wurde der ſchwere Kampf ſichtbar, den er zwiſchen der Rührung über dieſen herrlichen Beweis einer dankbaren Kirchgemeinde und ſeinem eigenen Gefühle von Ehre kämpfte. „Lieber Herr Gevatter," ſagte er endlich — „ich wollte doch, Ihr drängtet mich nicht dazu. Hat doch bis jetzt der Magiſtrat auch mich es noch nicht empfinden laſſen, daß ich meines Amtes entſetzt bin, und mir meinen Gehalt ausgezahlt, als wäre ich noch im Amte. Wenn auch das allerdings nicht wohl hinreichen will zur leiblichen Erhaltung meiner Familie, ſo hoffe ich doch, daß mir Gott Kraft geben wird, auf andere Weiſe noch zu verdienen, was noth thut. Herr Gevatter, der Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth, aber bin ich denn noch ein Arbeiter?"

„Ich mag's nicht glauben, daß Ihr daran zweifelt," antwortete Meiſter Jung. — „Der Landesherr konnte Euch wohl das Amt, aber nicht die Liebe nehmen, die wir zu Euch haben und mit welcher Ihr noch Eurer Gemeinde angehört. Ihr waret bisher, als Geiſtlicher,

ein Diener Christi und Haushalter über Gottes Geheimnisse. Habt Ihr das aufgehört zu sein? Kann es Euch verboten werden, auch fernerhin noch in unsere Häuser einzutreten, unsere Schwachen zu stärken, die Augen der Verblendeten zu öffnen, die Kranken zu trösten und die Sterbenden zu segnen? Oder hätte Euch der Zorn des großen Fürsten so niedergeschlagen, daß Ihr selbst die Lust am Worte Gottes und den Muth verloren hättet, dies Wort Denen zu geben, die Euch darum bitten? Oder wäret Ihr durch Eure Amtsentsetzung wirklich so sehr aus aller Gemeinschaft mit Eurer bisherigen Gemeinde getreten, daß Ihr in Eurem Kämmerlein nicht einmal mehr für sie, für uns betetet?"

„Ihr thut mir weh, Meister Jung," sagte Gerhardt betrübt.

„Ei, Herr Gevatter, Ihr thut auch uns weh," setzte Jung schnell im Tone schmerzlicher Klage hinzu. „Wir lieben Euch und Euch ist's nicht recht, — wir theilen unser Brot mit Euch, damit uns der Rest desto besser schmecke, und Euch ist's nicht recht, — wir wollen uns vor der Schmach und Schande bewahren, daß wir unsern geistlichen Vater, unsern Seelsorger, unsern theuern Hirten zur Zeit leiblicher Noth verlassen, und Euch ist's nicht recht — wir wollen dem Churfürsten beweisen, daß die lutherischen Bürger seiner Residenzstadt nicht gleichgiltig zusehen, wenn es sich um ihren Glauben handelt, und Euch ist's nicht recht — wir wollen der ganzen Welt zeigen, daß wir christlich und treulich ge-

sinnt sind unter einander, und Euch ist's nicht recht! Herr Gevatter, wollt Ihr dies Geld nicht annehmen?"

„Ja, ich nehme es an," antwortete Gerhardt vest und entschlossen. — „Ich kann mich nun nicht weigern, wenn Ihr mich mit solchen Worten dränget. Ich nehme dies Geld als ein Capital, das die brüderliche Liebe darleiht und das ich verzinsen will treulich und ehrlich."

„Ja, verzinset es nur, mein ehrwürdiger Freund," fuhr Jung fort. — „Verzinset es mit Eurer Treue im Glauben, mit Eurem Vorbilde in aller Gottes- und Bruderliebe, verzinset es mit der Kraft Eures Gebetes für die Freiheit unserer lutherischen Kirche und erfüllet im Geistigen, wie bisher, an uns die Aufforderung des Apostels: Lasset uns Gutes thun an Jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen."

Jetzt ertönte ein leises Klopfen an der Thüre, und als dieselbe sich öffnete, trat eine Magd herein, welche den Diaconus Gerhardt inständigst bat, sogleich zu dem Propste Lilius zu kommen.

„Was ist geschehen?" fragte Gerhardt mit Besorgniß.

Das Mädchen fing an zu weinen und sagte: „Ach, kommt nur schnell, ehrwürdiger Herr, wenn Ihr nicht zu spät kommen wollt. Mein alter, guter Herr ist von einem Schlagflusse getroffen worden und ist sterbenskrank. Er verlanget gar sehnlich nach Euch."

Und ohne weitere Antwort eilte Gerhardt davon. Meister Jung aber sprach ernst für sich hin: „Gott erleichtere diesem Manne seine Todesstunde!" —

Cap. 14.

Des Sterbenden Abendmahl.

> Das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen und der Herr wird ihn aufrichten, und so er hat Sünden gethan, werden sie ihm vergeben sein. Bekenne Einer dem Andern seine Sünden, und betet für einander, daß ihr gesund werdet. Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist.
>
> Jacob. 5, v. 15. 16.

Als Gerhardt in das Zimmer des kranken Propstes eintrat, tönte ihm Klagen und Weinen entgegen. Frauen und Kinder umstanden das Bett, in welchem Lilius lag. Gerhardt näherte sich und schrak bei dem Anblicke des Kranken zurück. Der Propst lag da, einem Todten ähnlicher, als einem Lebenden. Todtenbleich die magern, eingefallenen Wangen, matter, glanzloser Schweis auf der Stirne und dem kahlen Oberhaupte, wo nur noch zu beiden Seiten spärliches, graues Haar die Schläfe deckte; die tiefliegenden Augen geschlossen.

„Um Gottes willen," rief Gerhardt aus, „ich komme zu spät."

„Gott verhüte das in seiner Gnade," antwortete ein Weib unter Thränen. „Er muß noch mit Euch reden, ehe denn er stirbt, er hat gar zu herzlich nach Euch verlangt."

Darauf beugte sie sich auf den Kranken nieder, legte ihr Ohr an seinen Mund, lauschte lang und ängstlich und sagte dann: „Gott sei Dank, er lebet noch." Dann erfaßte sie des Propstes Hand, strich mit der andern über seine Stirn und sprach: „Lieber Herr! — Lieber, guter Herr, höret Ihr nicht?"

Der Kranke blieb regungslos. „Er ist im Scheiden!" sagte Gerhardt mit leiser, betender Stimme. — „Störet ihn nicht! Wenn der Todesengel mit des Menschen Seele redet, ziemt es uns nur zu beten."

„Nein, nein," rief die Frau aus. — „Er darf noch nicht sterben! Großer, barmherziger Gott, nur noch wenige Augenblicke Gnade und Leben für ihn!" — Dann legte sie ihren Mund an des Sterbenden Ohr und rief hinein: „Herr Gerhardt ist da, — lieber Herr, — wollt Ihr nicht Herrn Gerhardt sehen?"

Da flog ein leises Zucken über das bleiche Angesicht und die Augenlieder suchten sich zu heben. Aber sie lagen bleiern schwer auf den brechenden Augen. Als der Kranke merkte, daß er seine Augen nicht öffnen konnte, hob er seine rechte Hand auf, ließ sie aber sogleich wieder aufs Bett sinken. Gerhardt ergriff sie und sagte: Herr Propst, kennt Ihr mich?"

Lilius nickte ein wenig mit dem Haupte, wandte dann aber plötzlich sein Gesicht abwärts und suchte es im Kopfkissen zu verbergen. Nach einigen Minuten des peinlichsten Stillschweigens erhob der Kranke seine Hand etwas kräftiger, als zuvor und winkte mit derselben nach der Thüre. „Was mag er wollen?“ fragte die Frau und Gerhardt antwortete: „Ich glaube, er wünscht, daß Ihr uns allein lassen möchtet. Ist's nicht so, lieber Herr College?“

Lilius nickte zustimmend und sprach dann noch mit gebrochenem, nur halb verständlichem Tone: „Ja, lasset uns allein.“ — Und alle Anwesenden verließen bis auf Gerhardt das Zimmer. Da faltete der Propst seine Hände, öffnete mühsam und schwer die Augen bis zur Hälfte, sandte einen bittenden, schmerzlich bittenden Blick auf Gerhardt und schloß dann sogleich wieder die müden Augen. Gerhardt verstand diese stumme Sprache; er ließ sich auf seine Kniee nieder, schloß in seine gefalteten Hände die rechte Hand des Sterbenden ein, betete und sprach:

„Allmächtiger, starker, hülfreicher Gott und Vater, unser einiger Trost und unsere Zuflucht, Du weißt und siehest, daß dieser Dein Knecht jetzt in großer Noth und Gefahr ist und weder Rath, noch Hülfe noch Trost weiß. Denn in unserer Macht stehet es nicht, aus solcher großen Noth uns selbst zu erretten. Wir wissen nicht, was wir thun sollen, sondern unsere Augen sehen nach Dir! Dein Name heißet Herr Zebaoth, groß von Rath und mächtig von That: Deine Hand hat ja den

Himmel ausgebreitet und Deine Hände haben das Trockene bereitet! Herr, Herr, die Wasserwellen sind groß, Du aber bist noch größer in der Höhe. Ach Gott, Du bist ja unsere einige Zuversicht und Stärke in den großen Nöthen, die uns getroffen haben, Du hast ja gesagt durch den Mund Davids: Wenn gleich die Welt unterginge, und die Berge mitten ins Meer versänken, wenn gleich das Meer wüthete und wallete und von seinem Ungestüm die Berge einfielen, dennoch soll die Stadt Gottes feinlustig bleiben mit ihrem Brünnlein, da die Wohnungen des Höchsten sind. Nun siehe, Herr, ist nicht unser gläubiges Herz die Stadt, wo Du drinnen bist und hilfst ihr frühe, — darum wird sie wohl bleiben. Verbirg Dein Antlitz nicht vor uns, verstoße nicht im Zorne Deine Kinder, denn Du bist unsere Hilfe. Laß uns nicht, und thue Deine Hand nicht von uns ab, Gott, unser Heil; denn alle Hilfe hat uns verlassen! Nimm Du uns aber auf, Herr; Du hast ja gesagt: da dieser Elende rief, hörte es der Herr und half ihn aus allen seinen Nöthen. Laß sich Deine Engel um uns her lagern, die wir Dich fürchten und laß uns aushelfen. Sei uns gnädig, Gott, sei uns gnädig; denn auf Dich trauet unsere Seele und unter den Schatten Deiner Flügel haben wir Zuflucht. Du bist ja der Gott, der Wunder thut, Du hast Deine Macht bewiesen an den Völkern, Du machst die Blinden sehend, die Tauben hörend und die Sprachlosen redend und die Todten weckest Du auf! Herr, so erbarme Dich und verschmähe nicht den Seufzer des brechenden Herzens, den Seufzer um Gnade

und Erbarmung um Jesu Christi, unsers Herrn willen! Amen!" —

Als Gerhardt hier endete und sich wieder erhob, schaute er in das geöffnete Auge des Propstes, aus welchem ein wehmüthiger Blick ihn suchte. „Ich danke Euch," sprach der Kranke mit schwacher Stimme und schwerer Zunge. „Gott hat Euer Gebet erhört, nicht das meine; ich habe zu schwer an ihm gesündigt."

„Und sind Euch Eure Sünden herzlich leid?" fragte Gerhardt.

„So wahr mir Gott helfe, ja!" antwortete Lilius.

„Und tragt Ihr gegen Niemanden Groll in Eurem Herzen?" fragte Gerhardt weiter.

Der Probst schlug bei dieser Frage die Augen nieder und sagte nach einer Pause: „Ich hoffe zu Gott, ich werde noch so weit kommen, ehe denn ich sterbe, was freilich in Kurzem geschehen muß. Lieber Herr College, verdammt Ihr mich eben so sehr, wie die Andern?"

„Wie meinet Ihr das? Und wen meinet Ihr?" fragte Gerhardt. Da zeigte Lilius auf einen Tisch, auf welchem eine Schrift lag, dem Aussehen nach ganz neu. „Leset nur den Titel dieser Schrift," bat der Kranke. — „Sie ist mir diesen Morgen von einem Unbekannten ins Haus geschickt worden, ein bitterer Stachel, der mir den Todesstoß geben soll und wohl auch gegeben hat."

Gerhardt nahm die Schrift zur Hand und las: „Die böse Sieben, welche unlängst kurz

und gut in einem academischen Programmate zu Latein widerlegt, aber auf groß Verlangen treuer deutscher Leute auch deutsch in Druck gegeben worden. Im Jahre 1666." — „Und was steht darin?" fragte Gerhardt verwundert.

„Lauter vergiftete Pfeile, die nach meinem Herzen gerichtet sind," antwortete der Propst. „Man schilt mich darin einen Heuchler und Synkretisten, einen hinterlistigen und teuflischen Mann, einen Götzendiener und Treulosen und das Alles, weil ich den Revers unterschrieben habe. Ja, ich weiß es, ich hätte nicht unterschreiben sollen; aber das Gericht, das sie über mich halten, ist zu hart, zu grausam."

„Ich kann Euch" — sagte Gerhardt — „nur an das Wort der Schrift erinnern: „Denn so wir uns selber richten, so würden wir nicht gerichtet. Wenn wir aber gerichtet werden, so werden wir von dem Herrn gezüchtiget, auf daß wir nicht sammt der Welt verdammet werden! (1 Cor. 11, v. 31. 32). Wenn Ihr also Euch selber richtet, darf Euch das Gericht der Welt nicht niederschlagen."

„Richtet auch Ihr mich?" wiederholte der Propst schmerzlichen Tones seine Frage.

„Ja," antwortete Gerhardt ernst und vest. — „Ich habe Euch gerichtet in jenen Augenblicken, wo Ihr mit mir vor dem Consistorio standet, und von Eurem Gewissen abgehalten wurdet, Eure Wiedereinsetzung ins Amt um den Preis einer Untreue am lutherischen Bekennt-

nisse zu erkaufen. In der Stille meines Herzens habe ich Euch gerichtet und es schmerzlich unserm Herrn geklagt, daß Ihr sein Kreuz, welches Ihr viele Jahre lang so treulich getragen habt, in dieser Prüfung zu schwer fandet. Aber da Ihr Euch selber richtet, bleibt mir nichts übrig, als Euch der Gnade und Barmherzigkeit Gottes zu empfehlen.“

„Und glaubt Ihr, daß mir Gnade werden wird?“ fragte der Propst.

„Ich glaube es zuversichtlich,“ antwortete Gerhardt. — „Und ich schäme mich in dem Herzen unserer Amtsbrüder, welche mit solchen vergifteten Pfeilen, wie sie in dieser Schrift sich finden, gegen Euch fechten. Geistliche Sachen sollen geistlich gerichtet werden, und nur der natürliche Mensch richtet mit Schelt- und Schmähworten.

„Also glaubt auch Ihr,“ fuhr Lilius fort — „daß ich nicht recht gethan habe?“

„Ja,“ versicherte Gerhardt. — „Ich wußte, daß Ihr in Eurem Herzen und Gewissen gebunden waret, die Unterschrift des Reverses zu verweigern, und dennoch thatet Ihr, was Euch verboten war. Ihr gehorchtet den Menschen mehr, denn Gott. Ich weiß wohl, daß Ihr von allen Seiten auf gar kluge Weise dazu gebracht worden seid, ich weiß, daß Euer eigener Sohn in einer besonderen Zuschrift Euch die Unterschrift des Reverses angerathen hat, ich weiß, daß Ihr in Euren alten Tagen, müde des Streites geworden, Euch nach Ruhe und Frieden sehntet, und ich fühle es, wie weh

es Euch hätte ankommen müssen, hättet Ihr mit grauem Haare und gebeugtem Rücken ins Elend wandern sollen. Aber doch habt Ihr nicht recht gethan; Ihr habt Euch gefürchtet vor Denen, die den Leib tödten, aber die Seele nicht tödten mögen. — —"

„Ich bitte Euch," unterbrach der alte Mann den Diaconus — „ich bitte Euch flehentlich, vollendet diesen Spruch nicht! Ach könntet Ihr in mein Herz sehen, und die Qualen ermessen, die ich seitdem erlitten habe, Ihr hättet Mitleid mit mir. Ja, ich bekenne es vor Dir, allheiliger, allgerechter Gott, ich habe gesündigt wider Dein Gebot, das Du in mein Herz geschrieben hast. Ach verweise mich nicht von Deinem Angesichte und nimm Deinen Geist nicht von mir." — — „Lieber Herr," wandte er sich dann an Gerhardt — „ach ich bitte Euch, sprecht es mir noch einmal ins Herz: Glaubt Ihr, daß ich Gnade finden werde bei Gott?"

„Ja, ich glaube es von ganzem Herzem," versicherte Gerhardt. — „Ich glaube es um Eurer herzlichen Reue willen; ich glaube es um des Wortes unsers Herrn willen: Es wird Freude sein im Himmel über einen Sünder, der Buße thut."

„Ach, wie beseligt mich dieses Wort," rief der Propst aus und in seine halberloschenen Augen traten Thränen der Freude, die letzten, die er hier auf Erden weinte. Dann fuhr er fort: „Nun denn, da Ihr diese Last von meiner Seele genommen habt, so thut an mir das letzte Liebeswerk — reicht mir die heilige Commu-

nion! Dort in dem Schranke findet Ihr die heiligen Gefäße, und was sonst dazu nöthig ist.“

„O gern, gern!“ rief Gerhardt freudig aus, und nahm aus dem bezeichneten Schranke, was er bedurfte. Er breitete ein Tuch über den Tisch am Bette, setzte den Kelch darauf und goß Wein hinein, legte die Hostie auf den Teller und schickte sich an, die Weihe über Brot und Wein auszusprechen. Da ließ er aber plötzlich seine gefalteten Hände niederfallen und sprach im Tone tiefster Wehmuth: „Ach mein Gott, ich darf ja nicht! Ich bin meines Amtes entsetzt!!!“ —

„Kann Euch das hindern, meine Seele zu speisen?“ fragte Lilius in schmerzlichem Ton: „Hat der, der das Amt von Euch genommen hat, auch Macht, Euch die Weihe des Priesters zu nehmen?“

„Ich darf es nicht thun,“ antwortete Gerhardt vest. „In Dem, wo der weltlichen Obrigkeit Macht über mich gegeben ist, muß und will ich gern gehorchen. Ich bitte Euch, lasset einen Andern rufen.“

„Lieber Herr,“ fuhr der Propst fort — „die Augenblicke meines Lebens sind gezählt. So lange noch die entsetzliche Ungewißheit über meiner Seele Zukunft mich folterte, hatte ich noch Kraft zum Leben. Jetzt, da ich durch Euch getröstet bin, fühle ich, daß mein Ende nahe ist. Wenn ich sterbe, bevor das heilige Sacrament meine Lippen berührt hat, — Herr, wollt Ihr diesen Schmerz auf Eure Seele nehmen?“

„Sollte Gott so schnell über Euch gebieten wollen,“ antwortete Gerhardt — „so werde ich's thun in der

Zeit der höchsten Noth. Aber nicht eher; darum bitte ich Euch, sendet nach einem Andern? Wem möget Ihr vertrauen?"

Als Lilius sah, daß Gerhardt vest und beharrlich in seiner Weigerung blieb, sagte er: „So bitte ich Euch, sendet nach unserm Amtsbruder Lorentz."

Gerhardt verließ sogleich das Zimmer, um draußen die nöthigen Befehle zu ertheilen; kam dann aber schnell zurück, um die Ankunft des im Nachbarhause wohnenden Diaconus zu erwarten. Dieser zögerte auch nicht lange und trat bald darauf ins Zimmer. Als er den mit den heiligen Gefäßen gedeckten Tisch erblickte, erschrak er und sagte: Um wes willen habt Ihr mich rufen lassen, Herr Propst?"

„Ich bitte Euch herzlich," antwortete Lilius — mir das heilige Abendmahl zu reichen."

„Das darf ich nicht," sprach der Diaconus vest und ruhig. „Mein Gewissen verbietet mir, Euch die Absolution zu ertheilen. Ihr seid vom Glauben abgefallen!"

Wie ein Donnerwort durchfuhr diese Rede des Propstes Seele und selbst Gerhardt blickte erschüttert auf den Priester, der in Todesnoth solch ein zweischneidiges Schwert in das Herz stieß.

Der Kranke richtete sich jetzt mit seiner letzten Kraft auf und sprach: „Wollt Ihr weniger barmherzig sein, als unser Herr am Kreuze, der zum Missethäter sprach: Wahrlich ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein? Wollt Ihr mich auf dem Wege zur Ewigkeit verschmachten lassen? Wollt Ihr strenger richten, als

Gott, der mir durch sein Wort seinen Frieden gesendet hat?"

Diese Fragen, aus dem Munde eines Sterbenden an ihn gerichtet, machten auf den Diaconus einen tiefen Eindruck; er schlug die Augen nieder und sprach milder: „So leget mir Eure Beichte ab. Beichtet Ihr so, wie mein Herz wünscht und hoffet, so werde ich Euch thun, was Ihr bittet. Wo nicht, — so möge Gott richten zwischen Euch und mir, da ich meines Gottes Gebot in meinem Herzen trage und nun und nimmermehr thun werde, was er mir verbietet!"

„Ja, ich will beichten," sprach der Propst und faltete seine Hände, und wollte sich wiederum aufrichten, aber die Kraft war gewichen. Er sank in die Kissen zurück und begann nun mit schwacher Stimme: „Herr Gott, ich habe schwer gesündigt und tief gesündigt vor Dir, — ich habe Dich und Dein heiliges Wort verrathen und verkauft um meines Fleisches Ruhe und Sicherheit willen, ich bin nicht werth, daß Du unter mein Dach gehest — aber Herr, sieh an meinen Jammer und mein Herzeleid — ich vergehe in der Angst meines Herzens, wenn Du Dein Angesicht von mir wendest! Herr Jesu, Gottes Sohn, — bitte Du für mich — ich kann nicht mehr! — Amen!"

Der Diaconus Lorentz trat darauf näher an des Sterbenden Bett und sprach in aller Würde des Wortes und des Amtes: „Lieber Freund, daß Du Dich für einen armen Sünder erkennest, das ist gut und ein gewisses Zeichen, daß Du noch einen gnädigen Gott hast.

Denn wo man die Sünde nicht erkennet, keine Reue noch Leid darüber hat, dies ist ein böses Zeichen und zu besorgen, daß der Teufel und die Welt das Herz ganz und gar besessen und verstocket haben. Darum sollst Du um des willen, daß Du Deine Sünden also erkenneſt, darüber Reue und Leid hast, und dieselben los zu werden begehrst, es für gewißlich halten, solches sei eine sonderlich große Gnade Gottes und ein Werk des heiligen Geistes, dafür Du Gott dem Herrn zu danken schuldig bist. Noch mehr aber sollst Du Gott dem Herrn dafür danken, daß er Dich in Deinen Sünden, in Deiner Reue, in Deinem Leide nicht gar verzweifeln läßt, sondern Dir so gnädig ist, daß er Dich lehret, bei seinem heiligen Evangelium Trost und Vergebung zu suchen. Auf daß Du aber solcher Gnade desto gewisser und sicherer sein magst, will ich Dir auch das Wort der Absolution mittheilen, wodurch die Gnade, die sonst durch die öffentliche Predigt des Evangelii aller Welt in gemeinsamer Andacht geprediget wird, und die Du selbst so oft geprediget hast, und die für Deine Person besonders verheißen ist, Dir in dieser Stunde Deiner Todesnoth gegeben werde. Und, mein lieber Freund, dies Wort der Absolution, welches ich auf Gottes Verheißung Dir mittheile, sollst Du achten, als ob Dir Gott durch eine Stimme vom Himmel Gnade und Vergebung Deiner Sünden zusage und sollst Gott herzlich danken, der solche Gewalt der Kirche und den Christen auf Erden gegeben hat.“

Darauf legte der Priester seine beiden Hände auf

des Sterbenden Haupt, während Gerhardt auf seine Kniee niederfiel und stille Thränen der göttlichen Traurigkeit weinte. Lorentz aber sprach: „Georg Lilius, der allmächtige Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi will Dir gnädig und barmherzig sein und will Dir alle Deine Sünden vergeben um deßwillen, daß sein lieber Sohn Jesus Christus dafür gelitten hat und gestorben ist. Und im Namen desselbigen unsers Herrn Jesu Christi, auf seinen Befehl und in Kraft seiner Worte, da er sagt: Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten" — spreche ich Dich aller Deiner Sünden frei, ledig und los, daß sie Dir allzumal sollen vergeben sein, so reichlich und vollkommen, als Jesus Christus dasselbige durch sein Leiden und Sterben verdient und durchs Evangelium in aller Welt zu predigen befohlen. Und dieser tröstlichen Zusage, die ich Dir jetzt im Namen des Herrn Christi gethan, wolleſt Du Dich tröstlich annehmen, Dein Gewissen darauf zufrieden stellen und ernstlich glauben, Deine Sünden sind Dir gewißlich vergeben, im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes! Amen."

„Herr," sagte hier Gerhardt — „habt Ihr auch mir das Wort der Absolution gesprochen?"

„Wenn Euer Herz darnach verlangt hat, und Ihr dies mein Wort reuig und gläubig in Euch aufgenommen habt, Ja!" — antwortete Lorentz.

„Nun," fuhr Gerhardt fort — „so laßt mich mit

diesem Sterbenden theilnehmen an dem Mahle unsers Herrn Jesu Christi.“

Da fiel ein Strahl heiliger Freude auf des Propstes Angesicht; er reichte seine Hand dem treuen Freunde, der noch an seinem Bette kniete, und sprach: „Gott danke Euch diese Freude der Versöhnung, die Ihr mir bereitet.“

Der Diaconus Lorentz trat darauf an den Tisch und sprach: „So betet mit mir: „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu Dir! Herr, höre meine Stimme, laß Dein Ohr merken auf die Stimme meines Flehens. So Du willst, Herr, Sünde zurechnen, Herr, wer wird bestehen? Denn bei Dir ist die Vergebung, daß man Dich fürchte. Ich harre des Herrn, meine Seele harret, und ich hoffe auf sein Wort. Meine Seele wartet auf den Herrn von einer Morgenwache zur andern. Israel hofft auf den Herrn, denn bei dem Herrn ist die Gnade und viel Erlösung bei ihm. Und er wird Israel erlösen aus allen seinen Sünden.“ Sprecht ferner mit mir: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Denn Gott hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß er die Welt richten, sondern daß die Welt durch ihn selig werde. Wer an ihn glaubet, der wird nicht gerichtet; wer aber nicht glaubet, der ist schon gerichtet, denn er glaubet nicht an den Namen des eingebornen Sohnes Gottes! Alles, spricht der Herr, was mir mein Vater giebet, das kommt zu mir, und wer zu mir

kommt, den werde ich nicht hinaus stoßen. Denn ich bin vom Himmel gekommen, nicht daß ich meinen Willen thue, sondern Dessen, der mich gesandt hat. Das ist aber der Wille des Vaters, der mich gesandt hat, daß ich nichts verliere von Allem, das er mir gegeben hat, sondern daß ich es auferwecke am jüngsten Tage. Das ist aber der Wille Dessen, der mich gesandt hat, daß, wer den Sohn siehet und glaubet an Ihn, habe das ewige Leben und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage." Und nun lasset uns beten: Vater unser, der Du bist im Himmel. Geheiliget werde Dein Name. Zu uns komme Dein Reich. Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden. Unser täglich Brot gieb uns heute. Und vergieb uns unsere Schuld, als wir vergeben unsern Schuldigern. Und führe uns nicht in Versuchung. Sondern erlöse uns von dem Uebel. Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit, in Ewigkeit! Amen."

Und nach diesem Gebete fuhr der Priester fort und sprach: „Unser Herr Jesus Christus, in der Nacht, da er verrathen ward, nahm er das Brot, dankte, und brach's und gab's seinen Jüngern und sprach: Nehmet hin und esset, das ist mein Leib, der für euch gegeben wird. Solches thut zu meinem Gedächtniß."

Und der Priester nahm das gesegnete Brot, reichte es den Beiden und sprach: „Nehmet hin und esset, das ist der Leib unsers Herrn Jesu Christi, für eure Sünde in Tod gegeben, der stärke und bewahre euch im wahren Glauben zum ewigen Leben, Amen."

Dann trat er an den Tisch zurück und sprach: „Desselben gleichen nahm Jesus auch den Kelch nach dem Abendmahle und sprach: Nehmet hin und trinket Alle daraus: Dieser Kelch ist das neue Testament in meinem Blut, das für euch vergossen wird zur Vergebung der Sünden. Solches thut, so oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtniß.“

Und nun reichte er auch den Kelch den Beiden und sprach: „Nehmet hin und trinket, das ist das Blut unsers Herrn Jesu Christi, für eure Sünden vergossen; das stärke und bewahre euch im rechten Glauben zum ewigen Leben, Amen!“

Als Lorentz hier schwieg, hob Gerhardt, das Herz überquellend vor Freude und Dank, seine Hände in die Höhe und sprach: „Lobet den Herrn alle Heiden, preiset ihn alle Völker. Denn seine Gnade und Wahrheit waltet über uns in Ewigkeit, Hallelujah!“

Lilius aber öffnete seine Augen, die bisher geschlossen gewesen, und in einem wahrhaft verklärten Leuchten seines Angesichts betete er mit lauter, kräftiger Stimme: „Ich danke Dir, ich danke Dir, — ich danke Dir allmächtiger Herr Gott, daß Du mich durch diese heilsame Gabe hast erquicket in meiner Todesnoth. Ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich doch kein Unglück, denn Du bist bei mir, Dein Stecken und Stab trösten mich. Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat. Der

dir alle deine Sünden vergiebt und heilet alle deine Gebrechen. Der dein Leben vom Verderben erlöset, der dich krönt mit Gnade und Barmherzigkeit. Der deinen Mund fröhlich machet, und du wieder jung wirst wie ein Adler! Lobe den Herrn, meine Seele.“

Jetzt brach sich auf einmal seine Stimme; seine Lippen bewegten sich noch zitternd fort, als bete er still. Aber auf seiner Stirne lag ein matter, kalter Schweiß. Die Augen schlossen sich halb und die Hände fielen willenlos zur Seite nieder. Da legte Lorenz seine Linke auf das kalte Haupt und die Rechte auf die ermattende Brust und sprach: „Georg Lilius, der Herr segne Dich und behüte Dich. Der Herr erleuchte sein Angesicht über Dich und sei Dir gnädig. Der Herr erhebe sein Angesicht auf Dich und gebe Dir Frieden! Amen.“

Und noch einmal hob sich die Brust hoch — dann sank sie zurück.

Die Seele des Knechtes Gottes stand vor ihrem Herrn.

Gerhardt aber reichte seine Hand dem Diaconus Lorentz und sprach: „Im Angesichte dieses todten Mannes und im Angesichte des ewigen Herrn und Richters lasset uns geloben und schwören, nicht zu weichen und zu wanken und zu halten am Bekenntnisse der Hoffnung! Ewige Treue unserm lutherischen Glauben! Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstenthum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges, noch Zukünftiges, weder Hohes, noch Tiefes, noch keine andere Creatur

mag uns ſcheiden von der Liebe Gottes, die in Chriſto Jeſu iſt, unſerm Herrn! Amen.“

„Amen, Amen,“ wiederholte Lorentz. „Es ſoll alſo geſchehen.“ —

Und die Beiden gingen von dannen!

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Vom Verfasser des vorliegenden Werkes sind im Verlage von Gebhardt und Reisland in Leipzig ferner erschienen:

Philipp Jacob Spener.

Eine Geschichte

vergangener Zeit für die unsere.

2 Bände. Preis 1½ Thaler.

Leben und Sterben.

Mittheilungen

aus dem

Tagebuche eines Geistlichen.

2 Bände. Preis 1¼ Thaler.

Der Friedensbote.

Zeitschrift

für

Belebung und Förderung des christlichen Lebens.

Jahrgang 1843 u. 1844.

Preis des Jahrganges von 36 Bogen, die zwei Bände bilden, 1⅓ Thaler.

(Erscheint auch für 1845.)

Vollbrecht's Wallfahrt

oder

die Auferweckung des todten Christus.

Eine Geschichte für unsere Tage.

Preis 1⅓ Thaler.

Ferner sind in gleichem Verlage erschienen:

Dr. Joh. Jac. Rambach's

geistliche Lieder.

Vollständig gesammelt und nebst einem Abriß seines Lebens unverändert herausgegeben von

Dr. phil. **Julius Leopold Pasig,**

Nachmittagsprediger an der Universitätskirche zu Leipzig.

Preis ½ Thaler.

Lehrbuch

der

christlichen Religion

nach Ordnung des lutherischen Katechismus

auf

biblischem und kirchlichem Grunde,

von

Dr. Emil Francke.

Bevorwortet vom

Consistorialrath Dr. **Nudelbach.**

Preis ¾ Thaler.